

FREIBURGER RUNDBRIEF

Beiträge zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk
im Geiste beider Testamente

IX. Folge 1956/57

Freiburg, Oktober 1956

Nummer 33/36

Aus dem Inhalt:

1. Solidarität mit Israel¹	
a) Ein Appell an die Christenheit	Seite 3
b) Eine Weltverpflichtung / Israels Recht auf Existenz, von Dr. Franz Böhm, M. d. B. [CDU], Prof. an der Universität Frankfurt a. M.	Seite 4
c) Israels Friedenswillen, Rede zum 27. Zionisten-Kongreß in Jerusalem am 24. April 1956 von Nahum Goldmann, dem Vorsitzenden der Jewish Agency	Seite 9
d) Redet mit Jerusalem freundlich! von Rev. H. D. Leuner, London	Seite 9
2. Episode im Niemandsland	Seite 11
3. Zum ökumenischen Gespräch	
a) * Über die Hoffnung. Ein Vortrag von Rechtsanwalt Otto Küster, Stuttgart	Seite 11
b) Die Hoffnung Israels, von Dr. Hugo Bergmann, Prof. an der Hebräischen Univer- sität Jerusalem	Seite 19
c) „Die Antwort des Jona“, Austausch mit Schalom Ben Chorin, Jerusalem	Seite 21
d) Israel-Gebet der ökumenischen Marienschwesternschaft, Darmstadt	Seite 25
4. * Toleranz in christlicher und jüdischer Sicht. Ein Bericht über die Lübecker Studien- tagung des Deutschen Evangelischen Ausschusses für Dienst an Israel vom 27. Februar bis 2. März 1956, von Dr. Anton Voegtli, Prof. für neutestamentliche Exegese an der Uni- versität Freiburg i. Br.	Seite 28
5. * Ein Kampf um das Reformjudentum in Israel, von Prof. Dr. Hugo Bergmann	Seite 31
6. Echo und Aussprache	
a) Echo zu Nr. 29/32 sowie dem Sonderdruck: Das Minimum der Menschlichkeit / Lehr- prozeß für unsere Zeit	Seite 33
b) Israel ist kein Heidenvolk, Philipp Kraus, Casablanca; K. Thieme	Seite 34
7. Rundschau (u. a.: „Dank an die katholische Kirche“, Christliche Pilger in Jordanien — und Israel)	Seite 35
8. Kleine Nachrichten (u. a.: Religionsfreiheit in Israel)	Seite 46
9. „Gebt dem Volk das Alte Testament zurück“, von Paul Claudel	Seite 49
10. * Literatur zum Verständnis des Alten Bundes-Buches II. Ein Buchbericht von Dr. Karl Thieme, Prof. am Auslands- und Dolmetscherinstitut Germersheim (Universität Mainz)	Seite 50
11. Literaturhinweise (u. a. auf L. Baeck: „Dieses Volk“; H. G. Adler: „Theresienstadt“)	Seite 57
12. Aus unserer Arbeit. In Memoriam Dr. Benno Ostertag, von Rechtsanwalt Otto Küster. In Memoriam Dr. Herbert Schoenfeldt, von Otto Küster und von Fritz W. Arnold, New York. Israel- und Palästina-reise zwei — und drei!, von Dr. Gertrud Luckner	Seite 71

Nachdruck gestattet. Für die im Inhaltsverzeichnis mit gekennzeichneten Beiträge wird um das übliche
Zeilenhonorar gebeten. Als Manuskript gedruckt.

¹ Dieses Heft ist vor den letzten Ereignissen im Nahen Osten fertiggestellt worden und konnte diese nicht mehr berücksichtigen. Wie immer man das Handeln der israelischen Regierung beurteilen mag, wenn man einmal die wirklichen Vorgänge überblicken kann, so würde dies doch an der Tatsache nichts ändern, daß wir für die Existenz und Zukunft Israels mitverantwortlich sind, und daß es sich dabei um eine Weltverantwortung handelt. (Vgl. auch die Anm. der Red. des Rundbriefs S. 7 f.)

Herausgegeben von Dr. Karl Borgmann, Dr. Rupert Gießler, Msgr. Kuno Joerger, Dr. Gertrud Luckner, Karlheinz Schmidhüs, Prof. Dr. Karl Thieme,
Prof. Dr. Anton Voegtli Geschäftsstelle: Dr. Gertrud Luckner, Freiburg im Breisgau, Deutscher Caritas-Verband, Werthmannplatz 4

FREIBURGER RUNDBRIEF

Beiträge zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk im Geiste beider Testamente

1. Solidarität mit Israel

a) Ein Appell an die Christenheit

Seit Monaten war geplant, durch unseren Rundbrief einen Mahnruf an die Christenheit anlässlich der wachsenden Bedrohung Israels ergehen zu lassen. Inzwischen hat die ‚Christlich-Jüdische Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz‘ einen Aufruf zur Solidarität mit Israel erlassen und die ‚Amicizia Ebraico-Cristiana‘ in Italien hat sich ihn zu eigen gemacht¹.

Wenn wir selber auch aus theologischer Sicht die eine oder andere Formulierung wohl etwas anders gefaßt hätten, so möchten wir uns doch gern dem *Sinn und Geist* dieses Aufrufs anschließen. Wer wäre mehr dazu verpflichtet als wir Christen in Deutschland?

Der Vorstand der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz hat beschlossen, folgenden Aufruf an seine christlichen Mitbürger, darüber hinaus an alle Christen, insbesondere die Christen Europas, zu richten:

Vor acht Jahren wurde der Staat Israel auf dem Boden des Heiligen Landes gegründet. Sein Boden wurde und wird mit unsäglichen Opfern einer größtenteils verwüsteten Erde abgerungen. Er ist die wichtigste Zuflucht der Überreste des zu zwei Dritteln ausgemordeten europäischen Judentums und der überall aus der arabischen Welt vertriebenen orientalischen Juden. Er ist das neue Zentrum des jüdischen Geistes, dem die Menschheitskultur so unendlich viel zu verdanken hat. Er ist eine einzigartige Synthese aus abendländischer und morgenländischer Lebensart. Er ist ein Werk des Friedens, der positiven, lebensbejahenden Menschengemeinschaft. Schon der Völkerbund hat 1922 das Recht des jüdischen Volkes auf eine Heimstätte in Palästina anerkannt. Die Vereinten Nationen haben dann mit großer Mehrheit das Existenzrecht des Staates Israels ratifiziert und diesen als Mitglied aufgenommen. Dennoch wird dieses Existenzrecht Israels von seinen Nachbarn bestritten, und so steht es vom Tag seines Bestehens an im verhängnisvollen Zeichen des Krieges, der es immer wieder zu vernichten droht.

Israel ist aber für uns Christen auch der Name des vom einigen Gott auserwählten Volkes, der Name des Alten Bundes, ohne den der Neue nicht wäre; es ist der Name des über alle Welt zerstreuten jüdischen Volkes und der mit ihm gegebenen Verheißung. Dieses

jüdische Volk hat die ganze Geschichte der christlichen Ära in untrennbarer Verbundenheit mit der Christenheit gelebt. Die Geschichte dieser Verbundenheit ist eine Geschichte unveräußerlicher gegenseitiger Bereicherung, aber auch eine Geschichte des Versagens der Christenheit. Die Folgen dieses Versagens kulminieren in der Ausrottungsaktion der Nationalsozialisten, der rund zwei Drittel der europäischen Juden, 6 Millionen, darunter 1 Million Kinder, schuldlos zum Opfer fielen.

Die Juden, die heute den Staat Israel aufbauen und verteidigen, sind unsere Brüder; sie sind unsere Gefährten durch die Geschichte — und sie bleiben es. Wer verstanden hat, was das Geschehen der nationalsozialistischen Ausrottungsaktion für die Christenheit bedeutet hat und bedeutet, der muß sich zu dieser Verbundenheit mit Israel in des Wortes doppelter Bedeutung bekennen.

Wieder ist ein wichtiger Teil des Volkes des Alten Bundes ernsthaften Drohungen ausgesetzt, deren Durchführung Vernichtung und Ausrottung bedeuten würde. Und wieder ist die Christenheit, sind wir alle in die Schuld verflochten, die darin zum Ausdruck kommt. Das Bekenntnis zur unaufhörlichen Verbundenheit der Geschichte des Christentums mit der Geschichte des Judentums bedeutet heute ein Bekenntnis zur Solidarität mit dem Staate Israel. Wir rufen die Christenheit dazu auf!

Die Herausgeber des Freiburger Rundbriefs:

gez. Dr. Gertrud Luckner
Dr. Karl Borgmann
Dr. Rupert Giessler
Msgr. Kupo Joerger
Karlheinz Schmidhüs
Prof. Dr. Karl Thieme
Prof. Dr. Anton Voegtle

gez. Prof. Dr. Rupert Angermair, Kath. theol. Hochschule Freising
Min.-Rat Dr. Josef Antz, Bonn
Prof. Dr. theol. Franz Xaver Arnold, Universität Tübingen
Prof. Dr. K. S. Bader, Universität Zürich, früher Freiburg/Br.
Prof. Dr. Clemens Bauer, Universität Freiburg/Br. Stadtdekan Dr. Alfons Beil, Heidelberg
Walter Dirks, Frankfurt/Main
Prälat Alois Eckert, Präsident des Deutschen Caritasverbandes, Freiburg/Br.
Prof. Dr. theol. Richard Egenter, Universität München
Prof. E. Eißler, Freiburg/Br.
Alfons Erb, Freiburg/Br.
Caritasdirektor Fritz, Freiburg/Br.
Prof. Dr. theol. Rudolf Graber, Eichstätt/Bayern
Dipl.-Ing. H. Happe, Hannover
Prof. Dr. theol. Hauser, Universität Heidelberg

¹ Außerdem hat der niederländische ‚Interkirchliche Dienst an Israel‘ im April 1956 folgendermaßen Stellung genommen:

Ernstlich beunruhigt über das sich zuspitzende Verhältnis zwischen Israel und einer Reihe von Staaten der arabischen Welt, sind sich unsere Gemeinden bewußt geworden, welche Verantwortung die Christenheit dafür trägt, daß Recht und Gerechtigkeit gegenüber Juden und Arabern wiederholt vernachlässigt wurden. Wir wollen deshalb für den Frieden in diesem Teile der Welt beten und haben gleichzeitig einen dringenden Appell an die niederländische Regierung gerichtet, ihren Einfluß dahin geltend zu machen, daß die Vereinten Nationen die Konsequenzen ihrer Mitwirkung am Zustandekommen des Staates Israel sowie ihrer Anerkennung Israels als einer ihrer Mitglieder übernehmen und daß die Westmächte ihre Garantie für das Waffenstillstandsabkommen von 1949 in die Tat umsetzen.

Maria Kiene, Referentin am Deutschen Caritasverband, Freiburg/Br.
 Direktor F. Kolbe, Gescher/Westf., Haus Hall
 Bundesminister a. D. Dr. Hans Lukaschek, Freiburg/Br.
 Direktor G. v. Mann, Ref. f. Jugendfürsorge, Deutscher Caritasverband, Freiburg/Br.
 Prof. Dr. theol. Nikolaus Monzel, Universität München
 Prof. Dr. theol. Wilhelm Neuss, Universität Bonn
 Prof. Dr. theol. Nielen, Universität Frankfurt/M.
 Prof. Dr. Hugo Rahner SJ., Universität Innsbruck
 P. Dr. Augustinus Rösch SJ., München
 Dr. phil. Angela Rozumek, Freiburg/Br.
 Prof. Dr. theol. Othmar Schilling, Kath. theol. Hochschule Paderborn
 DDr. B. Stasiewski, Leiter des kath. Bildungswerkes, Berlin
 Dr. Hugo Stenzel, Verleger, Frankfurt/Main
 Dr. Konrad Winkler, Freiburg/Br.

Dem obigen Appell des Freiburger Rundbriefkreises schließen sich die folgenden Unterzeichneten an:

gez. Pastor Lothar Ahne, Essen-Altenessen
 Dr. Maria Baum, Oberreg.-Rätin a. D., Heidelberg
 Klaus von Bismarck, Schwerte/Ruhr
 Prof. Dr. Franz Böhm, MdB [CDU], Universität Frankfurt/Main
 Dr. Hans Bornhäuser, Prälat des evangelischen Kirchenkreises Südbaden
 Prof. Dr. H. Braun, Bonn
 Dr. Adolf Freudenberg, Pfarrer, Bad Vilbel, Heilsberg
 Prof. Karl Freudenberg, Universität Heidelberg
 Prof. Dr. Lic. Helmut Gollwitzer, Universität Bonn
 Dr. Hans Kallenbach, Leiter der evangelischen Akademie in Hessen und Nassau, Arnoldshain
 Rechtsanwalt Otto Küster, Stuttgart
 Dr. Ed. Lais, Wirtschaftsminister a. D., Freiburg/Br.
 Prof. Dr. Th. Litt, Bonn
 Pfarrer Benjamin G. Locher, Wuppertal-Elberfeld
 Kreisdekan Dr. Hermann Maass, Heidelberg
 DDr. Reinold von Thadden, Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchentages
 Prof. Dr. Ernst Wolf, Universität Göttingen

b) Eine Weltverpflichtung / Israels Recht auf Existenz

*Von Dr. Franz Böhm, MdB [CDU];
 Professor an der Universität Frankfurt/Main*

Mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers und der Redaktion der „*Gegenwart*“ bringen wir den dort in Nr. 266 vom 11. 8. 1956, S. 496 ff. erstmals veröffentlichten Beitrag. (Die Red. des Rundbriefs)

Dieser Aufsatz ist vor der Zuspitzung von Suez verfaßt worden. Sein Inhalt gilt nicht machtpolitischen Konstellationen. Er betrifft eine Frage, die nicht unter dem schlechten Prinzip einer Aufteilung der Erde nach Interessensphären zum Gegenstand des Aushandelns werden darf. Um so brennender ist die Aktualität dieser Frage.

Die Redaktion der „Gegenwart“

I.

Die arabischen Staaten fordern, daß der Staat Israel verschwindet. Sie erklären, daß sie sich mit dem Staat Israel im Kriegszustand befinden, und leiten daraus

das Recht ab, den Staat Israel mit Gewalt zu vernichten. Sie werden von kommunistischen Staaten mit Waffen beliefert. Sowohl den Belieferten wie den Lieferanten ist bekannt, daß diese Waffen gegen den Staat Israel verwendet werden sollen.

Knapp elf Jahre sind vergangen, seitdem der zweite Weltkrieg sein Ende gefunden hat. Alle Staaten der Erde waren damals einig in der Ansicht, daß der Krieg hinfort kein erlaubtes Mittel zum Austrag von Interessengegensätzen zwischen Staaten mehr sein darf. Sie waren damals sogar der Meinung, daß dieser Satz bereits ein Satz des geltenden Völkerrechts geworden sei. Rußland, die Vereinigten Staaten, England und Frankreich haben Gerichte eingesetzt, um deutsche Politiker, Militärs und Industrielle wegen Vorbereitung eines Angriffskrieges zu bestrafen, und haben solche Strafen verhängt. In der Tat war der Krieg schon vor dem zweiten Weltkrieg durch den Kellogg-Pakt geächtet, dem die meisten großen Staaten beigetreten waren. Am Ende des zweiten Weltkrieges wurden die Vereinten Nationen geschaffen mit dem Ziel, die Anwendung des Krieges als eines Mittels der Politik endgültig und für alle Zeiten unmöglich zu machen. Inzwischen sind freilich wieder eine Reihe von Kriegen, wenn auch gottlob nur lokalisierte Kriege, geführt worden. Heute aber wird von einigen Völkern bereits wieder mit einer frappanten Unbefangenheit und offenbar mit dem besten Gewissen von der Welt mit Krieg gedroht und vom Krieg gesprochen, als sei es die selbstverständlichste und natürlichste Sache in der Welt und als handle es sich dabei um ein von der Natur geschaffenes Recht der Staaten, denen irgend etwas an den gegebenen Verhältnissen nicht genehm ist. Noch verblüffender ist, daß sich kaum eine einzige offizielle Stimme in der Welt erhebt, um diesen Drohungen, diesen Absichten und diesen Auffassungen entgegenzutreten. Man respektiert vielmehr den Appell an die Gewalt, und man respektiert ihn um so entgegenkommender, je ungehemmter und erpresserischer dieser Appell ausgesprochen wird.

Nun gibt es zwar Abkommen, die Israel gegen einen kriegesischen Angriff schützen sollen. Aber bereits jetzt werden diese Abkommen von den Regierungen der bedeutendsten Staaten wieder in einer Weise interpretiert, die ihren Inhalt, ihren Ernst und ihre praktische Bedeutung in Frage stellen. Irgendwelche konkreten Vorbereitungen dafür, den Schutz für den Fall eines tatsächlichen Angriffskrieges wirksam zu machen, sind nicht sichtbar. Der Wille, diesen Schutz zu gewähren, ist seit der Genfer Zusammenkunft im Hochsommer des letzten Jahres nicht mehr ausgesprochen worden, seitdem die Gefahr wirklich brennend geworden ist. Die Haltung aller Mächte, ohne Ausnahme, ist vielmehr dazu angetan, die arabischen Kriegsabsichten zu ermutigen und dazu beitragen, daß sich das militärische Kräfteverhältnis dauernd zuungunsten des bedrohten Staates Israel verschiebt. Die arabischen Staaten werden gestärkt, die Möglichkeiten des Staates Israel, sich selbst zu helfen, geschwächt. Selbst wenn einige der großen Mächte dem Staat Israel im Ernstfall zu Hilfe kommen sollten, so würde diese Hilfe mangels seriöser Vorbereitungen und Entschlüsse so spät kommen, daß dasjenige, was von der Regierung und vom Volk Israels in den letzten sieben Jahren aufgebaut worden ist, mindestens von der Luft her zerstört sein wird, bevor sich die Hilfe auswirkt. Leider aber wird es von Monat zu Monat ungewisser, ob der Schutz im Ernstfall überhaupt gewährt werden wird. Die englische Regierung hat bereits angedeutet, daß sie zu einem Schutz nur bereit sein wird, wenn Israel vorher recht empfindliche territoriale Zugeständnisse macht. Kann sich Israel dazu nicht entschließen, dann bleibt es im Fall eines arabischen Angriffskrieges ohne Schutz. Es wiederholt sich

also hier die Politik, die England im Jahre 1938 der Tschechoslowakei gegenüber angewendet hat. Das Ergebnis dieser Politik droht denn auch wieder ähnlich zu werden, wie es im Jahre 1938 in der tschechoslowakischen Frage gewesen ist.

Dies alles vollzieht sich spätestens seit dem Herbst 1955 vor den Augen der ganzen zivilisierten Welt, vor den Augen der Vereinten Nationen, vor den Augen der Parlamente aller freien und demokratischen Völker. Kaum eine einzige Stimme erhebt sich gegen dieses heraufziehende Unheil in irgendeiner Zeitung der freien Welt, in irgendeiner Organisation freier Bürger. Wenn der Staat Israel und seine Bewohner heute Ausschau halten nach Kräften, die ihnen im Fall äußerster Gefahr Hilfe gegen das Unrecht eines Krieges gewähren, so können sie kein anderes Gefühl haben, als das Gefühl der Verlassenheit und des Preisgebensseins. Unter diesen Umständen liegt es psychologisch und politisch leider nahe, daß Israel zur Stärkung des Selbstbehauptungswillens seiner eigenen Bevölkerung eine demonstrative Politik der Stärke betreibt und damit die Bereitschaft gerade derjenigen Staaten, die sich diesem Lande am nächsten verbunden fühlen, schwächt. Da sich alle diese Staaten heute in einer sehr schwierigen Lage befinden, sind sie leider geneigt, jede Ausrede begierig zu ergreifen, die es ihnen erleichtert, vor ihrer moralischen Pflicht auszuweichen.

II.

Vor kurzem hat Herr Chruschtschow in einem Interview erklärt, ein Krieg zwischen den arabischen Staaten und Israel werde der Beginn eines dritten Weltkrieges sein. Das klingt wie eine Warnung an beide Seiten, wie ein Versuch, den Frieden zu wahren und die arabischen Staaten davon abzuhalten, zum Krieg zu schreiten. In Wahrheit bedeutet es das genaue Gegenteil. Es bedeutet nämlich, daß im Falle des Ausbruchs eines Krieges zwischen den arabischen Staaten und Israel nicht etwa alle anderen Staaten dem Angreifer in den Arm fallen und eine friedliche Schlichtung der Gegensätze erzwingen, sondern daß in diesem Falle ein Teil der Mächte für die arabischen Staaten und ein anderer Teil für Israel Partei ergreift und daß sie diesen lokalen Streit zum Anlaß nehmen, die Gesamtheit ihrer eigenen Gegensätze in einem neuen Weltkrieg auszutragen. Damit aber wird es in die Hand der arabischen Staaten und des Staates Israel gelegt, den dritten Weltkrieg auszulösen. Es leuchtet ein, daß, wenn alle Mächte entschlossen sind, einen etwa ausbrechenden arabisch-israelischen Krieg mit Gewalt zu verhindern, aus diesem arabisch-israelischen Krieg kein Weltkrieg entstehen *kann*, vielmehr der entfachte lokale Kriegsfunkte wieder ausgetreten wird. Wer deshalb angesichts dieser offenkundigen Wahrheit erklärt, daß ein arabisch-israelischer Krieg notwendig zu einem dritten Weltkrieg führen wird, der erklärt, daß er entschlossen ist, diesen arabisch-israelischen Krieg, sobald er ausbrechen sollte, zu einem dritten Weltkrieg auszuweiten. Die Ankündigung Chruschtschows kann nur dahin verstanden werden, daß Rußland eine bewaffnete Intervention der Westmächte gegen einen arabischen Angriff *nicht* dulden wird. Vor diese Situation hat Chruschtschow die Westmächte mit seinem Interview gestellt. Das ist die Lage.

III.

Die arabischen Politiker behaupten, der Staat Israel sei von den imperialistischen Kolonialmächten als ein Brückenkopf ihrer Herrschaft im Vorderen Orient auf einem Gebiet errichtet worden, das ihnen nicht gehört, sondern von den Arabern besiedelt war. Herr Chruschtschow hat vor wenigen Tagen dieser Deutung aus-

drücklich beigestimmt, obwohl sein eigenes Land durch seinen Eintritt in den Völkerbund sowohl der Tatsache des Völkerbundsmandats Palästina als auch der Ausübung dieses Mandats durch Großbritannien jedenfalls nachträglich beieigepflichtet hat. Der Staat des Herrn Chruschtschow hat aber des ferneren den Staat Israel auch nach seiner Gründung im Jahre 1948 anerkannt und die vollen diplomatischen Beziehungen mit diesem Staat aufgenommen. Rußland gehört in den Kreis der Mächte, die sich in der Vergangenheit mindestens als moralische Garanten eines selbständigen jüdischen Staats auf palästinischem Boden betätigt haben.

Im übrigen weiß alle Welt, daß Israel nicht von Imperialisten, Kolonialisten und Kapitalisten errichtet worden ist, sondern von jüdischen Bauern, Arbeitern und Pionieren, und daß die Idee, die hier verwirklicht wurde, nicht die Idee des Imperialismus, des Kolonialismus oder des Kapitalismus, sondern die Idee des Zionismus war. Der Idee des Zionismus aber liegt kein anderes Motiv zugrunde als dies: fast zwei Jahrtausende haben die Juden nach der Vernichtung ihres Staats durch die Römer ohne Staat unter fremden Staaten und Völkern gelebt. Dieses Leben in der Fremde war für die Juden, wenn man von gelegentlichen Unterbrechungen absieht, ein Leben der Entwürdigung, ein Leben der Unterwerfung, ein Leben in der Verfolgung, in der Schmach, in der Ausbeutung, in der Gefahr. Auch der Anbruch des Zeitalters der Menschenrechte, der Demokratie, der Emanzipation beseitigte die Gefahr und die Entwürdigung keineswegs: es zeigte sich, daß sie von den Juden nur durch Assimilation, d. h. durch völliges Aufgehen der Juden in den anderen Völkern, hätte abgewendet werden können. Der Gedanke, einen eigenen Staat zu errichten, hat also nur einen einzigen Anlaß, und dieser Anlaß war das Schicksal, das alle anderen Völker dieser Erde den Juden bereitet haben, solange sie keinen eigenen Staat besaßen.

Wenn die Sieger des ersten Weltkriegs das moralische Recht der Juden anerkannten, einen eigenen Staat zu haben¹, so war das *einzige* Motiv dieser Anerkennung das Bewußtsein der Schuld aller Völker an dem unwürdigen und schrecklichen Schicksal der Juden vom Ende der Antike bis zum heutigen Tag, mindestens das Bewußtsein des eigenen Unvermögens, in ihren eigenen Staaten den Juden eine angemessene Existenz zu bieten. Wie wenig es ihnen darum zu tun war, einen Brückenkopf im Vorderen Orient zu errichten, zeigt die Tatsache, daß die Alliierten des ersten Weltkriegs und die Mitglieder des Völkerbunds an den künftigen jüdischen Staat keine einzige Forderung gestellt haben. Sie haben nicht verlangt, daß dieser Staat ein kapitalistischer Staat sein oder mit kapitalistischen Staaten verbunden sein soll. Der künftige jüdische Staat besaß volle Freiheit, ein sozialistischer, auch ein kommunistischer Staat zu sein, wenn seine Bewohner das wünschen und beschließen sollten. Es wurde nicht verlangt, daß der künftige Staat der Juden sich als Brückenkopf Europas oder Amerikas etablieren sollte. Die Westmächte stellten sich vielmehr nichts anderes vor, als daß dieser Staat, als ein vorderasiatischer Staat neben anderen vorderasiatischen Staaten, ein guter Nachbar dieser Staaten werden sollte, unabhängig von jeder Bindung an irgendeine Mächtegruppe. Wenn es auf dem Gebiet der Außenpolitik jemals eine uneigennützig und selbstlose Tat gegeben hat, dann war es die Errichtung des Völkerbundsmandats Palästina am Ende des ersten Weltkriegs. Man kann vielleicht sagen, daß es eine Uneigennützigkeit ohne eigene Opfer, vielleicht sogar eine Uneigennützigkeit auf fremde Kosten gewesen sei.

¹ Die genaue Formel lautete: „establishment of a national home for the Jewish people.“ (Anmerkung der Red. des Rundbriefs)

Gut. Aber man kann *nicht* sagen, daß es eine imperialistische, kolonialistische oder kapitalistische Eigennützigkeit gewesen sei. Wer dies sagt, verfälscht die geschichtliche Wahrheit.

Nun beklagen sich aber die arabischen Staaten, daß die alliierten Mächte für die Errichtung eines selbständigen jüdischen Staats nicht eigenen Grund und Boden zur Verfügung gestellt hätten, sondern daß sie fremdes, arabisches Land dafür bestimmt hätten, ohne die Bewohner dieses Landes zu fragen, ja, entgegen ausdrücklichen vertraglichen Zusagen, die England während des ersten Weltkrieges arabischen Politikern und arabischen Stämmen gegeben habe. Auch das entspricht der geschichtlichen Wahrheit nicht ganz. Erstens haben die Alliierten das Mandatsgebiet Palästina nicht auf dem Boden eines arabischen Staats errichtet, sondern auf einem Territorium, das sie mit dem Blut ihrer Soldaten und unter großen materiellen Opfern dem *türkischen* Staat abgenommen hatten. Von den sechs arabischen Staaten, die heute bestehen, verdanken fünf ihre staatliche Existenz dem Sieg der alliierten Truppen im ersten Weltkrieg. Vor diesem Siege waren sie türkische Provinzen. Man mag den Anteil arabischer Stämme an der Befreiung ihres Landes von türkischer Herrschaft so hoch wie immer bewerten: ohne den Sieg der Alliierten über die Mittelmächte auf den europäischen Kriegsschauplätzen und ohne Sieg der englischen Truppen in Palästina, dem heutigen Jordanien, Syrien und Libanon, würden diese großen Gebiete, die heute arabische Staaten sind, nach dem ersten Weltkrieg türkische Provinzen geblieben sein. Man kann es allerdings den Arabern nicht zum Vorwurf machen, daß sie ihr Land nicht aus eigener Kraft befreit haben, denn die Kriege unserer Zeit werden nicht nur mit Menschen, sondern mit Maschinen, Apparaturen und Organisationen geführt, die den arabischen Stämmen damals nicht zur Verfügung standen und die sie nicht bedienen konnten. Das Blut und die Waffen europäischer und amerikanischer Völker waren es, die den entscheidenden Anteil an der Entstehung der heutigen arabischen Staaten Saudiarabien, Jordanien, Irak, Syrien und Libanon gehabt haben.

Zweitens kommt noch ein weiterer Umstand hinzu. Der Umstand nämlich, daß sich die Staaten, die den ersten Weltkrieg gewonnen haben, keineswegs ausschließlich von Beweggründen imperialistischer Expansion haben bestimmen lassen, wie eine gehässige Propaganda behauptet, obwohl diese Staaten natürlich nicht völlig frei von selbstsüchtigen Wünschen und Interessen waren. Sie ließen sich aber gleichzeitig, und zwar insbesondere im Verhältnis zu der arabischen Welt, auch von Prinzipien bestimmen, die selbstlos waren, so vor allem von dem Prinzip des Rechts von Nationalitäten auf politische Selbstbestimmung und auf Eigenstaatlichkeit in den von ihnen bewohnten Gebieten. Dies aber waren Prinzipien liberaler und demokratischer Herkunft; sie sind älter als der Sozialismus und sehr viel älter als der Kommunismus, der heute in den Sowjetrepubliken zur Herrschaft gelangt ist. Die Behauptung, daß die Sowjetstaaten die Freunde, die freien demokratischen Staaten der westlichen Welt aber die Feinde und Bedroher der jungen nationalen Staaten oder der Staaten seien, die heute noch um ihre nationale Eigenstaatlichkeit ringen, entspricht nicht der geschichtlichen Wahrheit. Die genannten arabischen Staaten verdanken ihre heutige Freiheit nicht der UdSSR, sondern dem Siege der Westmächte im ersten Weltkrieg und dem freiwilligen und unentgeltlichen Verzicht dieser Mächte auf die Behauptung von Herrschaftspositionen, die sie im Zeitpunkt ihres Sieges zweifellos besaßen.

Der einzige Preis, den die Westmächte — mit Einverständnis der am Völkerbund beteiligten Staaten und unter nachträglicher Billigung der UdSSR — für ihre

Befreiungstat verlangt haben, war die Unterstellung eines kleinen Gebietes von der Größe etwa des ehemaligen Großherzogtums Baden unter die Mandatsverwaltung des Völkerbunds für die Zwecke der Errichtung eines selbständigen jüdischen Staates, eines Gebiets, das unbestrittenerweise zum Teil von arabischer Bevölkerung besiedelt war. Aber hier handelt es sich nicht um ein eigennütziges Ziel, sondern um das humanitäre Ziel der Wiedergutmachung eines Menschheitsunrechts gegenüber dem mißhandelten Volk der Juden. Diese Völker, von denen viele schwere Opfer an Blut und Gut für die Befreiung arabischen Landes gebracht hatten, glaubten, auch von den befreiten Arabern ein Opfer für dieses edle Ziel fordern zu können. Würden die Araber im Prinzip zugestimmt, aber gefordert haben, daß ihnen für die Überlassung eines kleinen Gebiets noch ein weiterer Preis gezahlt werden sollte, so würde der Völkerbund über diese Forderung sicherlich verhandelt und ein billiges Entgegenkommen bestätigt haben.

Leider haben die Araber von Anfang an eine rein ablehnende und negative Haltung eingenommen und wenig Dankbarkeit und Verständnis bewiesen. Schon während der Mandatszeit haben sie bei der Mandatsmacht erreicht, daß diese die weitere Einwanderung von Juden sperrte, selbst noch zu einer Zeit, in der Hitler viele Hunderttausende von gemarterten und beraubten Juden über die Grenzen getrieben hatte, die nunmehr in Palästina Zuflucht suchten. Ein prominenter Exponent der arabischen Bevölkerung Palästinas, der von dem britischen Hochkommissar Lord Samuel — selbst einem Juden — zum Großmufti von Jerusalem eingesetzt und mit sehr hohen Einkünften ausgestattet worden war, beteiligte sich im Hauptquartier Hitlers persönlich an dessen erbarmungslosen Verbrechen an den Juden, indem er Verwahrung einlegte, wenn Hitler, was freilich selten geschah, die Entlassung von Juden aus seinen Konzentrationslagern beabsichtigte. Trotz der araberfreundlichen Haltung der englischen Mandatsverwaltung veranlaßten der Großmufti und seine Anhänger Aufstände und Terrorakte in Palästina und stifteten einen nicht abreißenden Bürgerkrieg zwischen ansässigen Juden und ansässigen Arabern, der schließlich solche Ausmaße annahm, daß die englische Regierung im Jahre 1948 den Entschluß faßte, das Mandatsgebiet Palästina zu räumen. Am Tag der Räumung fielen Teile der in Palästina ansässigen Araber unter Führung des Großmufti über die Juden her und eröffneten ägyptische und transjordanische Truppen Krieg gegen den neuerrichteten Staat Israel. In diesem Krieg vermochte sich Israel zu behaupten. Er wurde durch einen Waffenstillstand beendet, der von den Vereinten Nationen gefordert worden war, der bis heute besteht und nach dem Willen der Vereinten Nationen niemals wieder in Krieg übergehen darf. Das einzige, was jetzt noch zu tun bleibt, ist der Abschluß eines endgültigen Friedens zwischen den arabischen Staaten und Israel. Dieser Friede, zu dem Israel bereit ist, wurde von den arabischen Staaten bis heute verweigert.

Seit dem arabischen Krieg hat sich Israel unter den schwierigsten Umständen zu einem industrialisierten Sozialstaat mit fortschrittlicher Landwirtschaft entwickelt. Es ist ihm gelungen, in den Formen einer freiheitlichen, demokratischen Verfassung die sozialen Mißstände, wie sie beim plötzlichen Entstehen industrialisierter Gesellschaften aufzutreten pflegen, mit einem geschichtlich beispiellosen Erfolg zu vermeiden. Wenn sich irgendein Staatsgebilde der Welt durch die Tat geeignet gezeigt hat, Völkern, die eine industrielle Entwicklung nachholen wollen, ein praktisches Vorbild und ein selbstloser Lehrmeister zu sein, so ist es der junge Staat Israel. Man sollte denken, daß die arabischen Staaten allen Anlaß haben, diesen kleinen Nachbarn

hochwillkommen zu heißen und ihn als wahren Freund zu begrüßen. Anstatt dessen haben sie vorgezogen, einem Nationalismus zu huldigen, der im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts die furchtbarsten Verwüstungen und Katastrophen hervorgerufen hat. Und während die europäischen Staaten heute im Verein mit den USA diesem Exzeß des Nationalismus zu steuern, ihn zu mäßigen und zurückzubilden versuchen, peitschen die UdSSR und ihre Trabanten diesen Nationalismus zur Siedehitze an, sie, die einer Doktrin huldigen, die im 19. Jahrhundert eben diesem Nationalismus und Chauvinismus als einem kapitalistischen Laster den entschiedensten Kampf — und zwar einen berechtigten Kampf — angesagt hatten. Ein Beweis für den Zerfall in Lüge und Zynismus, den die großen Staats- und Gesellschaftsideen des 18. und 19. Jahrhunderts einschließlich der kommunistischen im 20. Jahrhundert haben erdulden müssen.

IV.

Es ist unnatürlich, daß die Beziehungen zwischen dem Staat Israel und den arabischen Staaten, die eine Gelegenheit friedlicher, nachbarschaftlicher Verständigung zum beiderseitigen Nutzen und im Interesse der Selbständigkeit der Staaten des Vorderen Orients sein sollten, heute die große Sorge der Weltmächte geworden sind und sie — sehr gegen ihren Willen — zur Einmischung zwingen. So droht eine gute Tat, nämlich die Errichtung eines jüdischen Staates, die Menschheit heute an den Rand eines neuen Krieges zu bringen und außerdem neues Unheil über das Haupt der Juden heraufzubeschwören, obwohl diese gute Tat ins Werk gesetzt worden ist, um zwei Jahrtausende großen unverdienten Leides für dieses unglückliche Volk zu beenden und eine glücklichere Epoche in der Geschichte des Judentums einzuleiten. Es hing von einem einzigen Glied in der Kette der sittlichen Kräfte ab, nämlich von den arabischen Staaten, diesen Erfolg zu verwirklichen. Aber dieses einzige, freilich entscheidende Glied hat bis heute seine Mitwirkung hartnäckig verweigert und lehnt es rundheraus ab, auch nur das kleinste Opfer zu diesem Menschheitsziel beizusteuern. Und dies in einer Zeit, in der anderen großen Staaten, den USA, Großbritannien, Frankreich und Deutschland sehr viel größere und schmerzlichere Opfer im Interesse des Völkerfriedens und einer Organisation des friedlichen Zusammenwirkens zwischen den Staaten zugemutet werden. Eine einzige Staatengruppe, die von den großen Staaten eine Fülle von Freundschaft und Hilfe erfahren hat, fordert für sich die völlige und restlose Erfüllung aller ihrer Wünsche und lehnt den Verzicht auf irgendeinen dieser Wünsche radikal ab. Sie nimmt zwar die Solidarität der Welt in Anspruch, ist aber nicht gesonnen, zu ihr beizutragen. Die tragische Spannung zwischen den Staaten der freien Welt und dem sowjetischen Machtblock hat diese Staatengruppe politisch in die Lage versetzt, auf der Erfüllung ihrer schrankenlosen Wünsche zu bestehen und die Hand an die Zündschnur zu legen, die eine Explosion der Gegensätze zwischen diesen beiden Blöcken auslösen könnte. Die russische Politik dieser Tage ermutigt die arabischen Staaten in ihrer Haltung der Unnachgiebigkeit mit Bedacht und nach Kräften. In seinem erwähnten Interview hat Herr Chruschtschow erklärt, daß der Sieg der arabischen Forderung auf Liquidierung des Staates Israel geschichtlich unabwendbar sei, wenn die arabischen Staaten sich nur stark machten und Geduld bewiesen. Das geschichtliche Gesetz, das hier den arabischen Ansprüchen den Sieg bringen soll, ist freilich nicht das geschichtsdialektische Gesetz von Karl Marx, das den unterdrückten sozialen Klassen den Sieg des Sozialismus verheißt, sondern es

ist das Gesetz vom Sieg der nationalstaatlichen Idee, das von den Kommunisten des 19. Jahrhunderts niemals als ein geschichtliches Gesetz anerkannt, vielmehr radikal verworfen worden ist. Es spricht allerdings vieles dafür, daß junge Nationalstaaten mit ihren Ansprüchen geschichtlichen Erfolg haben werden, wenn sie diese Ansprüche nur mit der erforderlichen Starrheit und Rücksichtslosigkeit vertreten und sich hierbei auf den Beistand einer Weltmacht verlassen können, die, im Gegensatz zu den demokratischen Staaten der freien Welt, infolge ihrer totalitären und diktatorischen Verfassung über einen friedensgefährdenden Vorsprung an geballter, konzentrierter und zentralisierter Gewalt verfügt. Es leuchtet aber ebenso sehr ein, daß kein geschichtliches Gesetz besteht, das den Staat Israel mit dem notwendigen Untergang bedroht, sobald sich die arabischen Staaten dazu entschließen, das humane Ziel der Errichtung eines jüdischen Staates in Palästina in ihren eigenen Willen aufzunehmen und aus freier politischer Überzeugung für dieses Ziel das Opfer des Verzichts auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet zu bringen. Kein geschichtliches Gesetz zwingt irgendein Volk, den nationalistischen Egoismus zu Tode zu reiten.

Solange aber die arabischen Staaten an diesem outrierten Nationalismus festhalten und hierin von der UdSSR so sehr ermutigt werden, wie dies vor kurzem wieder geschehen ist, sehen sich allerdings die freien demokratischen Völker vor die tragische Entscheidung gestellt, entweder an ihrer politischen Verantwortung festzuhalten, die sie den Juden und dem Staate Israel gegenüber übernommen haben und damit zu riskieren, daß die Unterstützung Israels gegen einen arabischen Angriff einen Krieg mit Rußland auslöst, oder aber um der Abwendung dieser Kriegsgefahr willen Israel in der gleichen unehrenhaften Weise preizugeben, in der im Jahre 1938 der tschechoslowakische Staat preisgegeben worden ist. Es ist kein leichter Entschluß für die freien Staaten der Welt, im Falle eines arabischen Angriffs auf Israel Soldaten nach Palästina zu schicken auf die Gefahr hin, daß sie wenige Monate später Millionen und aber Millionen von Soldaten an unzählige Grenzen dieses Erdballs schicken müssen. Die Versuchung, aus begreiflicher Furcht vor einem solchen unvorstellbaren Unglück das Volk der Juden zum tausendsten und aber tausendsten Mal wiederum preizugeben, liegt in der Tat nahe, und es ist nicht einmal leicht, die Regierungen zu schelten, wenn sie mit dieser Versuchung kämpfen. Es ist ein geringer Trost, die Verantwortung für diesen Verrat an einem unabdingbaren moralischen und humanen Ziel auf die arabischen Staaten und auf die russische Politik abzuwälzen. Denn dieser Streit um die Schuld kann den Juden und den Bewohnern eines kleinen preisgegebenen Staates dann ja nicht mehr helfen¹.

¹ Seitdem diese Zeilen geschrieben wurden, ist die Krise um den Suez-Kanal ausgebrochen und hat bei manchen Freunden Israels die Meinung wachgerufen, dieses stehe nun nicht mehr so isoliert gegenüber seinen sämtlichen Nachbarstaaten da, sei vielmehr in eine Art Solidarität der westlichen Welt einbezogen, so daß die vorstehend geäußerten Befürchtungen überholt wären.

Davon kann keine Rede sein. Abgesehen von der inneren Fragwürdigkeit, die selbst einer solchen Solidarität mit den „Kolonialisten“ innewohnen würde, als welche die Verteidiger der Suezkanalgesellschaft gegen Nassers Enteignung nun einmal in den Augen eines erheblichen Teils der Weltöffentlichkeit dastehen, ist festzustellen, daß England, Frankreich und die Vereinigten Staaten gar nicht daran gedacht haben, aus ihrem eignen Konflikt mit Nasser und den ihn unterstützenden Araberstaaten die Konsequenz einer Unterstützung Israels gegenüber ebendenselben Mächten zu ziehen. Sie haben sich vielmehr auf die Wahrung ihrer eignen Interessen beschränkt und ängstlich vermieden, für die-jenigen Israels unzweideutig einzutreten, die durch denselben Nasser in Gestalt der Sperrung desselben Suezkanals entgegen den Beschlüssen der Vereinigten Nationen seit Jahren ungestraft verletzt werden. So ist auch der Staat Israel nicht zur Londoner Konferenz über die Frage des Kanals beigezogen worden, der doch der einzige Staat der Welt ist, dem

Aber dieser Verrat darf nicht verübt werden. Die freien Nationen müssen den arabischen Staaten ihren unerschütterlichen Willen bekunden, den Staat Israel gegen einen arabischen Angriff mit militärischen Sanktionen zu sichern. Sie müssen die UdSSR auffordern, sich an einem solchen Schritt zu beteiligen. Natürlich darf die Garantie nicht einseitig sein: die arabischen Staaten müssen in gleicher Weise gegen einen etwaigen israelischen Präventivkrieg geschützt werden. Beide Seiten müssen wissen, daß die großen freien Staaten nicht nur für sich selbst auf die Anwendung von Gewalt verzichten, sondern daß sie die Anwendung von Gewalt auch im Vorderen Orient nicht dulden werden, daß sie eine solche Gewaltanwendung mit Gewalt verhindern werden. Die Bereitschaft zu diesem Schutz darf an keine Bedingung, insbesondere nicht an die Bedingung irgend welcher territorialer Zugeständnisse geknüpft werden. Über ihre Grenzen mögen sich die arabischen Staaten und Israel in friedlichen Verhandlungen verständigen. Sobald solche Verhandlungen einmal eingeleitet werden, steht es jedem Staat frei, seine vermittelnden Dienste anzubieten, falls sie gewünscht werden sollten. Bis dahin aber hat es bei dem status quo des gegenwärtigen Waffenstillstands zu verbleiben.

Sollten sich die freien Staaten zu einer solchen Politik entschließen und sollte Rußland einem solchen Entschluß nicht beitreten, so wird trotzdem aus der Israelfrage ein dritter Weltkrieg *nicht* entstehen. Die Russen werden ihn nicht auslösen, wenn die freien Staaten im Ernstfall den Ausbruch eines arabisch-israelischen Kriegs mit Gewalt verhindern, also etwas tun, was so offensichtlich der Erhaltung des Friedens und der Anbahnung einer gerechten Lösung dient. Beklagenswerter als die bedauerliche, undurchsichtige und unentschlossene politische Haltung der freien Staaten in dieser Frage ist es aber, daß sich in der gesamten Öffentlichkeit dieser Staaten kaum eine einzige Stimme von Gewicht und Autorität erhebt, um die Regierungen an ihre unabdingbare moralische und politische Pflicht zu erinnern und für ein bedrohtes Volk einzutreten,

die dort debattierte freie Durchfahrt durch den Kanal bis heute tatsächlich verweigert wurde, obwohl der Sicherheitsrat dies wiederholt als Rechtsbruch festgestellt hatte. Ja, in den letzten Wochen hat England sogar eine von ihm gewünschte Sicherung seines jordanischen Bündnispartners gegen etwaigen ägyptischen Zugriff durch mit ihm verbündete irakische Truppen unter dem Vorwand versucht, diese Truppen seien zum Schutze Jordaniens gegen Israel nötig, obwohl feststehen dürfte, daß Israel keineswegs an einen 'Präventivkrieg' gegen Jordanien denkt, sondern nur versucht hat, die jahrelangen vergifteten 'Nadelstiche' der Nachbarregierungen durch 'Räuber', 'wahnsinnig gewordene' Maschinengewehrschützen und ägyptische Selbstmordkommandos endlich einmal mit so massiven Gegenschlägen zu beantworten, daß den Partnern die Lust vergehen sollte, jene Nadelstiche weiter zu betreiben.

Es ist eine — ganz überaus schwer zu beantwortende — politische und psychologische Frage, ob diese massiven Gegenschläge Aussicht haben, ihren Zweck zu erreichen oder nicht; eine Frage, auf die sich aus dem europäischen Abstand von den Ereignissen und der Mentalität der Arabienführer heraus keine verantwortbare Antwort finden läßt.

Wohl aber läßt sich sagen, daß zunächst die arabische Propaganda von diesen Gegenschlägen und der damit verbundenen Brückierung der Waffenstillstandskommission der Vereinigten Nationen profitiert hat, insofern es leicht war, die Reaktionen Israels auf sogenannte 'kleine Zwischenfälle' als maßlos übertrieben hinzustellen, wenn man systematisch vergaß, durch welche ununterbrochene Serie solcher entnervender Zwischenfälle seit bald zehn Jahren diese Reaktionen provoziert waren.

Um so nötiger ist es, daß alle, die es mit Israel ehrlich meinen, auf die Gefahr hinweisen, daß hier bequeme Vorwände dafür geschaffen zu werden drohen, um in der Meinung der westlichen Welt Israel als den eigentlichen Friedensstörer hinzustellen, zu vergessen, was wir alle ihm schuldig sind und es womöglich eines Tages auf dem Altar der Versöhnung zwischen 'Ost' und 'West' als Schlachtopfer darzubringen. Auch die Herausgeber des Rundbriefs können nur mit Sorgen daran denken (wie es Professor Bohm kürzlich ausdrückte), was geschehn würde, wenn Ägypten sich eines Tages bereit erklären sollte, den großen Mächten in der Kanalfraße weit entgegenzukommen — unter der einzigen kleinen Bedingung, daß diese christlich-abendländischen Mächte dafür Ägypten freie Hand gegenüber Israel zugestehen würden. (Anmerkung der Redaktion des Rundbriefs)

treten, das erst vor wenigen Jahren unter Verlust von Millionen unschuldiger Angehöriger einem Ausrotungsversuch von grauenhaftem Umfang entronnen ist. Wenn irgendein Volk Anlaß hat, diese Stimme heute zu erheben, dann ist es das deutsche. Daß hiermit politische Gefahren und ernste Nachteile für lebenswichtige deutsche Anliegen heraufbeschworen werden können, darf kein Grund für uns sein, zu schweigen und dazu beizutragen, daß sich die Welt psychologisch auf einen von ihr nicht verhinderten Untergang des Staates Israel vorbereitet und sich schon jetzt die Entschuldigungsgründe für eine solche schimpfliche Haltung zurechtlegt.

Der Staat Israel muß auf dem Boden Palästinas erhalten bleiben. England hat im ersten Weltkrieg zugesagt, die Bildung eines solchen Staats herbeizuführen. Der Völkerbund hat zu diesem Behuf ein Mandat errichtet. Unter diesem Mandat haben die Juden Palästina besiedelt und den Grund für ihren Staat gelegt. Als die Mandatsmacht England das Land verließ, haben die Juden Palästinas den Staat Israel proklamiert. Als arabische Staaten das neue Staatsgebilde mit Krieg überfielen, hat es sich im Krieg behauptet. Die Vereinten Nationen haben sodann den Waffenstillstand gefordert und erreicht. Die Welt trägt eindeutig die Verantwortung dafür, daß der Staat Israel entstanden ist und daß er heute innerhalb seiner heutigen Grenzen existiert. Sie hat diese Verantwortung aus Gründen der Moral und der Gerechtigkeit übernommen, aus Gründen, die vor dem Weltgewissen Bestand haben. Ein Rückfall aus dieser Politik der Prinzipien in eine Politik des rohen und nackten Machiavellismus wäre Verrat. Das 20. Jahrhundert hat solchen Rückfall bereits mit zwei Weltkriegen bezahlt. Nur ein dritter Rückfall, nicht aber der entschlossene Widerstand gegen ihn, würde den dritten Weltkrieg zur Folge haben.

Gewiß, auch dieser Widerstand aus Gründen der politischen Vernunft und des Gewissens fordert von der Welt die Bereitschaft zu Opfern und Risiken. Ohne Opfer ist nichts Gutes auf dieser Welt zu erreichen, auch der Friede nicht. Sie müssen im Falle des arabisch-israelischen Konflikts von uns in Kauf genommen werden, wenn auch nur ein Funke von Wille in uns lebendig ist, einer schweren Schuld niedrigen Hasses und verbrecherischer Erbarmungslosigkeit gegenüber den Juden, wie insbesondere wir Deutschen sie auf uns genommen haben, eine Tat entscheidender Hilfe folgen zu lassen. Das Volk der Juden ist ein ehrwürdiges Volk; die Welt schuldet ihm unermesslichen und unauslöschlichen Dank. Nicht nur für das, was es in alter Zeit getan hat, als es noch ein Volk im eigenen Land war, sondern auch dafür, was es an Kräften der Selbstbehauptung und kultureller Wirkungsmacht in den zwei Jahrtausenden der neueren Geschichte bewahrt hat, in einer Zeit, in der alle anderen Völker versuchten, es zu verderben, zu verknechten und zu demoralisieren.

Wenn heute die Regierungen schwankend und schwach werden, dann muß die öffentliche Meinung diese Regierungen an ihre Pflicht und an ihre Verantwortung erinnern. Und wenn die öffentliche Meinung stumm bleibt, dann müssen wenigstens diejenigen Verbände die Gewissen aufrütteln, die sich die Verständigung zwischen Juden und Christen zum Ziele setzen. Und wenn innerhalb dieser Verbände Gruppen vorhanden sind, die der Ansicht sind, daß sich private Vereine auf private Vereinsmeierei beschränken sollten, aber ihre Grenzen überschritten, wenn sie ihre Stimme in der Öffentlichkeit erheben, dann müssen wenigstens diejenigen reden, die nicht dieser Ansicht sind. Reden auch diese nicht, dann werden die Steine reden.

c) Israels Friedenswillen

Von Nahum Goldmann

Aus der Rede des Vorsitzenden der 'Jewish Agency', anlässlich der Eröffnung des 27. Zionisten-Kongresses in Jerusalem im April 1956 bringen wir mit freundlicher Erlaubnis der Schriftleitung des 'Aufbau' aus Nr. 18 (XXI) S. 1 ff. New York vom 4. 5. 1956 den folgenden Auszug:

Während die Sowjetunion Ägypten bewaffnet, haben die Westmächte, allen voran die Vereinigten Staaten, tausend und einen Grund gefunden, Israels vernünftige Bitte um Verteidigungswaffen immer wieder zurückzustellen. Diese Gründe sind nichtig und wollen wenig zu der Moral und Kultur der Völker stimmen, für welche jene Regierungen sprechen. Die Staatsmänner, die Israel Waffen verweigern, helfen damit weder Israel noch den Arabern. Ich glaube es war Sir Winston Churchill, der das britische „Appeasement“ der Nazis eine Politik der Belohnung des Angriffs nannte. Diese Beschreibung trifft genau auf das zu, was die Vereinigten Staaten und die anderen Großmächte heute tun: sie belohnen und ermutigen die arabischen Extremisten und fachen ihre Siegeshoffnungen an.

Wir hoffen daher, daß der Tag bald kommen werde, da die amerikanische Regierung die amerikanische Politik in Übereinstimmung mit den moralischen Traditionen Amerikas ausrichtet.

Die Verhütung des Krieges wäre eine große Leistung. Doch die wesentlichen Faktoren dieses komplexen psychologischen Problems liegen auch dann noch bei uns. Die objektiven Ziele des Problems — Jerusalem, die Flüchtlinge, die Grenzen — könnten mit relativer Leichtigkeit einer Lösung zugeführt werden, wenn nur guter Wille auf der arabischen Seite vorhanden wäre.

Die Araber müssen daher zu der Überzeugung gebracht werden, daß ihr Traum von der Zerstörung Israels Wahnsinn ist und daß sie nur von einem Frieden mit Israel zu gewinnen haben, das mit seiner Kombination von semitischer Prophetie und okzidentaler Erfahrung einer Zivilisation, einem Lande, zu neuer Kraft verhelfen kann, in dem Juden und Araber einmal freundschaftliche Partner gewesen sind.

Der Erfolg solcher Überredung, die bestimmt in naher Zukunft mit verdoppeltem Eifer versucht werden wird, hängt naturgemäß von Israel, dem jüdischen Volke und der öffentlichen Weltmeinung ab. Die israelische Diplomatie hat bisher Klugheit und moralische Reife bewiesen. Sie wird indessen in den kommenden Jahren ihre Feuerprobe zu bestehen haben, wenn von ihr sehr verschiedene Eigenschaften fast gleichzeitig verlangt werden — Festigkeit und Weisheit, Mut und Überredungskraft, Geschmeidigkeit in der Führung von Verhandlungen und Entschlußkraft in der Verteidigung. Selten ist jemals eine kleine Nation berufen worden, eine solche Vielseitigkeit im staatsmännischen Denken zeigen zu müssen.

Ich selbst lebe hier in USA in einem Lande, das an Freimut gewöhnt ist, und daher zögere ich auch nicht, offen zu sprechen. Das Volk Israels besitzt ein wundervolles Selbstvertrauen. Wir, die wir uns an die geduckten, gehetzten Großväter und Urgroßväter der heutigen Sabras¹ erinnern, sehen in diesem Selbstvertrauen vielleicht das größte der vielen Wunder, die Israel heißen. Aber Selbstvertrauen hat auch seine Gefahren.

Kein Staat ist heute Meister seines Schicksals. Alle Staaten brauchen Bündnisse und Pakte und hängen von der öffentlichen Meinung ab. Der Staat Israel ist von Anfang an von seiner unerschöpflichen Ener-

gie und aus der leidenschaftlichen Vision des jüdischen Volkes gespeist worden, doch ebenso auch von der Sympathie und dem Mitgefühl einer schuldbeladenen Welt nach der Hitler-Tragödie. Die liberale und anständige öffentliche Meinung muß unser höchster Appellgerichtshof in den schwierigen, vor uns liegenden Tagen bleiben.

Israel darf auch nicht vergessen, daß es nur ein winziger Staat von zwei Millionen Einwohnern ist. Es ist größer als sein räumlicher Umfang — wir, das jüdische Volk, haben seinen zarten Händen das historische Bild des jüdischen Volkes anvertraut, und in dem, was es tut und unterläßt, muß sich Israel stets dieses großen Vertrauens bewußt sein.

Es kann nie ein großer Staat sein. Wohl aber kann es hoffen, groß zu sein durch seine hohen Qualitäten, wenn es seines geistigen und moralischen Erbes eingedenk bleibt. In dieser Doppelrolle als Verteidiger der Interessen seiner Staatsbürger und Treuhänders der Hoffnungen, Träume und Ideale tausendjähriger jüdischer Geschichte wird Israel die Lösung seiner politischen Probleme zu suchen haben.

Es gibt heute in den Völkerbeziehungen kaum eine größere Tragödie als die Feindschaft zwischen uns und der arabischen Welt. Die Idee des Zionismus ist von den arabischen Führern verleumdet, verzerrt und falsch dargestellt worden. In Wirklichkeit ist der Zionismus eine recht einfache Idee. Er ist die Kraftanstrengung eines Volkes, das zurückwill in seine Heimat, aus der es gekommen ist, wo es seine glücklichsten Tage sah, wo es den Gipfel seiner geistigen Schöpferkraft erklimmte und seine größten Leistungen für die Zivilisation vollbrachte.

Der Zionismus hat sich bestrebt, eine neue Gesellschaft für das jüdische Volk aufzubauen, die Juden in den Nahen Osten einzugliedern und für ein Gemeinwesen in brüderlicher Zusammenarbeit mit den Arabern zu wirken. Wohl mögen in diesem Augenblick, da die Gefahr eines Krieges besteht und die arabischen Führer rücksichtslos Schlagworte des Hasses in die Welt schleudern, meine Worte einen quixotischen Klang haben. Und dennoch bleibe ich dabei, daß unsere Bewegung nie müde werden darf, vom Frieden zu reden, denn Frieden war immer das Ziel des Zionismus und Israels Zweck.

Täten die Araber nicht gut daran, sich zu überlegen, ob nicht die Zeit gekommen ist, zuzugeben, daß im Vergessen eine größere Tugend liegt als im Erinnern? Sobald erst einmal die Araber diesen ersten psychologischen Schritt getan haben, dann dürfte die Einigung über spezifische Fragen eine Angelegenheit von normalen und friedlichen Verhandlungen sein.

Der Nahe Osten geht einer neuen Renaissance entgegen, und es ist mehr als ein zufälliges Zusammentreffen, daß die jüdische Rückkehr in das Heimatland parallel läuft mit dem Kampf der arabischen Völker um ihre Befreiung von fremder Herrschaft. Wir Juden mißgönnen den Arabern ihre jüngsten phänomenalen Erfolge in der Anerkennung ihrer legitimen nationalen Bestrebungen in keiner Weise. Ist es da zuviel verlangt, sie um die gleiche Haltung gegenüber den Juden zu bitten?

d) Redet mit Jerusalem freundlich!

Aus einem Beitrag des Organs der 'Judenchristlichen Allianz', 'Der Zeuge' (Nr. 15, London, Januar 1956, S. 1 ff.) bringen wir mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers und der Schriftleitung den folgenden Text:

„... Wir können und wollen Jerusalem nicht vergessen und müssen deshalb der Christenheit von 1956 die Worte aus dem Buche des Propheten Jesaja zurufen:

¹ Der Spitzname für die im Lande Geborenen. Wörtlich: Kaktus — dessen stachelige Schale einen süßen Kern enthält. [Anm. d. Redaktion des Rundbriefs]

Redet mit Jerusalem freundlich!

Die Art, in der die christlichen Völker und Staatsmänner seit Jahren und ganz besonders in den letzten Monaten mit Jerusalem reden, das mit den Worten des Allmächtigen Gottes gemeint ist, d. h. das Volk Israel, ist alles andere als freundlich; weit eher könnte man von Heuchelei und Verleumdung reden. Es ist nicht Gegenstand dieser Zeilen, zu untersuchen, ob es christliche *Völker* und *Staatsmänner* wirklich gibt; hier kommt es lediglich darauf an, daß sich gewisse Nationen und ihre Vertreter immer wieder als christlich bezeichnen und in ihren Verfassungen, auf ihren Münzen und bei zahllosen passenden und unpassenden Gelegenheiten den Anspruch erheben, die Sache Gottes und seiner *Christenheit* zu verteidigen.

Unter unsäglichem Opfern von Tränen, Schweiß und Blut hat ein seit zwei Jahrtausenden gepeinigtes und verunglimpftes Volk durch Gottes Fügung seine *Heimstätte* wiedererwonnen, das ein für allemal *gelobte*, d. h. von Gott versprochene Land. Die christlichen Völker sind ihm dabei nicht sonderlich behilflich gewesen und haben, als Israel in der Stunde seiner Wiedergeburt von Feinden überfallen wurde, gemächlich zugeschaut. Sie haben dann, als Israel *wider Erwarten* als *Sieger* aus dem Kampfe hervorging, einen Waffenstillstand unter Bedingungen erzielt, die jeder Stratege als unhaltbar, jeder Geopolitiker als sinnlos und jeder sittlich-religiöse Mensch als unverantwortlich bezeichnen mußte. Hätte man die damals nur als vorläufig gedachte, inzwischen aber erstarrte Grenzziehung der UNO so gestalten wollen, daß eine *friedliche* Entwicklung menschlich *unmöglich* war, so wäre sie genau so ausgefallen, wie sie tatsächlich ausgefallen ist, eine Tatsache, die den christlichen Nationen in sieben langen Jahren keine schlaflosen Nächte bereitet hat.

Die geschlagenen Feinde stimmten sofort einen Rachegefang an, sie machten sich systematisch an die Vorbereitung der Vergeltung, während die christlichen Nationen insgesamt und feierlich erklärten, alles tun zu wollen, um den *Frieden* an den Grenzen des jungen Staates herbeizuführen und zu gewährleisten. Diese Beteuerungen werden von Zeit zu Zeit wiederholt. *Gleichzeitig* aber werden den in der Arabischen Liga zusammengeschlossenen Feinden Israels (Ägypten, Jemen, Jordanien, Irak, Libanon, Saudi-Arabien und Syrien) moderne Kriegsmittel *nicht nur verkauft*, sondern sogar *geschenkt*. Die Staaten des kommunistischen Ostens, der niemals von christlicher Liebe redet und daher auch gar nicht verpflichtet ist, mit Jerusalem freundlich zu reden, werden wegen ihrer Waffengeschäfte mit Ägypten von den Regierungen und Zeitungen in den USA und England als gesinnungslos dargestellt, während man die eigenen Waffengeschäfte übersieht. Man wolle, so heißt es im Westen, das *Gleichgewicht* aufrechterhalten; man will, so heißt es in Wahrheit, das *Erdöl* der arabischen Länder nicht einbüßen. Und so geben viele, wenn auch durchaus nicht etwa alle dieser christlichen Parlamentsabgeordneten, Senatoren und Deputierten, die am Sonntag in ihren Kirchen andächtig zuhören, wenn das Wort Gottes verkündigt wird, ihre Stimme dafür ab, daß man mit Jerusalem feindlich redet.

Außer dieser Heuchelei macht man sich aber auch noch einer an Verleumdung grenzenden *Entstellung* der *Tatsachen* schuldig, indem man Israel bezichtigt, das Problem der arabischen Flüchtlinge heraufbeschworen zu haben und durch seine fortgesetzten Überfälle seine Angriffslust zu beweisen.

Nur langsam bricht sich in der öffentlichen Meinung des Westens die Erkenntnis Bahn, daß die Hunderttausende von Arabern, die vor acht Jahren im damaligen Palästina lebten, nicht so sehr vor den Juden

flohen, sondern der arabischen Propaganda Folge leisteten, die ihnen Tag und Nacht klarzumachen bestrebt war, daß ihre Stätten vorübergehend zum Kriegsschauplatz würden, bis die Juden ins Meer getrieben seien. Wer konnte damals wissen, daß es anders kommen würde! Noch länger wird es wohl dauern, bis die christlichen Völker dahinter kommen, daß die arabischen Staaten das Flüchtlingsproblem *absichtlich* erhalten und die aufs tiefste zu bedauernden Heimatlosen bewußt nicht zur Ruhe kommen lassen wollen. Es wäre ihnen ein leichtes, diese Menschen anzusiedeln oder in den Arbeitsprozeß ihrer Länder einzubauen. Wer weiß denn schon im Westen, wie reich die arabischen Länder sind, — wer weiß, daß allein 1954 die drei Staaten Irak, Saudi-Arabien und Kuwait 700 Millionen Dollar für ihr Erdöl bezahlt bekamen. Anstatt die großen Möglichkeiten ihrer Länder mit Hilfe der Flüchtlinge auszuwerten, beharren sie darauf, daß diese nach Israel zurückwandern; das aber hieße, den Juden Israels den Selbstmord nahezu legen, denn in den sieben Jahren des Exils sind die Flüchtlinge so gründlich von der Propaganda aufgehetzt worden, daß sie nur nach einer Möglichkeit lechzen, jeden Juden zu töten. Und wer weiß denn schon, daß Israel in den Jahren seit der Staatsgründung eine erhebliche Anzahl arabischer Familien wiedervereinigt und über 45 000 *arabische Flüchtlinge zurückgenommen* hat, so daß seine arabische Bevölkerung in dieser Zeitspanne von 100 000 auf 180 000 angewachsen ist? Ebenso wird meist übersehen, daß arabische Propaganda zu furchtbaren Judenverfolgungen in ganz Nordafrika geführt hat, die wiederum zur Folge haben, daß monatlich 3 000 bis 5 000 jüdische Flüchtlinge an die Tore Israels klopfen und eingelassen werden, obwohl unter den Erwachsenen 60 bis 80 Prozent Analphabeten sind, also Menschen, die nur unter den größten Schwierigkeiten in das moderne Wirtschaftsgefüge Israels eingegliedert werden können. Seit 1949 sind über 350 000 solcher jüdischer Flüchtlinge aus den mohammedanischen Ländern nach Israel gekommen, ohne daß die christlichen Flüchtlingsorganisationen, die (mit Recht) so viel für die arabischen Flüchtlinge taten und weiter tun, eine Liebesleistung vollbracht hätten.

Wir gönnen den arabischen Flüchtlingen in ihren Elendslagern jeden Cent oder Penny, der ihnen von christlicher Seite zufließt und beweist, daß die Christenheit den Gottesauftrag ‚Liebe deinen Nächsten‘ ernst nimmt, aber wir halten es für unsere Pflicht, darauf hinzuweisen, daß dieselbe Christenheit auch mit *Jerusalem* freundlich reden sollte, d. h. die aus den Ländern des Islams vertriebenen jüdischen Flüchtlinge nicht übersehen dürfte. Dies sollte man tun und jenes nicht lassen!

Zu der zweiten Verleumdung, daß nämlich israelische Truppen immer wieder über die friedlichen arabischen Nachbarn herfallen, hat unser Bruder Dr. Max Enker in seinem ‚Brief aus Israel‘ Stellung genommen. Wir können das, was sich in Qibya, Gaza und letzthin auf der syrischen Seite vom See Genezareth abgespielt hat, *nicht gutheißen*, aber wir können es *verstehen*. Die arabischen Mordexpeditionen, die fast jede Nacht auf israelische Dörfer und Siedlungen im Grenzgebiet losgelassen werden und auch vor Frauen und Kindern nicht haltmachen, werden in den Zeitungen des christlichen Westens selten oder nie erwähnt; wenn jedoch den Israelis dieser fortgesetzte Terror zuviel wird und die Empörung sich in einem Gegenschlag Luft macht, der die in vielen Wochen oder Monaten aufgelaufene Rechnung zu begleichen sucht, dann gibt es in der Presse lange Artikel unter dicken Schlagzeilen, und Israel steht wieder einmal als der angriffslustige Bösewicht da. Wer sich die Mühe macht, die arabischen Stationen abzu-

hören, kann fast jede Nacht aus Ägypten oder Irak oder Syrien Vorträge und Kommentare hören, in denen die *totale Vernichtung Israels* als Ziel der arabischen Politik bezeichnet wird. Die Sprecher versuchen nicht einmal, dieses Ziel zu verheimlichen, sie reden auch nicht etwa davon, daß sie sich gegen einen eventuellen Angriff seitens Israels verteidigen würden, sie erklären ganz offen, daß sie keine Ruhe geben werden, bis Israel von der Karte des Nahen Ostens verschwunden ist. Handelskammern und Wirtschaftsministerien der arabischen Staaten, die seit Jahren einen scharfen *Boykottkrieg* gegen Israel führen, gehen in ihrem Haß so weit, sich bei Exportfirmen in Europa und Amerika vor Auftragserteilung zu erkundigen, ob in den betreffenden Betrieben etwa jüdische Arbeiter oder Angestellte beschäftigt seien.

Wenn die sogenannten christlichen Völker, statt den Arabern Waffen zu liefern und zu schenken und damit Öl ins Feuer zu gießen, allen Beteiligten in echter Be-

sorgnis und Anteilnahme zu Besonnenheit und sachlichen Verhandlungen rieten, ließe sich selbst heute noch eine Lösung des Konflikts bewerkstelligen. Solange jedoch die arabischen Länder Rüstungsmaterial vom Westen erhalten, sei es durch offizielle Lieferungen oder jene schmutzigen *Dreiecksgeschäfte* privater Schrotthändler, müssen sie sich in ihrer Politik des Hasses und in ihrer Entschlossenheit, Israel zu vernichten, bestärkt und ermuntert fühlen. So trägt der angeblich christliche Westen dazu bei, im Nahen Osten eine Situation zu schaffen, die wie ein Dynamitlager durch den kleinsten Funken zu einer Explosion führen kann, von deren Ausmaßen sich niemand einen Begriff machen kann. Als Christen wissen wir, daß wir bei der geltenden Weltordnung mit Ärgernissen rechnen müssen, mit Heuchelei, Bosheit und Verleumdung, aber wir kennen auch das warnende Herrenwort: *„Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt!“* Der es ausrief, ist der König Israels und Heiland der Welt.“

2. Episode im Niemandsland

Tel Aviv, im April 1956

Im Niemandsland zwischen dem israelischen und jordanischen Jerusalem gab es in diesen spannungsreichen Tagen einen Vorfall, der zunächst, wenn auch nur in einem begrenzten Grenzsektor, eine starke Erregung auslöste, aber zum Unterschied von Gaza mit einem happy end abschloß. Ein neunjähriger Junge war nach einem Streit mit seinen Eltern aus der Wohnung, die unweit der Jerusalemer Grenzlinie liegt, entlaufen und hatte sich ins Niemandsland begeben, wo er trotz auf einem Stein saß und nach der alten internationalen Kinderlogik „Recht geschieht meinem Vater, wenn mir die Ohren abfrieren“ der Dinge harnte, die da kommen sollten.

Bald sammelte sich an der israelischen Grenze eine erregte Menge, die den Jungen zur Rückkehr von seinem gefährlichen Trutzorte zu bewegen versuchte. Auch die erregten Eltern eilten herbei und blieben mit ihren Überredungsversuchen ebenso erfolglos wie die Grenzpolizisten. Der Junge blieb unbeweglich auf seinem Stein sitzen, und alles starrte aufgeregt auf die jordanische Seite, wo sich die arabischen Legionssoldaten bereits für den „Grenzzwischenfall“ zu interessieren begannen. Von der Polizei wurde nun der Stab der Vereinten Nationen alarmiert, der sogleich einen Beobachter an die Grenze entsandte. Dieser setzte sich

unverzüglich mit dem Militärkommandanten im jordanischen Stadtteil in Verbindung und erwirkte, daß den Legionären der Befehl gegeben wurde, nicht auf den israelischen Polizisten zu schießen, der sich nach Abschluß dieser Verhandlungen ins Niemandsland begab, den Jungen an die Hand nahm und zu seinen Eltern nach Israel zurückführte.

Und plötzlich hatte das ganze Niemandsland und das ganze Grenzgebiet, zumindest in diesem kleinen Abschnitt, seinen furchteinflößenden und beklemmenden Charakter verloren. Die Grenzwachen auf beiden Seiten schmunzelten und freuten sich mit der inzwischen stark angewachsenen Zuschauermenge über die Wiederversöhnung von Eltern und Kind, die recht unvermittelt und unproblematisch erfolgte. Alle hatten ein Verständnis an den Tag gelegt, das die schnelle Liquidierung dieses „Zwischenfalles“ ermöglichte: der trotzig Junge, die empörten Eltern, die sonst so einsichtslosen Grenzwachen, die gestrenge Polizei und die gewichtige Maschinerie der Vereinigten Nationen — ... Aber nach zehn Minuten, als sich die Menge verlaufen hatte, kehrte wieder die eisige Spannung in das Grenzgebiet zurück, und die Grenzwachen nahmen wiederum ihre geladenen Gewehre zur Hand. H. W.

(Aus: Aufbau XXII/16. [New York, 20. 4. 56] S. 4)

3. Zum ökumenischen Gespräch

Wir veröffentlichen die folgenden Beiträge in der Hoffnung, daß sie zur Anregung für weitere Gesprächsteilnehmer dienen werden

Es bereitet den Herausgebern des FREIBURGER RUND-BRIEF besondere Freude, im folgenden einige Beiträge bringen zu können, in denen „Der ökumenische Aspekt der christlich-jüdischen Begegnung“, wie er in Catholica XI, 1 (Aschendorff, Münster 1956, S. 1—19) und auszugsweise auch im Rundbrief (Nr. 29/32, S. 9—14) aufgewiesen wurde, überaus deutlich und fruchtbar in Erscheinung tritt. Und zwar insbesondere darum, weil sich dieser ökumenische Aspekt hier als ein doppelter zeigt, dessen beide Seiten dennoch eine Einheit bilden, an der sie wohl beide *unterschieden*, von der sie aber nicht ohne Schaden *geschieden* werden kön-

nen. Man kann nämlich ebensowohl Gespräche führen über die Frage: Was glaubt, sagt und tut der *Mensch*, den Gott gerettet hat? — wie auch über die andre Frage: Welches ist Gottes Wort und Werk, wodurch er dem Menschen die Rettung anbietet? — Wer aber im Menschen Gottes Ebenbild erblickt, der wird sich der letztlichen Einheit dessen bewußt sein, was zur Antwort auf beide Fragen zu sagen ist.

Eben darum möge verstatet sein, im Hinblick auf diese m. E. für den Fortgang unsres (wie jedes) ökumenischen Gespräches äußerst wichtige Einheit zu den folgenden Dokumenten eine kleine Einführung zu geben. Sie versucht, so wenig wie nur möglich von unten Gesagtern vorwegzunehmen, aber so viel wie angängig dazu beizutragen, daß es in

dem Sinne aufgenommen werden kann, in dem es gegeben ist.

Zum Verständnis von *Otto Küsters Vortrag über die Hoffnung* nun darf und muß wohl festgehalten werden, daß er zunächst einmal zur Antwort auf die Frage nach dem geretteten Menschen beiträgt und diesen Menschen in einem ganz weiten Sinne als den Hoffenden bestimmt. Wie sehr sich Küster darin mit heutiger medizinischer Anthropologie einig findet, ist der Studie „Über die Hoffnung“ zu entnehmen, die der Direktor der Heidelberger Medizinischen Universitätsklinik, Prof. H. Plügge, unter dem Titel „Situation“, Beiträge zur phänomenologischen Psychologie (Verlag Spectrum, Utrecht und Antwerpen, 1953) veröffentlicht hat und „die echte Hoffnung“ — zum Unterschied von bloßer Illusion — als „die in der menschlichen Natur vorgebildete ... Vorform der christlichen Hoffnung“ definiert und an Beispielen erweist.

Wenn Küster und Plügge nun feststellen, daß der Mensch gerade der Hoffnung — wie rudimentär sie auch sei — notwendig zu seiner Rettung bedarf, so stimmen beide genau mit dem neutestamentlichen Hebräerbrief (11, 6) wie auch mit der alttestamentlichen und talmudischen Tradition überein, auf die Franz Rosenzweig anspielt, wo er — unter Umkehrung von Dantes Höllen-Aufschrift — gegenüber Eugen Rosenstock als überlieferungsbewußter Jude, von der ersten Erlösung für seinesgleichen bekennt „... eines Tages (Hab 2, 4, — denn er ist beides der Halsstarrige und der Gerechte in einer Person) wird er sie finden: lasciava ogni cosa, außer einer“ der speranza. Vor Gottes Stuhl wird der Jude, so heißt es „nur dies eine gefragt: „Hast du auf das Heil gehofft?“ (Briefe, S. 693).

Von da aus wird nun wohl auch der katholische Leser verstehen können, daß es keinen „Relativismus“ oder „Indifferentismus“ zu bedeuten braucht, wenn Küster ausdrücklich proklamiert, er wünsche die von ihm unterschiedenen „Glaubensstände“ (den philosophischen, den jüdischen den katholischen und seinen eigenen evangelischen Glauben) alle „insoweit zu relativieren“, als sie dem Nächsten bei Gefahr des Heilsverlusts seine Hoffensweise zugunsten ihrer eignen untersagen wollen. Es ist ja ausdrückliche katholische Lehre (zum Unterschied etwa von der calvinistischen) daß auch alle die gerettet werden können „die an unüberwindlicher Erkenntnisunfähigkeit gegenüber unsrer allerheiligsten Religion zu tragen haben“ (qui invincibili circa sanctissimam nostram religionem ignorantia laborant, Denzinger 1677); und was Küster über die heutigen Modalitäten der „Erkenntnisunfähigkeit“ sagt ist wahrlich eindrucksvoll genug, um an jenen Leserbrief im Christlichen Sonntag¹ vor ein paar Jahren zu erinnern, der darauf aufmerksam machte, daß nach Matth 25, 37 ff. die Geretteten beim Gericht keineswegs notwendig Den gekannt zu haben brauchen, Dem sie Gutes taten in Seinen geringsten Brüdern.

Daß Küster selbst in Glaubensdingen zu denen gehört, die er „für ihre Person absolut entschiedene Menschen“ nennt, dürfte klar werden — und ihm mit zu der unbefangenen Sicht und Würdigung anderer Glaubensstände geholfen haben, gerade auch des unsrer¹.

Als besonders glückliche Fügung erschien es den Herausgebern, daß ihnen als dokumentarisches Zeugnis für das, was Küster gerade über die jüdische Art des Hoffens sagt, „Die Hoffnung Israels“ von Prof. Dr. H. Bergmann zugeht, die an zweiter Stelle abgedruckt ist.

An dritter folgt ein Gespräch mit dem unsern Lesern schon aus manchem Rundbriefbeitrag bekannten Jerusalemer Laien-Theologen *Schalom Ben-Chorin* über sein Werk *Die Antwort des Jona*.

Hier wird nicht so sehr — wie bei Küster — nach der Haltung des geretteten Menschen gefragt als vielmehr nach der

Offenbarung des rettenden Gottes: Wie versteht der Jude, wie der Christ, was uns Gott von Sich kundgetan hat?

Eben darum muß hier deutlicher als bei Küster auch das vorläufig noch Trennende zwischen uns in aller Nüchternheit von beiden Seiten ausgesprochen werden. Die Wahrheitsfrage stellt sich in ihrem vollen Ernst. Wir sind Brüder, aber noch sind wir getrennte Brüder. Nur das Gebet kann schon jetzt unsere Trennung überbrücken, in welchem wir füreinander eintreten.

So ist sinngemäß der vierte und letzte Beitrag, den wir bringen, der Text des gemeinsamen *Gebets*, das regelmäßig von der *Ökumenischen Marienschwesternschaft* in Darmstadt gebetet zu werden pflegt und in dem sicherlich auch der katholische und der jüdische Leser viele oder wenigstens manche Töne angeschlagen finden wird, in die er eintimmen kann.

K. Th.

a) Über die Hoffnung

Vortrag gehalten von Rechtsanwalt Otto Küster, Stuttgart¹

Über die Hoffnung war in Deutschland in diesen Jahren manches aus Büchern zu lernen. Josef Pieper hat uns 1949 in einem schmalen, inhaltsreichen Band das Lehrgut der noch ungeteilten abendländischen Kirche, die sogenannte zweite theologische Tugend betreffend, vermittelt, aus Thomas von Aquino schöpfend, der „De spe“ geschrieben hat; so hat auch Pieper seine Arbeit einfach genannt: Über die Hoffnung. Dann kam 1952 hier in Frankfurt auf deutsch heraus die großartige theologische Dichtung des im ersten Weltkrieg gefallenen Franzosen Charles Péguy, mit dem vereinfachten deutschen Titel: Das Mysterium der Hoffnung; der Dichter selbst hatte nur einen Portikus, un porche, errichten wollen und überdies seinen Landsleuten noch die theologische Bildung zugetraut, daß sie seinen Titel verstünden: Le Porche du mystère de la Deuxième Vertu. Aus Péguy's Langversen — aber sie sind lang wie die Flügel der Libelle — wob sich vor uns wieder das Bild der drei Tugenden, der drei Schwestern: Glaube, ein treues Eheweib; Liebe, eine Mutter oder eine ältere Schwester, die wie eine Mutter ist, und inmitten, fast übersehen von dem Christenvolk, aber, sieht man näher hin, die beiden Schwestern mit fortziehend, die dritte: „dieses kleine Mädchen Hoffnung“. Fast ungern wende ich meinen und Ihren Blick von dem Anblick ab, um noch auf den erst kürzlich erschienenen, der wissenschaftlichen Philosophie zugehörigen Versuch Otto Friedrich Bollnows hinzuweisen, in seinem Buch „Neue Geborgenheit“ den unbehausten Existenzialismus zu überwinden, indem er den Menschen, statt ihn in die Angst zu werfen, auf die Hoffnung bettet. Ich will keine Stellung dazu nehmen, ob das gelingen konnte; doch glaube ich, daß von all solchen helleren Philosophien die einzigartige Erschließungskraft der Angst unterschätzt wird.

Gewiß aber mußte eine Philosophie des Existierens auf die Hoffnung stoßen. Im heutigen Philosophieren fragt der Mensch unabdinglich nach sich selbst. Er will wissen, was er ist, und seinen eigenen Anteil an dem, was er ist. Offenbar hat er ja selbst ursächlichen Anteil an dem, was er ist, wenn wir auch um den Ausdruck für diese Bewandnis noch immer etwas verlegen sind. Daß der Mensch das Wesen sei, das sich bilde, dieser klassische Ausdruck hat nicht nachhaltig die Grundbewandnis bezeichnen können. Daß der Mensch das Wesen sei, das sich macht, diese Formulierung unserer Zeit kann sich zwar nicht abnutzen wie der Ausdruck: sich bilden; aber wegen der Anmaßung, die sie enthält, befriedigt sie nicht. Aber einstweilen kann man auf deutsch die Grundbewandnis für jeden Hilfsarbeiter verständlich damit ausdrücken, daß der Mensch das Wesen sei, das sich einstellt.

Von einer Grundeinstellung redet, wer von der Hoffnung redet. Lassen Sie mich zunächst eine Vororientierung geben.

¹ Nur ein beiläufiger Tatsachen-Irrtum ist zu berichtigen: Es wäre (S. 18) einzusetzen: Henri Bergson, wo Küster Simone Weil nennt; über diese vgl. unten S. 63¹

¹ in der Ges. für christl.-jüd. Zusammenarbeit Frankfurt/Main am 3.12.1955.

Hoffnung und Hoffnungen

Es ist nicht ganz einfach, zu bestimmen, mit welchem Recht von der Hoffnung in der Einzahl die Rede sein kann. Wir kennen zunächst einmal eine Vielzahl und Vielfalt von Hoffnungen und Weisen des Hoffens, törichte und klügere, kleinliche und grandiose, selbstbezogene und universelle. Ein Allgemeinbegriff Hoffnung, aus all dem gezogen, dürfte kaum höheres Interesse verdienen. Wer schledthin vom Hoffen redet und hören will, meint etwas anderes: ein letztes, unbedingtes Hoffen. Sollen wir einfach sagen: ein Hoffen, das die Hoffnungen hinter sich gelassen hat? Das gibt es wohl; welcher junge Mensch, der vernimmt: *nec spe nec metu*, würde von der grandiosen Devise der Stoa nicht angerührt? Und eines der Spruchbücher des alten Gottesvolks nannte es ein elend Ding um des Menschen Leben, daß da immer sei Furcht und Hoffnung. „Und wenn er aufwacht und sieht, daß er sicher ist, ist er wunderfroh, daß die Furcht nichts gewesen ist. Solches widerfährt *allem* Fleisch, aber den Gottlosen siebenmal mehr.“ Offenbar waren diese Spruchbildner, die lieber genau als grandios formulierten, der Meinung, daß der Fromme sich in der Tat vieler Hoffnungen entledige, daß er sich aber doch nicht aller entledige. Nicht alle, sondern die Hoffnungen der Heuchler vergleicht das Hiobbuch den Spinnweben. Vielleicht werden wir dem Wesen der Hoffnung am ehesten gerecht, wenn wir es vollendet sehen in einem Hoffen, das die Hoffnungen hinter sich lassen *könnte*. Denn die wesentliche Scheidelinie verläuft nicht zwischen den Hoffnungen und der Hoffnung. Vielmehr gehören zum Geschlecht der absoluten Hoffnung eine Vielzahl einzelner Hoffnungen. Unter diesen sind eine Anzahl, die der absoluten Hoffnung an Rang gleichstehen; sie können um nichts mehr als diese endgültig und in jedem Sinn zuschanden werden. Die Theologie nennt ihren Gegenstand Verheißungen. Die übrige Menge derjenigen Hoffnungen, die vom Geschlecht der absoluten Hoffnung sind, mögen als redliche Hoffnungen für heute ausreichend bezeichnet sein. Daß sie redliche Hoffnungen waren, wird nicht dadurch widerlegt, daß sie endgültig in keinem Sinn in Erfüllung gehen.

Hoffen dürfen und hoffen sollen

Und noch ein zweiter Punkt zur Vororientierung. Hoffen ist zunächst etwas, was wir *dürfen*. Es ist in Ordnung, daß Kant die vierte der philosophischen Hauptfragen formuliert hat: Was dürfen wir hoffen? Indessen ist uns darüber hinaus das Hoffen geradezu zugemutet; es ist eine Tugend, deren Ausübung wir nicht ohne Verstoß unterlassen können. Dies gilt ohne weiteres und für jeden von der absoluten Hoffnung. Soweit sich ferner eine Hoffnung auf Verheißung gründet, kann sie der Empfänger nicht ohne Verstoß, statt sie zu hegen, von sich werfen. Aber offenbar ist auch die Menge der bloß redlichen Hoffnungen so beschaffen, daß wir sie nicht nur hegen dürfen, sondern hegen sollen.

Diese Vororientierung enthielt natürlich alles andere als bloß aufzudeckende Selbstverständlichkeiten. Doch erschien sie mir sachgemäß, wo die Hörer zur denkenden Zusammenarbeit gewillte Christen und Juden sind, die als Christen und als Juden nicht ohne Begriffe, nicht ohne hochermächtigte Begriffe von der Sache der Hoffnung hierhergekommen sind.

Es sind diese Begriffe und zugehörigen Sätze, die mich auf die eigentliche Frage des heutigen Abends gebracht haben: die Frage, wie wir über das, was als die absolute Hoffnung des Menschen erfahren, begriffen und gepredigt wird, im Ernst zu denken haben, und namentlich, wie wir die Unterschiedlichkeit dieses Erfahrens, Begreifens und Predigens im Ernst einzuschätzen haben. Ich beschränke mich dabei auf unseren Umkreis; er bietet Denkarbeit genug.

Es waren Sätze über die Hoffnung Israels, die einstmals die Juden und ihre christusgläubige Sekte auseinandergetrieben

haben. Die Tötung Christi hätte dies nicht bewirkt: auch dieses getöteten Propheten Grab hätten Reue und Einsicht schließlich gebaut, und ein Buch der alten Bibel hätte nach ihm geheißt. Den zerstemmenden Keil schuf historisch erst Paulus mit jenen Sätzen, deren vorgegebenes Prädikat die Hoffnung Israels und ihre Synonyma waren und deren exklusives Subjekt Jesus von Nazareth. Wegen der Exklusivität dessen, was unsre Hoffnung sein müsse und allein sein dürfe, hat sich die Christenheit ihrerseits fort und fort veruneinigt und ist sie gerade jetzt im Begriff, einen fast schon geschlossenen Spalt neu aufzureißen. So bewegend das ist, tiefer bewegt noch der Anblick einer anderen Kluft.

Die nicht hören können

Es war immer schon, seitdem einem geschichtlichen Menschen exklusive Heilsbedeutung zugesprochen war, eine dunkle Frage, wie das Geschick derer zu begreifen sei, die von diesem Menschen nichts gehört haben. Denn der Glaube, sagt Paulus schlicht, kommt aus der Predigt. In unserer Zeit hat sich die Frage nach den Mitmenschen, denen Jesus Christus nie gepredigt wurde, verschärft. Zwar Eisener Vorhänge, hinter denen von diesem Namen nichts verlautete, gab es zu jeder Zeit. Auf die Frage, die dieser Sachverhalt stellt, hat die Christenheit immer auch noch andre Antworten gefunden als die, es sei Gottes heilige Wahl, daß viele zum Heil nicht einmal berufen werden. Aber hinter den Eisernen Vorhängen unsrer Zeit zeigt sich ein viel verwirrenderes Bild. Sehr wohl erfährt man dort von Jesus Christus, und in der jeweils ersten Generation lassen Märtyrer viele aufhorden, auch wenn nicht klar wird, wofür sie leiden. Aber bald wandelt sich das Bild, und wir tun gut, mit langen Zeiten zu rechnen, wo man dort zwar auch weiterhin von Christus erfahren wird, wo man aber aus dem Mund derer, die die Zukunft für sich haben, von ihm erfährt als von der Verkörperung des Alten und Abgestandenen, und wo das, was es an Christentum dort geben wird, so angepaßt und beeilt ist mitzukommen, daß es bekräftigt, was darüber gesagt wird. Wir tun gut, mit langen Zeiten und weiten Gebieten zu rechnen, in denen Christi Name wohl verlautet, aber für ein unverbindliches Ohr nichts anderes bezeichnet als die Zentralfigur eines, dazu noch machtkonformen, Aberglaubens. Aber auch dieser Anblick ist noch nicht der, der am meisten bedrückt.

Denn es gibt Vorhänge, wirksamer als die Eisernen, mitten in unserer Welt, obschon es dem Stoff nach nur atmosphärische Vorhänge sind. Auch mitten unter uns, wo keine andere Macht damit verführt, daß die Zukunftskräfte in sie eingeströmt sind, wo auch keine christliche Formation zu angstvoller Beelung im Mitkommen Anlaß hat: gerade mitten unter uns und bei allem ehrlichen Betreiben unserer Religion ist es so, wie es Kardinal Suhard von Paris ausgesprochen hat: daß es viele gibt, denen niemals in ihrem Leben in Wort oder Handlung etwas begegnet ist, worin ihnen im Ernst Christus verkündet worden wäre. Wie sollen sie an den glauben, der ihnen nicht verkündet wird? Von dem aber um so mehr die Rede ist, von dem um so angestrenzter beteuert wird: er, er allein! —, bis daß gerade die, die Ohren haben zu hören, obschon sie fortfahren, ins Künftige und ins Verborgene zu lauschen, doch jedenfalls *diesen* Namen *nicht* mehr hören können. Gerade indem er gepredigt wird, wird auseinandergepredigt, was zuinnerst zusammengehört, hier ein junges gutgewachsenes, leidens- und tragfähiges Menschentum, und da die große Botschaft, in der es sich verstehen würde. Es ist ein Empfinden, als werde der Wipfeltrieb dessen, was werden will, durch verkehrte Pflege verdorben.

Vier Glaubensstände der Hoffenden

Nun aber, damit der Jammer dieses Anblicks nicht über uns zusammenschlage, tun wir gut, genau zu ermessen, wie groß der Schaden wirklich ist, den unsre zu Ende geredeten Sprachen und unsre erschöpften Gebärden anrichten — und bis wohin dieser Schaden dann trotz allem vielleicht doch nicht

reicht. Es ist heilsam, in dieser Lage in Abstand vom Gehäuse des eigenen Glaubensstands zu treten, um, alles schon Gewußte ignorierend, neu zu beobachten, wie es sich eigentlich mit Glaube und Hoffnung des Christen, nein des Menschen, verhält. Als ich selber so tat, als ich in Abstand trat von dem Gehäuse des eigenen *evangelischen Glaubensstandes*, nahm ich etwas wahr, was mir den Glaubensstand des Juden unerwartet interessant machte. Hier schien mir nämlich gegenüber der Gefahr, die die christliche Verkündigung unanbringlich zu machen droht, eine immune Form des Glaubens in Reserve zu stehen, ohne daß ihr selbst vom Unerläßlichen etwas abginge. Indem ich dies erwog, entfaltete sich mir der Fächer der Glaubensstände noch weiter. Unter dem Gesichtspunkt jener Immunität schob sich mir der katholische Glaubensstand ein zwischen den jüdischen und den eigenen evangelischen: bedrohter als der jüdische, weniger bedroht als der evangelische. Jenseits aber noch des jüdischen tat sich mir zudem ein Stand profanen, diffusen Glaubens und Hoffens auf, voll jungen Lebens: auch er noch sehr wohl als Glaubensstand zu bezeichnen, im Wesen noch von derselben Art wie die drei geprägten, als solche bekannten Glaubensstände; zwar wegen seiner diffusen Beschaffenheit praktisch hochgefährdet, aber unter meinem besonderen Gesichtspunkt wiederum durch eine Immunität ausgezeichnet, die die des jüdischen Glaubensstands noch übertrifft.

Mitten in solchen Betrachtungen las ich, daß *Martin Buber* die beiderlei Christen und die Juden beim gemeinsamen Namen genannt und sie angeredet habe als die Gemeinschaft der Messiasverehrer. Die besondere Kluft zwischen den beiden christlichen Glaubensständen brachte es mit sich, daß ich erst später erfuhr, *Buber* habe das gar nicht als erster getan, vielmehr sei ihm der *gegenwärtige Papst* vorangegangen mit dem Ruf zu Beginn des Heiligen Jahres 1950, dem er den Namen eines Jahres der Umkehr gab, jenem Ruf, dessen Wortlaut wieder anzuführen nicht überflüssig sein kann: „Allen denen, die den Messias verehren — ohne Ausschluß derer, welche ihn in aufrichtiger aber überflüssig gewordener Erwartung als in der Verkündung der Propheten Verheißenen und noch nicht Gekommenen verehren — öffnen Wir die Heilige Pforte.“ Unter dem Impuls dieser gewaltigen, das gespaltene Gottesvolk wieder zusammenrufenden Anrede sah ich alsdann abermals hinüber zu jenem vierten und äußersten Glaubensstand, jenem, den ich diffus und profan nannte, aber voll jungen Lebens; unabweislich appellierte nun auch dieser an die alte Adamskraft: und ich nannte sie alle vier zusammen versuchsweise bei mir die Gemeinschaft derer, die überhaupt hoffen. Versuchsweise tue ich das nun auch heute bei Ihnen, nicht gerade in der Öffentlichkeit, aber doch ohne Ausschluß der Öffentlichkeit.

Erst zwischen denen, die hoffen, und denen, die es nicht tun, gähnt die Kluft, von der Abraham zu dem reichen Mann spricht. Um das sagen zu können, muß man aber erst genau bestimmen, was Hoffen heißen soll.

Dabei soll uns nicht weiter aufhalten, daß Hoffen seiner Struktur nach auf Kommendes geht, und wenn auf schon Gekommenes, dann nur, insofern es noch nicht alles kam, oder insofern es wiederkommen soll, oder insofern die Bestätigung, daß es kam, erst noch kommen soll, oder schließlich insofern Entscheidung, was das war, das gekommen ist, erst noch kommen soll. Es ist klar, daß das kleine Mädchen nach vorn zieht. Lassen Sie mich das für heute als selbstverständlich betrachten, und zu einer ganz anderen Betrachtung ausholen, um zu ermitteln, was uns Hoffnung im absoluten, im Heilssinn heißt.

Das Existenz-Minimum an Hoffungsgehalt

Um zu erkennen, was ein Mensch wirklich über das Heil des Menschen und das zum Heil des Menschen Notwendige denkt, sind die meisten seiner Verlautbarungen, selbst wenn es kein offizieller Mensch ist, nicht brauchbar. Sogar wenn er

vertraulich von sich selber spricht, vermennt er allemal das Notwendige mit anderem. Aber es gibt eine Möglichkeit, zu beobachten, wie er wirklich denkt: wenn wir ihn beobachten in seiner Sorge um jemand, der ihn nahe angeht. Wenn wir wahrnehmen, was er mit wirklicher Sorge für diesen anderen erhofft und wovor ihm mit wirklicher, mit tödlicher Sorge für den anderen graut, dann wissen wir, wie dieser Sorgende wirklich über das Heil des Menschen und das zum Heil des Menschen Notwendige denkt.

Ich habe manchen getroffen, der sich redlich und mit Kummer, ja mit Gram, um den andern sorgte. Aber unter den Menschen, die ganz ernst zu nehmen mir möglich war, habe ich noch keinen getroffen, dessen Sorge um einen geliebten Nächsten wirklich so beschaffen gewesen wäre, daß sie tödliche Sorge darum gewesen wäre, der andere könne nicht dazu gelangen oder wieder davon abkommen, anzuerkennen, daß Jesus von Nazareth der Weg, die Tür, der Mittler, der Erlöser, der Träger des absoluten Prädikats sei: anzuerkennen, daß er es sei, und zugleich noch anzuerkennen, daß kein anderer es sei noch auch nur es irgendwie mit sei oder jemals es werde sein können.

Verstehen Sie mich recht: Ich selbst bin überzeugt, daß der Satz, dessen Anerkenntnis zugemutet wird, richtig und von unermesslicher Bedeutung, wirklich dem Schatz im Acker vergleichbar, ist. Aber auch von mir selbst kann ich nicht feststellen, daß es jenes Anerkenntnis ist, dessentwegen ich um einen geliebten Nächsten mit tödlicher Sorge bange, auf dessen Vollzug durch ihn ich für ihn mit der Hoffnung aller Hoffnungen hoffe.

Wohl aber meine ich, daß es diese tödliche Sorge und die sich ihr entringende Hoffnung gibt. Nur ist ihr Inhalt ein anderer. Der Inhalt unsrer letzten Sorge und Hoffnung um den anderen deckt sich nicht mit dem Inhalt dessen, was wir für unsre eigene Person dankbar bekennen, wenn dank unerforschlicher Verknüpfungen gerade wir instandgesetzt sind zu sehen, wie alles zusammenhängt. Dieses Bekenntnis ist Rechenschaft von den Ursachen des Heils und ein dementsprechend entfaltetes Dankbekenntnis; es ist ein Maximum der Glaubensaussage. Gegenstand jenes Bangens und Hoffens aber für den andern ist wirklich nicht mehr als eine einzige rettende Bewegung, die unser lieber anderer doch ums Himmels willen machen möge, eine kindlich einfache Bewegung, die in seiner Lage nicht zu machen ja geradezu närrisch ist. Daß er, wenn er sie nicht macht, verloren ist, daß er sein Leben vertan und nichts darin wirklich einen Wert gehabt hat, ist wirklich unsre tödliche Sorge: daß ihm, macht er sie und bleibt dabei, letztlich nichts mehr geschehen könne, ist unsre wirkliche Hoffnung. Um die gemeinte Bewegung auszudrücken, kann man weite Umwege machen und wird doch immer wieder zurückkommen auf den alten, verblüffend einfachen jüdischen Ausdruck: Umkehr. *Martin Buber* ist in seinen „Zwei Glaubensweisen“ dem tiefen Unterschied nachgegangen zwischen dem Glauben als dem sich keines Mittlers bewußten, vertrauenden Umkehren, und allem Glauben von der Form des Anerkennens, daß etwas so sei oder gar so gewesen sei. Wer sein Buch studiert hat, ahnt wohl, daß sich sein Dilemma von hier aus schlichtet. Das rettende Minimum, also eben das eigentliche Rettende, ist wirklich die Umkehr, nichts sonst. Christus kommt darin nicht vor, so wenig wie in der Geschichte vom reichen Mann oder andererseits in der vom verlorenen Sohn. Alle Erkenntnis der Zusammenhänge, der Heilsursachen, der causae salutis, alles Erkennen und Anerkennen, daß und inwiefern jener Jesus die causa salutis schlechthin, inwiefern er der auctor salutis ist, all das gehört in die über das rettende Minimum hinausreichenden Rechenschaften und Dankbekenntnisse, die der Mensch im höchsten Aufschwung der plenitudo fidei vollzieht und deren Maximum in den Bekenntnissen und Lehrsatzsystemen der Christenheit ausgesprochen ist — dem Lehr- und Botenamt mit Recht zugemutet zur vollständigen Weitergabe, der gebauten Kirche mit Recht zugemutet zum unverkürzten Ausdruck, niemals aber dazu bestimmt, dem

Gefährdeten zu dienen, der mehr als den rettenden Zuruf nicht aufnehmen kann.

Heute ist nun nicht dem Maximum nachzugehen, nicht also näher darzutun, inwiefern jene vielen mächtigen Sätze von der Form: „Ich glaube, daß“ die wahren Zusammenhänge unseres Heils aussprechen. Vielmehr soll uns das Minimum näher beschäftigen. Ich meine nämlich, daß das, was *Buber* dargelegt hat, nicht nur in der Richtung klarzustellen ist, daß aus dem vermeintlichen Gegensatz der zwei Glaubensweisen die Spannung wird zwischen dem Minimum und der Fülle, zwischen dem rettenden Seufzer und der voll entfaltenen Glaubensfreude, zwischen dem Heil der Seele und ihrem ausstrahlenden Glück. Sondern auch *Bubers* Entwicklung der *einen* Glaubensweise, die er als die des klassischen Judentums, Jesu und auch als seine eigene darstellt und von der wir ihm im Prinzip zugestehen, daß sie das entscheidende Minimum ausspricht und daß die von ihm dagegen-gestellte andere Glaubensweise an ihr gemessen, durch Zutat zum Entscheidenden gekennzeichnet ist: auch diese von *Buber* so schön geleistete Entwicklung des Glaubensminimums fordert, wie ich meine, eine Ergänzung. Man mag sagen, das, was ich hinzufüge, sei ja nur ein Hauch. Nun, es ist ein Hauch von Hoffnung.

Nehmen wir wiederum den Blick auf den uns nahestehenden andern. Prüfen wir uns noch einmal, wann unsre tödliche Sorge um ihn wirklich ihr Ende hat. Versetzen wir uns, ein genügend aktuelles Beispiel, in die Sorge der Mutter des reichen Mannes. Es ist uns, Christen und Juden, klar, daß die Sorge nicht erst ein Ende hat, wenn unser anderer erkannt hat, was Jesus, oder was Abraham und Moses und der Sinai für das Heil des Menschen bedeuten. Das alles mag an ihn so ungeschickt, so unkenntlich gelangt sein, auch durch uns selbst ihm so ungeschickt gesagt werden, daß es so gut ist, als sei es ihm gar nicht gepredigt, ja vielleicht weniger als so gut, so daß also der Glaube an den bundschließenden Gott Israels und der Christenheit mangels wirklicher Predigt auch nicht in unserem Nächsten gestiftet werden konnte. Unsre eigentliche Angst um ihn hat trotzdem ein Ende gefunden. Aber hat sie es schon deshalb, weil es ihm einfel, umzukehren? Weil es ihm einfel, darauf zu setzen, er werde, wenn er nur aufhöre, von sich aus etwas sein zu wollen, trotz allem letztlich bestehen können, letztlich werde dann auch sein Leben recht gewesen sein?

Immer wieder zwar wird die reine Selbsterforschung des Menschen, an den keine Botschaft gelangt ist, in dieses ungenaue Ergebnis verfallen. Auch der ungleich schärferen Beobachtung, die dem in Kenntnis der Botschaft seine Sorge um den Nächsten prüfenden Menschen möglich ist, wird die Differenz, die eben nur ein Hauch ist, noch leicht entgehen.

In der klassischen Schrift der Christenheit, die diesem Gegenstand gewidmet ist, muß die kluge Versuchsperson des reflektierenden Heiligen schließlich einräumen, weder könne man mit Gewissensruhe annehmen, daß das Trübe und Heillose, dessen wir uns von uns bewußt sind, einfach auf sich beruhe, noch auch, wir könnten es durch irgend ein Bemühen wettmachen. Aber, setzt die kluge Versuchsperson sofort hinzu, wenn sie auf ihren Glauben rekurriere, so hoffe sie dennoch, bestehen zu können. Sie beruft sich auf den Propheten Hesekiel: wenn der Ungerechte umkehre, so sei all sein Unrecht vergessen. Aber der Heilige entgegnet: Das ist niemand gesagt als denen, die entweder auf Christus warteten, ehe er gekommen war, oder an ihn glauben, nachdem er gekommen ist.

Wenn wir den Schock dieser Entgegnung ausgeglichen haben mit dem Einsatz unsrer Untersuchung, werden wir dem Heiligen widerstehen und sagen: mag Christus auch gekommen sein, mangels ermächtigter Predigt ist es für den Menschen unsrer Sorge so gut, als sei Christus nicht gekommen. Aber damit ist ja nur der Hälfte dessen standgehalten, was der Heilige zu bedenken gibt. Um so mächtiger bedrängt er uns mit der anderen Hälfte seines Hinweises: Mag der Verheißene also auch zu eurem Nächsten noch nicht gekommen

sein: so kann er doch auf bloße Umkehr nicht bauen, könnt ihr euch doch bei seiner bloßen Umkehr nicht beruhigen, es sei denn, er gehöre wenigstens zu denen, die auf Christus warten.

Nun können und müssen wir kraft unsres Ansatzes, daß bezüglich des dem Menschen Angesonnenen das nicht oder unermächtigt Verkündigte wie nicht geschehen ist, auch noch absehen von aller geschichtlichen Prägung dieser verbliebenen Voraussetzung, daß einer „auf Christus warte“. Das Alte Testament macht uns das Abstrahieren von dieser geschichtlichen Prägung beglückend leicht: von den ältesten Weissagungen an Abraham, in dem alle Völker gesegnet sein sollen, bis zu denen, die das Schand- und Jammerbild des Gottesknechtes entwerfen, ist alles, was zur Identifizierung dienlich wäre, mit einer Sorgfalt vermieden, die Pascal mit tiefem Recht als providentiell betrachtet hat. Nichts war im Grund den Menschen im erwählten Volk gesagt, als daß sie, diese Menschen, und in ihnen die Menschen aller Völker, warten sollten, und daß das, worauf sie warten sollten, ein Tragend-Menschliches sein werde. Wie dieses Tragende, Kompensierende, Heilende näher beschaffen sei, dieses Bild blieb den Wogen der Prophetie anvertraut, und der Beobachter des Menschenlebens irgendwo in den Völkern konnte und kann soviel, meine ich, ebenso gut erraten wie ein frommer Jude, dem zusätzlich die Anleitung seiner Propheten zur Seite stand. Er kann soviel wirklich von sich aus ergrübeln. Der Mensch, der das Tragend-Menschliche verkörpert, wird kein Teilmensch sein können, sondern auf das Ganze bezogen, in das Ganze eingestimmt sein, darum wird auch die Grazie, die aus dem Bezug zum Ganzen fließt, mit ihm sein, und man wird von ihm sagen, daß er von Haus aus wohl zur Freude geschaffen war. Aber das bleibt ein Irrealis; denn zugleich wird er wegen des Ganzen leiden, wird seine Seele an den Defekten des Weltgefüges sich müde arbeiten, und Unrecht, Unglück und Unheil werden in seiner Person verwechselt werden. Er, der Ganze und alles Ergänzende, wird ein Abgesonderter und Sonderbarer sein. Habe ich das Beobachtbare überschätzt, aus der Offenbarung zuviel herübergenommen? Man korrigiere. Mag sein, diesen oder jenen Zug hätten Fleisch und Blut nicht erkennen können, mußten sie erst mit Vollmacht erzählt bekommen. Auch dann wird bleiben, daß das eigentliche, das zur Umkehr gelangte Menschsein, mit einschließt ein verstandenes Geheiß, auszuschaun auf tragfähig Mitmenschliches, das kommen wird oder gekommen ist.

Die Menschen der Völker, außerhalb des auserwählten Doppelvolks, des alten und neuen Israel: diese Menschen der Völker sind sich selber ein Gesetz. Ich meine: ein im Sinne des Minimums vollständiges Gesetz. Nun gehört zwar zum Schwersten im Gesetz, aber eben doch ins Gesetz, das, was in unserer Sprachtradition Glaube heißt und was Martin Buber, soweit von der alten Glaubensweise die Rede ist, lieber mit vertrauender Umkehr verdeutscht haben möchte. Auch das Geheiß dieser vertrauenden Umkehr lesen die Menschen der Völker im Gesetz, das sie sich selber sind. Aber es hieße dieses Gesetz, das sie sich selber sind, vermöge der Schöpfung und ohne der Offenbarung zu bedürfen, immer noch unterschätzen, wollten wir leugnen, daß es so gut wie die Umkehr auch ihre Ergänzung einschließt, das Ausschauen auf das tragend Mitmenschliche, auf die Hoffnung des Menschengeschlechts — die sich erfüllen wird und von der wir gewärtig sind zu vernehmen, daß sie sich erfüllt *habe*. Mindestens eine Philosophie, die glaubt, daß im übrigen die eigentliche Möglichkeit des Menschseins aus lauter Gegebenheiten zu begreifen sei, die sich auch unverkündigt dem Menschen erschließen, darf eigentlich nicht davor halt machen, für die auf kein Erzähltbekommen angewiesene Einsicht auch den alles andre erst vollendenden Hauch zu reklamieren: die Hoffnung.

Hören wir noch einmal den Satz des Heiligen, ob er nicht mit der unglaublichen Exaktheit, die diesem Heiligen durch-

weg eigen ist und die ihn natürlich auch verdächtig gemacht hat — ob er nicht exakt gesagt hat, wie es sich wirklich verhält. Wir müssen dabei nur bedenken, daß er ja nur von Christus spricht und nicht von Jesus von Nazareth: wie sollte er auch, da er ja zurücktritt in die Zeit, ehe denn der Verheißene gekommen war, in die Zeit, da es *nur* einen gab, der kommen *sollte*; in die Judenzeit. So sagt der Heilige, wenden wir an, was wir gewonnen haben: Wenn der Ungerechte umkehrt, so wird seine Ungerechtigkeit vergessen sein, sofern er zu denen gehört, die da hoffen.

Hoffen schlechthin, Hoffen im absoluten Sinn ist gerade nicht Hoffen auf irgend etwas wie Gott, auf etwas in dem Sinn Genaueres wie Gott den Schöpfer. Hoffen schlechthin ist vielmehr Hoffen in die Zeit, Hoffen aber auf Mitmenschliches. Darin liegt eine kräftige Probe, liegt die entscheidende Probe, ob die Umkehr, ob die Demut echt ist. Es ist nichts von einer Umkehr, einer Demut zu halten, die wohl zugesteht, vor Gott nichts zu sein, die sich aber sträubt und spreizt, wenn sie denken soll: ich bin nichts, obschon nicht der Mensch als solcher nichts ist — obschon es den Menschen, der bestehen könnte, geben kann — obschon er eigentlich gar nicht ausbleiben kann. Es ist nichts zu halten von einer Umkehr, einer Demut, der es undenkbar ist, sie könnte wie der Fischer Simon vor einem hereintretenden Menschen sagen müssen: Gehe hinaus von mir, denn ich bin ein unreiner Mensch. Nur *die* Umkehr, nur *die* Demut, die dieser Situation gewärtig ist, hält die Probe. Ist sie es nicht, so ist in Wirklichkeit der andere, der alte, der stolzierende Mensch übriggeblieben; so ist unser Nächster noch jenseits der alles entscheidenden, der ewig scheidenden Kluft geblieben; so darf unsre tödliche Sorge um ihn nicht am Ende sein.

Es ist aber nicht so, daß wir, die wir als informierte Boten unserem Nächsten raten möchten, es erschwerend finden, daß wir als Test, ob er das mit der Umkehr verstanden habe, ihm das mit der Hoffnung angeben müssen. Vielmehr erleichtert uns das die Ausrichtung der Botschaft. Der ehrliche Hörer kann sie nämlich gar nicht glaubhaft finden, wenn jenes Ergänzende nicht hinzukommt. Er ist geneigt, uns zu erwidern, was der Heilige seiner klugen Versuchsperson erwiderte: wir seien uns offenbar nicht klar, wie tief man stecke. Je verlorenere der verlorene Sohn ist, desto hilfreicher ist es dem zuredenden Wort, wenn noch von etwas anderem die Rede sein kann als bloß vom allzeit wiederaufnahmebereiten Vater: von etwas Kompensierendem, sagen wir von Gram und Tod der älteren Schwester, die wie eine Mutter war.

Denn mag es so sein, daß der Mensch, wie er von Natur ist, der Mensch in den Völkern, nicht oder nur allzu undeutlich gewahrt, was es ist mit dem stellvertretenden Leiden: so brauchen wir uns ja nicht so zu stellen, als ob es nicht längst außer dem Menschen in den Völkern faktisch das besondere Doppelvolk gäbe, dem die Botschaft übergeben ist. Mag jener von sich aus es nicht erkennen können: Die Frage ist, ob er die Bewandnis, die es mit dem unschuldigen Leiden hat, auch dann nicht erkennen kann, wenn sie ihm als Botschaft aus dem Doppelvolk heraus zukommt: sei es auch aus unkräftigem Mund, sei es nur aus einem gelesenen Text, sei es selbst nur im Rahmen einer abschätzigen Rede, als Zitat im Munde der Gemeinheit. Ich meine, sei etwa auch der natürliche Mensch nicht imstande, von sich aus dahinter zu kommen, so ist es doch nahezu unmöglich, daß die nun einmal in die Welt gelangte und aus ihr nicht mehr zu entfernende Kunde vom stellvertretenden Leiden nicht auch an ihn gelangt: und wenn sie es tut, so ist es nicht jenseits seines Vermögens, sie zu vernehmen, sie wahr zu finden; so gut wie ihm klar wird, daß es die Heimkehr, daß es für ihn nichts als die Heimkehr gibt.

Es ist also mit dem stellvertretenden Leiden nicht so wie mit dem historischen Element der absoluten Religion, dessen Annahme, dessen geschuldete Anerkennung von der ermächtigten Verkündung abhängig bleibt. Unser Nächster, der die Kunde vom stellvertretenden Leiden noch verwirft,

hat uns aus der tödlichen Sorge seinetwegen noch nicht entlassen; aber verwirft er bloß, daß ein Jesus von Nazareth solchen Leidens teilhaftig war, nun wohl, es ist dem unverfügbaren Geist der Wahrheit anheimzustellen, wann und ob er ihm auch dafür den Blick öffnen will: zur tödlichen Sorge ist darum doch kein Grund mehr.

Anders wäre es, wenn unser Nächster dem ihm faktisch begegnenden, ihm sich erzeugenden Tragend-Menschlichen auswich, sich verschloße, sich vor ihm verstockte, oder auch nur konventionell bliebe, statt menschlich zu reagieren, wie Parzival, als er zum ersten Mal dem wundersamen Leiden konfrontiert war. Äußerste Sorge um den so Reagierenden bliebe veranlaßt. Unsere ganze Betrachtung ruht auf dem Absehen von dieser Situation; durchweg gilt die Betrachtung nur dem Menschen, der der Heilserscheinung nicht wirklich konfrontiert ist, der vielmehr angewiesen bleibt auf das, was ihm das Leben, wie es immer ist, zeigt, und was er zwar allenfalls noch dazu vernimmt, aber von unermächtigten Boten.

Möge damit nun die Basis geschaffen sein für den Versuch, die Unterschiedlichkeit dessen, was wir in unsrem Umkreis über die Hoffnung des Menschen geglaubt wissen und gepredigt hören, einzuschätzen. Wir sind darüber orientiert, inwiefern zum rettenden Minimum des umkehrbewirkenden Vertrauens eine Hoffnung gehört und welchergestalt der recht Vertrauende hofft. Wir sagen, daß dies rettende Minimum samt seiner Hoffnung auf Tragend-Mitmenschliches damit weder steht noch fällt, ob jemand von Menschen, die ihm nicht begegnet sind, diesen oder jenen, viele, einen oder keinen, Gekommene oder erst Kommende, als die Erfüller der Menschenhoffnung identifiziert und also ehrt oder nicht ehrt, und, das folgt daraus, ob er dies Ehren dessen oder derer, auf die er hofft, mit Worten der Anbetung, der gestuften Andacht oder auf andre Weise ausdrückt, in der er das kaum Vereinbare zu vereinen sucht, absolutes Ehren und heilige Scheu, er könnte das Geschöpf statt des Schöpfers ehren. Auf der Basis, daß das Entscheidende unabhängig ist von diesen Akten, können wir nun in Frieden, oder doch furchtlos gegenüber den Scheltreden aus allen vier Winden, mustern, was in den vier geistlichen Himmelsgegenden, mit denen wir es zu tun haben, an Leistung und Versagung der absoluten Anerkennung vorgeschlagen oder vielmehr zugemutet wird. Jede der vier Weisen des Hoffens, die evangelische, die römische, die jüdische, nicht anders aber auch diejenige der Philosophie, wissen, auf wen ein jeglicher Mensch hoffen muß und auf wen er nicht hoffen darf.

Woran einander die vier Glaubensstände mahnen

Der *philosophische Glaube* wird, auch wenn er die Keime dessen, was er über die Hoffnung zu sagen weiß, entfaltet, dennoch zu keiner Zeit etwas darüber sagen, auf welches Menschliche zu hoffen sei. Er scheut sich seiner Art nach nicht unbedingt, zu sagen, es sei auf Gott zu hoffen, oder auch es sei etwa die Unsterblichkeit der Seele, was wir erhoffen dürfen. Er braucht sich seiner Art nach auch nicht zu scheuen, zu sagen, es gehöre zum eigentlichen Menschsein, auf ein Tragend-Mitmenschliches die Hoffnung zu setzen. Aber er würde seine Voraussetzungen, seine Art als philosophischer Glaube verleugnen, wollte er sagen, auf welche menschliche Hoffnung zu setzen sei. So wird er immer daran zu erinnern sein, daß er zwar mit Recht die Grenzen seiner eigenen Kompetenz einhalte, daß es aber seine Versuchung sei, aus der hohen Unwissenheit der Philosophie den eigentlichen Adel des Menschseins zu machen, es also als einen Abfall von seiner als der eigentlichen Möglichkeit zu werten, wenn ein Mensch, sich bekennend, wirklich auf bestimmtes Mitmenschliches hofft. Umgekehrt hat der philosophische Glaube die Welt und namentlich die drei andern, entschiedeneren Weisen des Hoffens immer daran zu erinnern, wie fromm und köstlich die Sprödigkeit ist gegen jeden unermächtigten Versuch, uns bestimmtes Menschliches als Erfüllung des menschlichen Hoffens aufzureden.

Der *jüdische Glaube* ist insofern der Gegenpol des philosophischen, als in ihm das Hoffen so konstitutiv ist wie nirgends sonst, so mächtig geübt wird wie nirgends sonst, so reines Hoffen ist wie nirgends sonst. Rein wie nirgends sonst ist es, weil Hoffen sich von Haus aus in die Zukunft spannt und hier strikt die Rede ist von dem, der kommen soll und bis zuletzt der Kommende bleibt. Und es wird mächtig und als Tugend, als Pflicht geübt: nirgends wird der Anteil des Hoffens daran, daß das Erhoffte kommt, so ausgeschöpft. Der Christ Paulus hat es vor Gericht bezeugt, als er darlegte, er sei angeklagt wegen der Hoffnung Israels, der Hoffnung auf die Verheißung an die Väter: „zu welcher hoffen die zwölf Geschlechter der Unsern zu kommen mit Gottesdienst emsig Tag und Nacht.“ Aber er war angeklagt, er sei von dieser Hoffnung, deren Glut er teilte, abgefallen, weil er von einer erfüllten Hoffnung redete. Er redete von der Erfüllung nur in der sorgsamsten Dosierung; sagt er: *salvi facti sumus*, so setzt er hinzu: *spe*, und Augustin kommentiert ihn: *spe*, non re. Dennoch verwirft der jüdische Glaube den des Paulus, vielleicht heute nicht mehr, insofern Paulus in Jesus von Nazareth einen Gotteszeugen sah, wohl aber, insofern er in diesem Jesus mehr sah als eine Wiederverkörperung der Kraft des Mose oder Elia. Der jüdische Glaube ist zu erinnern, daß es nichts Unmögliches oder Greulhaftes hat, die Hoffnung der Menschen in einem schon Gekommenen so sehr erfüllt zu sehen, als das mit dem letztlichen Zukünftigbleiben des letzten Hoffens vereinbar ist, und ebenso wenig, die Hoffnung der Menschen erfüllt zu sehen in einem Kind aller Kinder Gottes, einem Sohn aller Söhne Gottes, in solcher Fülle, daß daneben niemand mehr mit diesen Prädikaten zu ehren und anzurufen ist. Umgekehrt erinnert uns der jüdische Glaube, darin dem philosophischen gleich, wie fromm und köstlich Sprödigkeit ist gegen alles unermächtigte Aufreden eines Gekommenen als Erfüllung der Menschenhoffnung; und wiederum dient er sowohl denen, die einen Adel daraus machen, ihr Hoffen nicht erfüllt zu sehen, wie auch denen, die es in einem Einzigen erfüllt sehen, zur Erinnerung, wie fromm und köstlich es ist, auf Menschen zu bauen und zu hoffen, in denen das Tragend-Menschliche, ohne die endgültige Erscheinung zu antizipieren, Wirklichkeit wurde und weiterhin, morgen schon, Wirklichkeit werden mag.

Der *katholische Glaube* ist am vorurteilsfreiesten geöffnet allen Möglichkeiten der Erfüllung der Menschenhoffnung, allen ihren Stufen und allen ihren zeitlichen Phasen. Er schöpft voll aus, was an Dank- und Andachtsmöglichkeiten in den biblischen und den Bekenntnistexten deponiert ist. Er läßt keinen Zweifel, daß Jesus von Nazareth der Kommensollende und Gekommene schlechthin ist. Er identifiziert in ihm aber doch nicht so exklusiv die Menschenhoffnung, daß darüber die tiefsinnige eigene Feststellung des Gekommenen, er müsse hingehen, damit der Heilige Geist kommen könne, vergessen würde. Seither ist, wie er verheißen, des Tragend-Menschlichen noch viel und Mannigfaltiges gekommen, das es wohl von dem Seinigen nahm, aber doch frische Wirklichkeit und neuer Art war, und worin sich Hoffnung der Menschen erfüllte. Fort und fort haben wir dessen, haben wir des Heiligen gewärtig zu sein. Der Heilige wird insbesondere Mitträger des stellvertretenden Leidens sein, wie Paulus nicht prude war, zu erklären, er fülle auf, was noch fehle an den Leiden Christi (*quae desunt passionum Christi*). Und jener Einzige, in dem Gott Mensch war, tritt doch auch in die Reihe der Menschen vor ihm, aus denen Gott sprach: es ist ernst genommen, was das Credo von dem Heiligen Geist sagt: *qui locutus est per prophetas*. Ja, dieser Glaube scheut sich nicht, sie, die Frau, die außer dem Pontius Pilatus und den Propheten und gewiß oberhalb dieser im Credo das Menschengeschlecht vor dem Angesicht des Einzigen verkörpert, Maria, seine Mutter, als Erfüllerin und Entflammerin aller Hoffnung auf Weiblich-Menschliches in besondere Ehren einzusetzen. Lassen wir für heute auf sich beruhen, daß hier viel mehr Mythisch-Überzeitliches zu Ehren gelangt als sonstwo im Christentum, und auch mehr aus

der visionären Wirklichkeit als aus der polizeilich-faktischen, der man im übrigen, wenn es sich um Heilige handelt, mit Recht so viel Gewicht beimißt. Überlassen wir uns auf eines Atemzugs Länge dem lieblich auszeichnenden Sinn, in dem gerade die schmerzreiche Mutter als ein Tragend-Menschliches angerufen zu werden verdient. Aber bei aller Freude an seiner Art, die Hoffnung der Menschen in allen Zeiten diesseits und jenseits der Mitte und in allen Stufen erfüllt und sich erfüllend zu sehen, muß auch der katholische Glaube sich immer von den anderen Weisen des Hoffens erinnern lassen. Sie erinnern ihn, daß die Fülle des Gegenwärtigen eine Gefahr ist für die eigentliche Kraft des Hoffens, die sich auf das Zukünftige spannt; daß die Fülle der Vermittlung eine Gefahr ist für die Kraft des Hinblicks auf die Härte der eigentlichen Passion; daß die Stufung wohl in den Begriffen klar gehalten ist, aber in der Existenz, die dieses gestuften Zutrauens und Hoffens lebt, leicht das Unterste sich zu oberst kehrt, was Götzendienst bedeutet oder woraus doch Götzendienst hervorgehen kann; daß schließlich das genaue Wissen, wer alles es war, mit einer Exklusivität sondergleichen alle Andacht ausschließt zu solchem Menschlichen, das zwar von Haus aus so tragfähig ist wie das auf die Zentralperson ausdrücklich Bezogene, dieser Bezogenheit aber ermangelt. Umgekehrt hat der katholische Glaube immer die anderen Weisen des Hoffens zu erinnern, wie fromm und köstlich es ist, sorgsam und unbefangen den Reichtum der Möglichkeiten auszuschöpfen, zu Erfüllern unseres Hoffens auf- und nach ihnen auszusehen.

Der *protestantische Glaube* zeigt uns als Erfüller der Menschenhoffnung einen einzigen Gekommenen und heißt uns diesen zugleich als einen noch einmal Kommenden erhoffen. Unerbittlich weist er uns an diesen Mittler, der als solcher anerkannt werden müsse; bloß implizierter Glaube findet kaum Erbarmen. Mit derselben Unerbittlichkeit nennt er des Heils verlustig, wer diesen Mittler nicht als den alleinigen Erfüller aller Hoffnung, von jeder Art, in jeder Stufe, in jeder Zeit, anerkennt. Jesus und sonst nichts. Nichts vorher, nichts nachher, nichts heute, nichts in der künftigen Zeit, vor dem Ende der Zeit; Jesus und sonst nichts. Natürlich auch nichts Mythisch-Überzeitliches, nichts Visionär-Außerzeitliches; der polizeilich-faktisch konstatierbar Gekommene, sonst nichts; an ihn allein ist der Mensch gewiesen; daß dem so sei, ist ihm schriftlich gegeben. Man weiß, daß der protestantische Glaube es sich bitterschwer macht mit der Fundierung seiner selbst, für die er die Kraft des Absurden beschwören muß. Er braucht nicht erinnert zu werden, daß er es sich nicht zu leicht mache; er muß eher erinnert werden, ob er es sich wirklich so schwer machen müsse. Ein katholischer Lehrer dieser Stadt hat angesichts der protestantischen Bemühungen erklärt, er könne sich nicht überzeugen, daß Gott mit den Menschen nur schriftlich verkehrt habe. In dieser schlichten Formulierung steckt die Erinnerung, daß der protestantische Glaube in Gefahr steht, unser Hoffen einzuschnüren, ja einzusargen: der Natur des Hoffens wird nicht ihr Recht, wenn an Tragend-Menschlichem nichts gezeigt wird als die Person eines verstorbenen Jesus, von dem laut vielumstrittenen Urkunden ein gleichfalls verstorbener Paulus gesagt hat, er lebe. Seinerseits freilich dient der protestantische Glaube allen anderen Weisen des Hoffens, abgesehen von seiner unvergleichlichen Abmühung mit der Reflexion, zur ernstesten Erinnerung vor allem wegen seines Blicks in die Sündentiefe, dem als Tragend-Menschliches nichts, was wir wirklich zu sehen gewärtig sind, sondern nur noch jener Eine standhält, von dem wir, nachdem wir Wahrheit und Bedeutung der Berichte über ihn letztlich offengelassen haben, im Vertrauen auf ein durch die Generationen gehendes Wort ohne Anfang glauben, er sei die Hoffnung der Menschen einmal gewesen und, auf das andre Mal, geblieben.

Man muß Martin Buber zustimmen, daß es keine sublimere Theologie gibt als diese. Aber zugleich ist klar, daß dieses Glaubens, der nur einer von der Macht des Bösen durchmarterten Seele seine Notwendigkeit zeigt, nur selten jemand

wirklich lebt. Man hat ihn darum auch eine Geniereligion genannt. Keinem anderen Glauben, nicht dem jüdischen, nicht dem katholischen, auch nicht dem philosophischen, dessen Bekenner wohl auch besonders gern geistig außer Hause leben, haben sich darum so wie dem protestantischen in der Masse der praktischen Religionsübung andre sinngebende Inhalte substituiert.

Absolutes und relativiertes Hoffen

Es war das Ziel dieses Umblicks, die in unserer Umgebung anzutreffenden Weisen der Menschenhoffnung auf das Tragend-Menschliche zu erfassen, zu ordnen, ihr Gutes und ihr Bedrohliches zu sehen. Vor allem aber: sie alle insoweit zu relativieren, als sie, positiv zumutend oder negativ verwehrend, dem Nächsten, indem sie ihn mit dem Verlust des Heils erschrecken, ihre Hoffensweise aufzudecken wollen, obwohl ihnen allen auf den Kopf zuzusagen ist, daß sie nicht in Wahrheit in tödlicher Sorge um den Nächsten sind, wenn er anders als sie hofft: auf einen Gekommenen statt einen Künftigen, auf einen Bestimmten statt auf unbestimmt welche, außer dem Einen Gekommenen auch auf andre vor oder nach ihm und vielleicht schon morgen Kommende, und wie immer sonst Hoffen und Kommen sich finden und verschränken können. Daß für ihre Person absolut entschiedene Menschen doch bezüglich des Zumutens ihrer eigenen Hoffensweise Relativisten werden möchten, ist für einige unter uns ein Wunsch, mit dem wir uns so identifizieren, daß wir ihn wohl unsre redliche Hoffnung nennen dürfen. Sollte sie sich erfüllen, sollte sich der Wunsch erfüllen, daß die heute durch ihre Glaubens- und Hoffensweisen gespaltene Gemeinschaft derer, die hoffen, inne wird, daß sie im Notwendigen einig ist und daß das, worin sie nicht einig ist, im Sinn der tödlichen Sorge nicht notwendig ist: so wird vieles schöner sein, und eine Vereinigung wie die Ihre z. B. erst die Erfüllung ihres Sinnes finden. Die Parteien der Hoffenden würden beieinander zu Gast sein. Es gäbe keinen Streit mehr, z. B. wie in meiner Stadt, ob Musikanten in einer evangelischen Kirche eine Marienmusik aufführen dürfen; denn man würde ohne angenommene Angst um eigenes und fremdes Seelenheil auf jede Weise zu hören wünschen, wie der andere das gemeinsame Hoffen als ein erfülltes und sich erfüllendes preist. Es würde vielleicht auch verstanden, daß in Existenzdingen das Ja oder Nein zu einem formulierten Satz wenig wiegt gegenüber der Tatsache, daß einer überhaupt umgeht mit der Frage, die der Satz stellt. Wie selbst Gott verwechselbar ist mit dem Nichts und das Ja oder Nein zur Gottesfrage nicht entscheidend zählt, wenn sie nur überhaupt eines Menschen Frage ist, so mag auch gegenüber der Leidenschaft der Frage, ob man Jesus den großen Bruder nennen oder nicht nennen dürfe, das Ja oder Nein nicht entscheidend zählen. Es würde gewiß verstanden und heilsam genutzt werden, daß jeweils im eigenen Lager Zeugen einer der anders geprägten Hoffensweisen auftreten und bleiben, wie in unsrer Zeit Simone Weil, den Glauben der katholischen Kirche als eine primär Ergriffene bekennd, auf der Schwelle dieser Kirche im jüdischen Glaubensstand verharrte¹. Dennoch, all diese Wünsche erfüllt gedacht, werden die Hoffenden trotzdem eine Gemeinschaft des Begehens, des Kultus nicht werden können. Wohl besinnt man sich immer wieder, daß Gott außer dem Bund, der das besondere Volk stiftete, nach der Urkunde eben dieses Volkes auch einen Bund mit allen Völkern gemacht hat. Er hat diesem Bund auch ein Zeichen gegeben. Aber wenn der Mensch Passah begehen kann oder Mariä Verkündigung: das Zeichen des Menschenbundes, der Bogen in den Wolken, ist keines Festes fähig. —

Die allgemeine Hoffnung, sie sei sich bewußt oder unbewußt, daß sie auf das Tragend-Menschliche zielt, sie wisse sich erfüllt in bestimmtem Menschlichem oder harre noch jeglicher Erfüllung, ist mannigfach fortgestaltet. Einmal ist sie, die allgemeine Hoffnung, fortgestaltet zur Hoffnung über dieses Leben hinaus. In ihr, dieser sich erstreckenden Hoffnung,

¹ Vgl. die Vorbemerkung der Redaktion.

sind wir der Dinge gewärtig, die wir bezeichnen als Auferstehung und ewiges Leben. Wir sind dieser Dinge gegen den Sinnenschein insbesondere deshalb gewärtig, weil der große Unwahrscheinliche, als der Wiederkommenwollende, auch für sie mit steht. Wir wissen zwar, daß sich diese Dinge der Vorstellung verweigern, und sind sowohl von Jesus wie von Paulus auch fast grob gerade darauf hingewiesen worden. Wir wissen aber auch, daß wir nicht nur eine mythische Darstellung in Wahrheit zeitloser Bewandnisse vernehmen, sondern Dinge, deren Seinsart der Seinsart des Künftigen verwandt ist. Haben sie aber eine Seinsart, die der Seinsart des Künftigen verwandt ist, so sind sie tauglicher Gegenstand unseres Hoffens. Wer verstanden hat, wird gewahr werden, wie sehr dann gerade diese Erstreckung des Hoffens nicht nur eine Sache des Dürfens, sondern eine Sache des Sollens ist: gerade diese sich erstreckende Hoffnung gehört dann zu denen, die nicht weggeworfen werden dürfen. Wer nicht verstanden hat, dem werde das Gewissen nicht schwer gemacht; es ist immer noch, auch wenn nur eine dem Künftigen *verwandte* Seinsart in Frage steht, der Bereich der fides historica, welche, solange nicht mit Vollmacht verkündet ist, niemand angesonnen wird. Weiter folgen wir dem heute nicht.

Die allgemeine Hoffnung, geformt oder nicht geformt, gestaltet sich andererseits fort in konkrete Hoffnungen dieses Lebens. Sie, die Vielheit der Hoffnungen, wurden eingangs kurz schematisiert, nach Verheißungen und bloß redlichen Hoffnungen, nach ihrer Pflichtmäßigkeit, nach der Bedeutung des Fehlschlagens für die Redlichkeit und Pflichtmäßigkeit. Um noch über die Verheißungen ein Wort zu sagen, so ist ihre älteste in unserer Zeit unerwartet aktuell geworden. Kraft ihrer darf der Mensch hoffen, daß es seinesgleichen geben wird, solange die Erde steht. Denn solange sollen, wie dem Noah gesagt wurde, Saat und Ernte, also menschliches Tun, nicht aufhören. Sonstige Garantien haben wir für diese Hoffnung ja eigentlich nicht mehr; aber sie nimmt an dem Rang der absoluten Hoffnung teil. Dem Abraham wurde Sime verheißen wie die Sterne am Himmel, die er nicht zählen konnte. Auch diese fürs erste private Hoffnung nahm teil am Adel der absoluten Hoffnung. Ich glaube nicht, daß die Heilige Schrift die Hoffnungen, die sich auf Verheißung gründen, erschöpfend aufzählt. Jeanne d'Arcs Hoffnung (ich weiß, was ich für evangelische Begriffe damit sage) gründete sich auf Verheißung; übrigens war es zur 500. Wiederkehr ihrer Geburt, daß Péguy das Mysterium der Hoffnung dichtete.

Was aber die redlichen Hoffnungen betrifft, die zwar nicht desselben Adels, aber eines Atems sind mit der Hoffnung, so sei der Hinweis Piepers zitiert auf den Satz des Thomas von Aquin: „In der Ordnung auf das Ewige erwarten wir von Gott die Hilfe nicht nur geistiger, sondern auch leiblicher Wohltaten.“ Der Satz steht in De spe, dem Werk, das eine Auslegung des Vaterunsers werden sollte; in diesem Gebet werden nicht nur ewige Güter erbeten, also erhofft. Es ist eine redliche Hoffnung des Vaters, daß sein Kind gesund werde; er soll sie hegen. Es ist eine redliche Hoffnung, daß Deutschland trotz dem Geschehenen, das es nicht verarbeiten mag, und trotz den Erfolgen, mit denen es jetzt wie von Dämonenhand gemästet wird, fortbestehen, und daß das Land unserer Kinder doch noch ein gnädiges Geschick finden möge. Es ist eine redliche Hoffnung, daß das zum Staat gewordene Israel nicht wieder ins Meer geworfen werde und nicht auf ein solches Zeichen die Menschen, nach Selbstverdunkelung gierig, aufs neue sich anmaßen, den anscheinenden Gottesfluch über diese Mitmenschen mitzuvollziehen. Auch diese Hoffnungen dürfen wir nicht nur, sondern sollen wir hegen; und ich meine, daß die eine nicht nur wir Deutschen und die andre nicht nur die Juden hegen sollen, sondern alle, für die überhaupt das Geschehene eine Sorge ihres Herzens ist. Was aber Erfüllung und Fehlschlagen, Erfolg und Mißerfolg anlangt, so hat zwar Martin *Buber* den großartigen Satz geprägt: „Erfolg ist keiner der Namen Gottes“, aber dieser Satz schlägt nicht aus dem Feld den andern des

Teufelsrabbi Josef Goebbels, stilgerecht in doppelter Negation formuliert: „Es ist kein Zeichen der Erwählung, keinen Erfolg zu haben.“ Unsere Hoffnungen sollen demütig schmerzhaftes Hoffen sein, daß es gelinge. Der Geist der Schwermut, in jüdischen Schriften überraschend mit dem bösen Trieb gleichgesetzt, ist der Tugend des Hoffens fremd. Es ist für den ernsthaften Menschen schmerzhafter, fröhlich zu sein als nicht fröhlich; aber er liest: Seid fröhlich in Hoffnung. Gaudete.

Lassen wir aber die Hoffnungen und fassen wir noch einmal resumierend die große, die allgemeine Hoffnung ins Auge. Sie, die eigentliche Menschenhoffnung, menschenbildend wie die eigentliche, menschenbildende Angst, menschenrettend wie der Glaube, den sie vollendet: sie, diese allgemeine Hoffnung, kann und soll ein jeglicher Mensch fassen und schöpfen, wie er Vertrauen, wie er Glauben fassen und schöpfen soll. Sie betrifft ihn selbst, richtet sich aber oder wird gesetzt auf das Tragend-Menschliche. Sie ist, als untrennbar vom rettenden umkehrbewirkenden Vertrauen, unerläßlich und auszeichnend, damit der Mensch letztlich bestehen könne, damit sein Leben Sinn und er selber Wesen habe. Daß es so mit mir steht, sehe ich nach der alten Regel, wenn ich auf den andern blicke. In Ansehung meiner selbst ist die Hoffnung, Atem des Glaubens, unmittelbar rettend. Doch sind Glaube und Hoffnung dieser Stunde nicht endgültig rettend: daß ich darin bis ans Ende beharre, ist ein selbständiges Thema meines Hoffens, bloßen Hoffens. Dies, die Hoffnung für mich selbst auf den, der mich trägt, und die Hoffnung eigenen Beharrens in solchem Glauben und Hoffen, ist der eine Hauptaspekt der allgemeinen Hoffnung. Außerdem ist allgemeine Menschenhoffnung, daß der nahestehende Nächste nicht sinnlos ablebe, sondern bestehen könne und Wesen habe; daß er also gerettet werde. Diese Hoffnung ist nicht unmittelbar rettend. Sie kann darum an tödliche Sorge gebunden bleiben müssen. Ihr kann Bescheid werden, wie er Mose wurde, als sein Volk zum Goldenen Kalb abgefallen war. Er sprach zu Gott: Vergib ihnen ihre Sünde; wo nicht, so tilge mich auch aus Deinem Buch. Aber der Herr sprach zu Mose: „Was? Ich will *den* aus meinem Buch tilgen, der an mir sündigt.“ Der sich retten kann, kann den andern nicht mitretten. Zwei werden liegen auf einem Bett; die Kluft geht zwischen ihnen durch, nur die Hoffnung schwingt sich hinüber. Dies ist der andre Aspekt der Hoffnung. Die Flügel der Libelle füllen sich mit Dunkel. Aber sie faltet sie niemals. Péguy verlegte diese Gestalt der Hoffnung, die zugleich tödliche Sorge ist, in das Herz Gottes. Wir haben Anteil an dessen Regung. „So war diese Seele gestorben“, sagt er.

„Selbst Gottes Herz ließ sie erheben.
Vom Beben der Furcht und vom Beben der Hoffnung.
Sogar vom Beben der Furcht.
Vom Beben der Sorge.
Einer tödlichen Sorge.
(Denn sie war ja des ewigen Todes gestorben.)
So hat Gott sich uns ausgeliefert.

So kann der letzte der Sünder, ein elender Schwächling,
Kann der niederste aller Sünder, eine Hoffnung Gottes
Zu Schanden machen oder erfüllen.
Kann der niederste aller Sünder
Eine Hoffnung Gottes
... krönen.“

Die heilige Imagination hat immer schon, das Weltkind Goethe nicht ausgenommen, mit der Hoffnung, die den Lauf vollendet, das Bild der Krone verbunden. Es gibt den großen Fall, um in der Sprache des Mystikers zu bleiben, daß Gott auf einen Menschen die Hoffnung setzte, dieser Mensch werde in der Hoffnung beharren, auch wenn Gott ihn töte, ja wenn er ihm den ewigen Tod verhängte; eine der äußersten Lehren Luthers, die von der *resignatio ad infernum*, wurzelt hier. Mit Recht bildet die Kunst Christus, der die

Hoffnung Gottes erfüllte, er werde in der Hoffnung auf ihn bis in die Vernichtung beharren, als Wiederkommenden mit der Krone ab. Mit Recht hat sie auch das Mädchen von Nazareth, die Gottes Hoffnung nicht enttäuschte, die willig hoffend Gottes Hoffnung für die Menschen trug, mit der Krone gebildet.

b) Die Hoffnung Israels

Von Dr. Hugo Bergmann

Professor an der Hebräischen Universität, Jerusalem

Dem Mitteilungsblatt „Irgun Olej Merkaz Europa“ vom 16. 9. 1955 (23/27), S. 5 entnehmen wir mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers und der Schriftleitung den folgenden Beitrag

Rabbi Ismael erzählte: Als ich zum Himmel aufstieg, sagte mir der Fürst der Engel: Mein Guter, setze dich auf meinen Schoß, und ich will dir sagen, was mit Israel, dem heiligen Volke, geschehen wird. — Ich setzte mich auf seinen Schoß, er blickte mich an und weinte, daß seine Tränen auf mich niederfielen. Ich fragte ihn: Du meine Wonne, warum weinst du? Darauf sagte er: Mein Lieber, komm, ich führe dich in das verborgene Gemach. Er nahm mich bei der Hand, führte mich hinein, öffnete die Bücher des Schicksals und zeigte mir Schriftstücke, da waren alle Leiden verzeichnet, eines größer als das andere. Ich sagte ihm: Wem sind die bestimmt? Er antwortete: Für Israel.“

Mit diesen Worten beginnt ein Midrasch zu berichten, was Israel in Zukunft treffen wird, ein erschreckend fürchterliches Bild, das vielleicht erst wir heute in seiner prophetischen Kraft erfassen können. „Aber nachdem der Engel dem Rabbi Ismael alle diese unsagbaren Leiden gezeigt hatte, führte er ihn in die Kammer des Heils und der Tröstungen. Dort sieht er den König David und vernimmt aus seinem Munde Lieder des Preises, wie sie kein Ohr je gehört hat, und Engel antworten ‚Heilig, heilig, heilig!‘, die Himmel alle stimmen in den Chor ein, und zum Schluß ertönt die Stimme aller Könige über alles Erdland, an jenem Tage wird ER der Einzige sein und sein Name der einzige.“ Mit diesen triumphalen Worten aus Secharja schließt dieser Midrasch, diese Vision unendlicher Leiden. Es ist das Wort, mit welchem jeder unserer Gemeinde-Gottesdienste schließt, das Wort, das den Juden begleitet, wenn er aus dem Bet-haus in den Alltag hinaustritt.

Hermann Cohen sprach einmal von dem Schwanken und der Ungewißheit, von welcher nun einmal jede Hoffnung begleitet sei. Hier jedoch ist eine Hoffnung, die Sicherheit ist. Wir Juden nennen uns „Die auf Gott harren“. Hier ist die Quelle jenes vielberufenen Optimismus der Juden. Aber man würde irren, wenn man, wie es geschehen ist, die Juden beschuldigen würde, daß ihr Optimismus der einer saten Bourgeoisie, einer „falschen und matten Gottesbürgerlichkeit“ sei. Wir hören heute in Israel sehr oft das Wort „Jihjeh tow“, „es wird gut sein“, und dieses Wort (haben es die jemenitischen Juden uns gebracht?) tröstet, stärkt, richtet auf; aber das ist kein billiger Optimismus, vielmehr ist er gewachsen aus der bittersten Erfahrung des Volkes als ein *Dennoch!!*, das dem Anschein der sogenannten Wirklichkeit entgegengeworfen wird.

Dieser Dennoch-Optimismus durchzieht unsere ganze Geschichte. Der Verfasser des zweiten Makkabäer-Buches (Kapitel 6) sieht in den *Leiden Israels* unseren *Vorzug* vor den Heiden. „Die Strafen widerfahren uns nicht zum Verderben, sondern für unsere Erziehung. Während nämlich der Herr bei den übrigen Völkern langmütig zuwartet und sie erst bestraft, nachdem sie das Maß ihrer Sünden vollgemacht haben, wollte er in anderer Weise mit uns verfahren, auf daß uns nicht, nachdem wir mit den Sünden schon zum Äußersten gekommen, zuletzt seine Rache treffe.“

Daß also Israel leidet, ist mit ein Teil dieses merkwürdigen „Optimismus“, dies bleibt durch die Jahrtausende die Deutung der Leiden Israels, wie sie etwa aufklingt im Briefe

des Maimonides an die Juden von Jemen. Und alle Generationen bis hinab zu unserem Zeitgenossen Raw Kook sehen in der Knechtschaft in Ägypten die Vorausnahme der Wirklichkeit späterer Zeiten. Der Lehrer Spinozas, Saul Morteira, schreibt im 17. Jahrhundert: „Die Galut in Ägypten heißt ‚der eiserne Ofen‘, weil es an uns die Wirkungen des Schmelzofens gehabt hat, der das Gold und das Silber von den Schlacken trennt, damit sie feuerbeständig werden. So wurde Israel in Ägypten vorbereitet, um die Leiden späterer Verbannungen zu ertragen, denn sie lernten schon damals zu leiden und zu dienen. Und darum nennt sich Gott in jener Erlösung ‚Ich bin, der ich bin‘: ich werde mit ihnen sein in diesem Leid, wie ich mit ihnen sein werde in späteren Leiden. So haben wir dort die Zuversicht gelernt: in ihrem großen Leid werden die Nachkommen auf ihre Voreltern hinblicken, auf ihr Leid und auf ihre unversehens gekommene Erlösung. So wird, wenn er es will, die Erlösung plötzlich und unvermutet kommen.“ (Ich entnehme die obigen Zitate dem schönen Buche von Prof. Leon Roth: *Yalkut hadeoth wehanidoth*. Jerusalem, Verlag Reuben Mass, 1938.)

Das ist ein „Optimismus“ in Anführungszeichen, ein Optimismus gegen allen Augenschein, und doch eine Sicherheit von ungeheurer Kraft des Vertrauens. Bachja ibn Pakuda erzählt in seinen „Herzenspflichten“ (ich entnehme das Zitat der Auswahl jüdischer Gebete, welche N. N. Glatzer im amerikanischen Schocken-Verlag unter dem Titel „The Language of Faith“ zusammengestellt hat) von jenem Beter, der zu Mitternacht das Gebet sprach: „Mein Gott, Du hast mich hungern lassen, hast mich nackt verlassen, mich der Finsternis der Nacht preisgegeben, mich Deine Macht und Größe fühlen lassen. Wenn Du mich auch im Feuer verbrennst, werde ich fortfahren Dich zu lieben, mich an Dir zu freuen, wie Hiob sagte: Mag ER mich töten, ich werde auf Ihn harren.“

R. Schlomo Virga, der Verfasser des Buches „Schebet Jehuda“ (15.—16. Jahrhdt.) erzählt: Ich habe aus dem Mund alter Leute, welche die Vertreibung aus Spanien mitmachten, gehört, daß in einem Auswandererschiff die Pest ausbrach: Der Kapitän setzte die Auswanderer an einem Orte ans Land, wo es keine Einwohner gab; die meisten starben Hungers; einige faßten den Entschluß, weiterzugehen und eine menschliche Siedlung zu suchen. Unter ihnen war ein Jude mit Frau und zwei Söhnen. Sie bemühten sich weiterzugehen, aber die Frau, an Strapazen nicht gewöhnt, starb auf dem Wege. Der Vater trug die beiden Söhne, dann wurde er ohnmächtig; als er aus der Ohnmacht erwachte, fand er seine beiden Söhne tot. Voll Kummer, stellte er sich hin und sprach: „Herr der Welten, du tust viel, damit ich meinen Glauben verlasse. Wisse aber: Allen Himmelsbewohnern zum Trotz bin ich ein Jude und werde ein Jude bleiben. Alles, was Du über mich gebracht hast und bringen mögest, wird nichts nützen!“

Diese erschütternde Erzählung belegt, was wir die Art der Hoffnung Israels nennen mögen: eine Hoffnung, die sich stets erneut aus dem Kampf mit dem Nein der Ver zweiflung und dem Obsiegen über sie, eine Hoffnung *langen Atems*. Wir sollen nicht, trotzdem wir es in unserer menschlichen Schwäche immer wieder tun, kurzfristige Hoffnungen nähren, die, wenn sie nicht erfüllt werden, uns in die Ver zweiflung hineintreiben. Gott hat seine Zeit.

Spinoza beschuldigt den Glauben, daß er den Menschen die Meinung beibringe, Gott habe die Welt um ihretwillen geschaffen; und wenn die Menschen dann auf Widersprüche stoßen, wie Stürme, Erdbeben und Krankheiten, erfinden sie, um die Widersprüche zu erklären, die sonderbarsten Theorien, um schließlich zu erklären, die Urteile der Götter gingen über die Fassungskraft des Menschen hinaus. Aber hier irrt Spinoza. Der Vers in Jesaja 55, der ihm vorgeschwebt haben mag, „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken“, ist nicht dazu da, um im nachhinein etwa eine Lehre zu rechtfertigen, die von Anfang an verfehlt war, daß nämlich Gott die Welt zum Wohle des Menschen eingerichtet habe.

Die Reihenfolge ist umgekehrt: der Prophet weiß von vorn herein, daß Gottes Wege nicht der Menschen Wege sind; aber er weiß, daß ein Weg, ein Sinn da ist in der Welt.

Einen gewaltigen Ausdruck findet diese Hoffnung, diese Sicherheit, im Mussaf-Gottesdienst unseres Jom Kippur. Unser Machsor erzählt in grausamst realistischen Farben die Qualen der gefolterten zehn Märtyrer in der Zeit Kaiser Hadrians, Rabbi Akibas und seiner Freunde. Die Engel des Himmels, welche die furchtbarsten Qualen sehen, begehren gegen Gott auf: „Ist das die Lehre und das der Lohn?“ und erhalten eine Antwort, die keine Antwort ist: „Eine Himmelsstimme ertönt von oben: So habe Ich es verhängt. Nehmet es an!“ Und die Beter, nachdem sie die furchtbare Erzählung gehört haben, sprechen die Worte: „Gott der König, der sitzt auf dem Throne des Erbarmens!“

Würden unsere Beter mit vollem Verständnis der Erzählung folgen, sie müßten erschauern. So schrecklich ist die Schilderung, die Zwiesprache mit Gott und die Antwort des betenden „Chors“ in diesem Drama. Das ist die klassische jüdische Sicherheit in der größten Versuchung, das Erbe Abrahams.

Der moderne Mensch kennt diese Gottessicherheit Abrahams nicht mehr. Er hat aber die psychologische Erklärung solchen Glaubens bei der Hand. Es ist, so weiß er, ein psychologischer „Selbstschutz“ des Menschen, ein „Mechanismus der Enttäuschung“, der großen Illusion, deren biologische Wurzeln uns die Wissenschaft von heute verstehen gelehrt hat.

In Thomas Manns „Doktor Faustus“ spricht es der Satan aus: „Zulässig ist / heute / allein noch der nicht fiktive, der nicht verspielte, der unverstellte und unverklärte Ausdruck des Leides in seinem realen Augenblick. Seine Ohnmacht und Not sind so angewachsen, daß kein scheinhaftes Spiel damit mehr erlaubt ist ... wenn man die Tatsache der Weltstunde anerkennt. Gewisse Dinge sind nicht mehr möglich.“ Die Weltstunde, von der der Satan spricht, ist die Stunde, in welcher alle Illusionen durchschaut sind, damit aber alle Hoffnung auf Erlösung, auf Sinn in der Welt an der Wurzel abgeschnitten.

Der Generalangriff gegen den Glauben - ich möchte hinzufügen: gegen den oberflächlichen Glauben, der es sich mit seinem „happy end“ so leicht macht - wird in einer Art Zangenform ausgeführt: Auf der einen Seite hat die Wissenschaft im zweiten Weltkrieg die Mittel geliefert, um die Hölle auf Erden zu verwirklichen, und sie muß bereit sein, sie wieder, und in grausigster Form, zu liefern; und auf der anderen Seite hat dieselbe Wissenschaft das ihrige getan, um die Hoffnungen und Tröstungen als psychologische Illusionen zu entlarven. Es sind wahrhaft nicht die schlechtesten unter uns, besonders unter der Jugend, welche dieser äußersten Versuchung *erlegen* sind.

Hat Israel, hat der Glauben eine Antwort? Das eine muß klar sein: Die Antwort kann nicht durch theoretische Diskussionen erfolgen. Sie kann nur gegeben werden im Raume des wirklichen Lebens. Denn es ist eine Probe der *Kraft*, in die wir hineingestellt sind. Können wir in all diesem Widersinn der Weltstunde dem Sinn treu bleiben, dann wird sich dieser Sinn uns auch enthüllen, früher oder später. Es kann hier nicht auf Jahrzehnte oder Jahrhunderte ankommen, sondern nur auf die Kraft und Ausdauer der Treue zur Hoffnung. Israel hat durch die Jahrtausende, gegen allen Augenschein, dem Gedanken des kommenden Heils, dem Glauben an den Sinn in der Welt, die Treue gehalten, darin besteht seine Größe und seine Bedeutung für die Menschheit. Es ist vielleicht die Aufgabe dieses jüdischen Geschlechts, nach seinen furchtbaren Erfahrungen, den jüdischen Begriff des Heils und der Erlösung wieder zu reinigen, sowohl von der optimistischen Verflachung des 19. Jahrhunderts wie von der engen Politisierung der letzten Generation, und der Hoffnung Israels wieder ihren radikalen Charakter wiederzugeben, den Glauben an eine neue Menschheit, einen neuen Himmel und eine neue Erde.

Der Kampf mit dem Satan des Nihilismus und der Ver zweiflung ficht sich in der Brust jedes einzelnen in jedem

Augenblick aus. Jeder einzelne ist durch seine innersten Siege und Niederlagen Mitkämpfer, Teilnehmer am Werke der Erlösung, des Durchbruchs des göttlichen Sinnes in der Welt, sei es in dem plötzlichen Aufblitzen in der Zeit, sei es in der Fülle der Endzeit. So wirkt der einzelne durch die Kraft der Treue seines aktiven Glaubens mit an der Erlösung der Welt. Dies ist die Hoffnung Israels.

c) „Die Antwort des Jona“

*Austausch mit Schalom Ben-Chorin, Jerusalem,
über seinen interkonfessionellen Gesprächsbeitrag¹*

„Was dünkt Euch vom Christus?“ Das ist die Frage, mit der sich der Christ an seinen getrennten jüdischen Bruder zu wenden liebt; ganz ähnlich wie der Katholik an den protestantischen mit der andern Frage: Was dünkt euch von Petrus und seinen Amtsnachfolgern? Das innerchristliche ökumenische Gespräch erschöpft sich ja nun aber doch wahrlich nicht in seiner Diskussion um das Papsttum und ebenso wenig das christlich-jüdische in einer solchen um die Messianität Jesu von Nazareth. Wie wir gelernt haben, evangelisches Christentum als eine Ganzheit zu begreifen, innerhalb deren der ‚Antipapismus‘ nur einen, wenn auch bisher in der Regel unaufgebbaren Aspekt darstellt, so müssen wir lernen, die jüdische Ausprägung der von Gott selbst offenbarten Religion als eine Lehr- und Lebensform zu verstehen, in deren heutigem Zustand die Frage nach dem persönlichen Messias etwa hinter der nach dem gegenseitigen Verhältnis von Gott und Israel weit in den Hintergrund tritt. (Was nichts gegen das neu erwachte jüdische Interesse an Lehre und Person Jesu von Nazareth besagen soll.) So ist es durchaus wesensgemäß, wenn ein ausdrücklich an Juden und Christen adressiertes neues Werk des schon seit vielen Jahren im ökumenischen Gespräch zwischen beiden Gruppen befindlichen Jerusalemer (ursprünglich Münchener) Laien-Theologen Schalom Ben-Chorin als ‚geschichtstheologischer Versuch zum Gestaltwandel Israels‘ auftritt; fragen wir: Was denkt ihr vom Messias? —, so erwidert der Jude: Was denkt ihr von Israel? — Versuchen wir, auf seine eigenen Gedanken darüber zu hören und ihm zu antworten. Betitelt ist sein Werk ‚Die Antwort des Jona‘ (H. Reich Verlag, Hamburg-Volksdorf, 1956, 124 Seiten, DM 8.—), das erinnert an jene Szene, wo der seinem prophetischen Gottes-Auftrag an Ninive, die heidnische Weltstadt, sich entziehende ‚schlafende‘ Jona von der Schiffsbesatzung, der dieser Mitfahrer unheimlich geworden ist, nach seinen Personalien befragt wurde und nicht umhin kann, zu antworten: „Ein Hebräer bin ich, und JHWH, den Gott des Himmels, fürchte ich, der das Meer und das Trockene gemacht hat“ (Jon 1, 9). Das religiöse und das nationale Element sind in der Antwort des Jona enthalten und machen so — in dieser unlöslichen Einheit — jüdisches Bekenntnis, jüdische Antwort an die fragende Welt aus“ (S. 15).

In ihrem ‚nationalen‘ Teil zwar habe „der schlafende Jona oder, besser gesagt, der sich schlafend stellende, das ist der Assimilations- und Mimikri-Jude, der nicht ‚da‘ sein will, wenn der Sturm losbricht“ (S. 13), diese Antwort so lange wie möglich hinausgezögert, seit er als Emanzipierter meinte, einfach sein zu können wie andere Menschen auch. (So, wie sie heute noch mit, wie uns scheint, überlauter Stimme jenseits des Ozeans nicht müde werden, zu beteuern: Wir sind Amerikaner.)

In ihrem religiös-universalen Teil aber sieht Ben-Chorin jene Doppelantwort in Israel von Verkürzung bedroht, wo die neue Staatsnation versucht ist, „wie alle andern Völker

auch“, sein zu wollen (vgl. 1. Sam 8, 5. 20), den einzigartigen universalen Auftrag der Gotteszeugenschaft von sich abzuschütteln. Mit rückhaltloser Offenheit wird auch der religiöse Aspekt dieser Versuchung bis hin zum eigentlichen Neu-Heidentum der sogenannten ‚Jung-Kanaaniter‘ dargelegt, „die sich nach ihrer unbeschnittenen Zeit zurücksehnen“ (S. 55).

Von solcher nirgends beschönigten, erfrischend unapologetischen redlichen Tatsachensicht aus wird nun um so (subjektiv) glaubwürdiger die Botschaft von dem prophetischen Gottes-Auftrag Israels an die Weltvölker verkündet und in den Zusammenhang mit dem einzigartigen geschichtlichen Schicksal des Alten Gottesvolkes hineingestellt. Als Prüfungs-, Straf- und Läuterungsleiden erscheint sein jüngstes Verfolgwordensein; als anbrechende ‚Auferstehung‘ im Sinn von Ez 37 die Wiedergewinnung eines eigenen Staates, wobei die neue Geisteinhauchung erst noch erwartet wird (S. 44 nach Ez 37, 8!) — ganz wie auch von ähnlich exegesisierenden christlichen Kreisen. (Vgl. im Freiburger Rundbrief 5/6, S. 13 f. und 21/24, S. 54, Sp. 2!)

Seit dem Ende der so überraschend erfolgreichen Abwehrkämpfe gegen die Araber-Invasion von 1948 trat nun freilich für dieses Auferstehungshoffen „eine Ernüchterung ein, die heute noch nicht überwunden ist. Ein junger hebräischer Schriftsteller verglich diese Generation mit dem Erzvater Jaakob, der sieben Jahre um Rahel diente. ‚WAJEHI BABOKER WEHINE HI LEA‘ (Gen 29, 25) — und da es Morgen ward, siehe, da war es Lea, die Falsche, die Nichtgeliebte, die ihm zuteilgeworden war“ (S. 49). Profan gesagt: „Statt als kulturelles“ (oder gar religiöses!) „Zentrum nach außen wirken zu können, mußte Israel alle Kräfte einsetzen, um im Inneren ein kulturelles Minimum zu gewährleisten“ (S. 50). „Vor allem aber muß hier nüchtern festgestellt werden, daß Israel auf allen Gebieten produktiv und neuschöpferisch wurde, nicht aber auf seinem eigensten Gebiete, dem der Religion... die Synagoge betet um die Rückkehr nach Zion, als ob nichts geschehen wäre“ (S. 52). Und so fragt Ben-Chorin (mit Buber): „Sind wir noch Juden?... Geht die Sonne der Gotteserkenntnis abermals gewaltig über Zion auf: das Land erhellend, die Diaspora bestrahlend und den Völkern leuchtend? Wir fragen dies aus bangem Herzen und geben die Antwort, wie Ezechiel, dem Herrn anheim: ‚ATTAH JADATHA‘ — Du, du allein weißt es“ (S. 53). Wie grundlegend aber neue jüdische Gotteserkenntnis alles hergebrachte Judentum umgestalten müßte, das erhellt dann vor allem in dem Kapitel über ‚Religion, Staat und Gesellschaft‘, wo das jüdisch-orthodoxe Zielbild der theokratisch verfaßten (wenn auch durch zweieinhalb Jahrtausende an voller Selbstverwirklichung durch Fremdherrschaft behinderten) Gesetzes-Gemeinde, wie Esdras sie einst schuf, in seiner schroffen Widersprüchlichkeit zur modernen, laikalen, religiös indifferenten Demokratie deutlich wird, wie sie der Staat Israel verkörpert. Was folgt daraus?

„Die Gesellschaft muß von sich aus, ohne staatlichen Zwang, den heiligen Weg beschreiten, den Weg der Umkehr“ (THE-SCHUBA), „muß von sich aus, auf dem Wege über den einzelnen, aber auch indem sie ihn stützt, trägt und führt, diesen verschütteten Weg der Theschuba suchen. Ohne eine solche Wende in der Gesellschaft kann der Staat kein gesünderes Verhältnis zum Religiösen finden. — In einer solchen Gesellschaft wäre ‚Religion als Privatsache‘ unreal, da das Religiöse wieder zentrales Anliegen der Gesellschaft geworden wäre. Die Negation gegenüber dem Religiösen wäre die ‚Privatsache‘, während der adäquate religiöse Ausdruck Gemeinschaftsanliegen sein müßte“ (S. 69).

Wo dann Ben-Chorin die Kerngedanken jüdischen Offenbarungsverständnisses in ihrem Gegenüber zum christlichen zu entwickeln sucht, fällt es auf, daß ihm das letztere fast nur als protestantisches bekannt ist (ebenso wie Buber). So vermag er als „Luthers radikal-christliches Wort“ das berühmte „pecca fortiter“ zu zitieren (S. 98), zu meinen, der Christ sehe „in dieser Welt das Reich, das dem ‚Fürsten die-

¹ Der folgende Buchbericht über ‚Die Antwort des Jona‘ ist erstmals veröffentlicht in der Zweimonatsschrift ‚Die Neue Ordnung‘, Heft 5/1956 (10. Jahrgang), S. 290 ff.; mit freundlicher Erlaubnis der sie herausgebenden Albertus-Magnus-Akademie zu Walberberg wird der Bericht hier wiederabgedruckt — und ergänzt durch den Briefwechsel, der sich zwischen dem Rezensenten und Schalom Ben Chorin daraus ergeben hat.

ser Welt', also dem Satan untertan ist und *nur* durch das Geschichtswunder — ... erlöst und verwandelt werden kann" (S. 112, Sperrung von uns); er kenne ein restloses „Abwerfen der Bürde auf einen ganz und gar gerechten Stellvertreter" (S. 78), fühle sich vom (urjüdischen) Tun des Gotteswillens durch Jesus entbunden, statt darin gestärkt und ‚ergänzt‘^{1a}. Demgegenüber ist für ihn Judentum „Sakramentale Existenz mitten in der Welt" (S. 78), sollte sich durch gemeinjüdisches Bemühen „ein Kern gemeinsam vollziehbarer sakraler Handlungen wieder gewinnen lassen" (79), sind Bibel und Tradition, „die schriftliche und die mündliche Thora“, so sehr eines (82) wie für den Katholiken das „Verbum Dei scriptum vel traditum“ (laut dem Vatikan Konzil, Denzinger 1792), besitzt diese Bibel eine „paradigmatische Transparenz...“, die ich für das sichtbarste Zeichen ihres Offenbarungscharakters halte“ (S. 85) wie nur je ein ‚Typologe‘ der Apostel- und der Väterzeit — und ist diese Bibel dem heutigen Juden in Israel wieder näher als jemals dem der letzten zwei Jahrtausende!

So bestätigt sich hier von neuem, was in unseren Thesen unter dem Titel: ‚Der ökumenische Aspekt der christlich-jüdischen Begegnung‘ vertreten wurde²: Gegenüber dem ‚Gesetz‘ im weitesten Sinne des Wortes —, der göttlichen Willens-Weisung für unser Leben, stehn einander Jude und Katholik entschieden näher als beide dem Protestanten. (Daß gerade bei Buber hier „die Lücke“ klappt, beklagt auch Ben-Chorin, S. 77; dazu mein Beitrag: ‚Franz Rosenzweig. Zum Gespräch zwischen Judentum und Christentum‘, voraussichtlich im Hochland 1957.)

Andererseits freilich werden auch die Punkte, wo die jüdische Botschaft sich von der katholischen (und jeder christlichen im Sinne der Apostel und Evangelisten) unterscheidet, durch Ben-Chorin klar herausgestellt: Die Auslegung der Gottesknecht-Prophetie auf Ganz-Israel (bzw. allenfalls auf alttestamentliche Einzelgestalten, S. 33 f.) statt primär auf den einen Jesus (und allenfalls sekundär die, in denen Er verfolgt wird: Apg 9, 4; Kol 1, 24); das Hervortreten der kommenden kollektiven Erlösung unter Ablehnung des schon gekommenen personalen Erlösers, — obwohl Ben-Chorin immerhin zugibt, daß exegetisch die allgemeine prophetische Erwartung eines persönlichen Messias sicher feststeht (S. 109); schließlich im Rahmen eines an sich durchaus katholisch anmutenden Versuches, im Geglauten „ein Übervernünftiges aber durchaus kein Wider-Vernünftiges zu konstatieren“ (S. 94), die These: „Der monotheistische Gottesbegriff kann als Übersetzung des lebendigen Gottes von der Ich-Du-Sphäre in die Es-Sphäre gelten; der trinitarische niemals“ (S. 95). Auch wenn dann dem letzteren konzidiert wird, er sei jedem Urteil des Außenstehenden entzogen als „reiner Glaubensinhalt, der nur im Geheimnis der christlichen Seele erfahrbar (!) sein mag“, so soll hier eben doch eine ‚Kreuzigung des Verstandes‘ vorliegen: offenkundig, weil (wie freilich auch allzuoft bei den christlichen Theologen) rein spekulativ argumentiert (und mit unverbürgter mystischer ‚Erfahrung‘ bzw. Privatoffenbarung konfrontiert) wird, statt daß geduldig den Spuren des eigentlichen Offenbarungsgeschehens nachgegangen würde, wie es gerade in einem geschichts-theologischen Versuch doch nahe genug läge.

Unsre christliche Erwiderung auf Ben-Chorin dürfte also

^{1a} Hierher gehört es auch, wenn in der Auseinandersetzung mit einem Kritiker, welcher ihm christliche Tendenzen vorwirft, Ben-Chorin den Vorwurf, von stellvertretendem Sühneleiden zu sprechen sei unjüdisch, wie folgt beantwortet: „Wenn wir von stellvertretendem Sühneleiden sprechen, so denken wir dabei an die ‚Bindung Isaaks‘... oder an die unschuldigen Opfer der jüngsten Vergangenheit. Für den Christen ist aber nur die Passion Jesu stellvertretendes Sühneleiden. Hier liegt der Unterschied.“ — Auch da wird eine — nach Kol 1, 24 sogar ausdrücklich unpaulinische! — protestantische Abweichung vom Allgemeinchristlichen als unterscheidend christlich hingestellt. (‚Judentum und Theologie‘, im Mitteilungsblatt der ‚Irgun Olej Merkaz Europa‘, 17. 8. 1956 [24, 33], S. 6; Antwort auf die Kritik von Georg Herlitz, Israel, sein Staat und seine Religion; ebenda 3. 8. 1956 [24, 31], S. 8)

² CATHOLICA XI, 1 (1956); die betreffenden Absätze auch im Teilnachdruck daraus Freiburger Rundbrief 29/32, S. 12 ff.

wahrlich nicht in erster Linie ein begrifflicher Nachweis der übervernünftigen Vernunftgemäßheit unseres Trinitätsglaubens sein. Wir hätten vielmehr zu fragen:

Wenn schon die ‚paradigmatische Transparenz‘ der Bibel ihren Offenbarungscharakter bezeugt, was besagt dann die etwaige Bezugnahme der Gottesknecht-Aussagen Deuteriojesajas auf den oder jenen Zeitgenossen dagegen, daß diese Aussagen vollendet transparent wurden, daß dieser ‚Typus‘ dieses ‚Vorbild‘, seine urbildliche Erfüllung fand in Jehoschua Nosri? Um so mehr, als uns, christlich gesehen, gar nichts dagegen zu sprechen scheint, daß diese urbildliche Erfüllung dann ihrerseits nachgebildet wurde und wird im Schicksal aller, die um Seines Namens willen Sein Schicksal litten und leiden, einschließlich des ‚Israel nach dem Fleisch‘ in unzähligen seiner Einzelglieder? Und wenn exegetisch feststeht, daß Gott durch Propheten einen persönlichen Messias verheißen hat, sollte dann das neuerliche Zurücktreten jüdischer Erwartung eines andern (eines vom Schlage der Bar Kochba oder Sabbatai Zwi) zugunsten der mit uns Christen gemeinsamen Erwartung des vollendeten Gotteskönigtums als offenkundiger Tatsache am jüngsten Tag dem jüdischen Geschichtstheologen selbst nicht zum Zeichen dafür werden können, daß eben gar kein andrer mehr zu kommen braucht, daß der Gemeinde und von den seitherigen ‚andern‘ wie Tag von Nacht Verschiedene nun eben jener war, der als Gottesknecht inmitten seines Volkes gewandelt ist?

Wenn aber eben dieser nun wahrhaft und lebhaft von den Toten erstand, wie es uns seine (auf nichts weniger als darauf gefaßten) Apostel bezeugten, sollte dann wirklich nicht als über- (aber wahrlich nicht wider-) vernünftig in Betracht gezogen werden können, daß dieser eine Mensch die Gottesebenbildlichkeit in genügend einzigartiger Weise verwirklicht hat, um der Anrufung des nicht länger zweifelnden Thomas *an den Auferstandenen*: „Mein Herr und Mein Gott!“ (Jo 20, 28) — ihren für das synagogal-jüdische Ohr blasphemischen Charakter zu nehmen? (Weil eben durch die Auferstehung Jesu kund ward, daß dieser wirkliche Mensch in der Zeit auch wirklich Gott und Herr in Ewigkeit IST!)

Das wären die Fragen, die uns „Die Antwort des Jona“ auf die Lippen drängt, und auf die wohl im Rahmen des weiteren ökumenischen Gesprächs weitere Antwort jüdischerseits erfolgen müßte, damit wir das noch Trennende wie das schon Gemeinsame immer deutlicher zu erkennen vermöchten.

Genug und übergenug dieses Gemeinsamen wird wahrlich auch bei Ben-Chorin schon deutlich, wo er von Gericht und Gnade, von Gesetz und Freiheit, Bibel und Tradition (wie wir sahen), vom Ziel der Geschichte, vom Gebet schreibt (das gemeinsame empfehlend, S. 105) und vor allem vom göttlichen Erbarmen mit „Ninive, der großen Stadt, in der mehr denn hundertzwanzigtausend Menschen sind, die zwischen rechts und links nicht unterscheiden können; dazu das Vieh“ (Jona 4, 11).

„Israel ist auch in seinem Groll wiederum Jona. Es fällt dem heutigen Juden, gerade wenn er in seiner jüdischen Substanz noch echt ist, schwer, den Weg nach Ninive zu finden und das Erbarmen über Ninive zu begreifen. Zu hart hat ihn der Würgegriff der Völker angefaßt, zu blutig ihn der Haß der andern geschlagen. Er wirft nun allzu leicht in seinem verletzten Herzen Gott die Langmut mit dieser entfesselten Welt vor.

Und doch ergeht immer wieder Gottes Wort von der großen Barmherzigkeit an Jona-Israel und wirbt um sein Verständnis. Denn es sind ja noch Myriaden da, die nicht zwischen rechts und links zu unterscheiden vermögen. Und um ihretwillen — wenn auch keine zehn Gerechte in Sodom zu finden sein sollten — wird die Welt verschont, bleibt sie offen zu ihrem Ziele hin, zum Reiche Gottes“ (S. 115 f.).

Wie sagt Jesus (nach Johannes 1. 47) von jenem Nathanael, der noch eben erklärt hat, aus Nazareth könne nichts Gutes kommen? Er sagt: „Siehe, ein rechter Israelit, an welchem

kein Falsch ist!“ Und wie (nach Markus 12, 34) zu jenem Schriftgelehrten, der als Haupt- das Liebesgebot bezeugt hat? Er sagt: „Du bist nicht ferne vom Königtum Gottes.“ Wann unsere christlichen Schriftgelehrten wohl über verschwindend wenige hinaus merken werden, daß wichtiger als die Auseinandersetzung mit jedem jeweils neuesten Fündlein heidnischer ‚Weltweisheit‘, dringlicher als die Ausschöpfung des Danaidenfasses historischer Untersuchbarkeiten, notwendiger als die stets subtilere Distinktion des Verbottenen vom Erlaubten — doch die endliche ernsthafte Aufnahme des ökumenischen Gesprächs mit jenen jüdischen Schriftgelehrten wäre, die dem Königtum Gottes offensichtlich so nahe sind wie Schalom Ben-Chorin? *Karl Thieme*

Antwort an Karl Thieme

Jerusalem, Anfang Juli 1956

Sehr geehrter Herr Professor!

Ihre Auseinandersetzung mit meinem Buche „Die Antwort des Jona“ habe ich gelesen und immer wieder gelesen, und ich bin tief angerührt von dem aufrichtigen Willen, Israel mit einzubeziehen in das ökumenische Gespräch. Daß dabei die Christusfrage, als die schwerste, nicht an den Anfang, sondern an das Ende zu stellen ist, scheint mir methodisch durchaus richtig, aber sie bleibt dennoch, christlich gesehen, latent hinter dem jüdisch-christlichen Gespräch bestehen.

Das zeigt gerade Ihr eigener Artikel, der ja letztlich doch wieder eben diese Frage: „Was dünkt Euch von Christus?“ in den Mittelpunkt stellt, dabei auch das Problem der Knecht-Gottes-Exegese aufrollend.

Gewiß kann Jesus von Nazareth für das jüdische Verständnis ein Knecht Gottes sein, einer der Blutzegen aus der großen Reihe der Märtyrer Israels, wie Rabbi Akiba oder die zehn Märtyrer der hadrianischen Verfolgung... oder die letzten Opfer des blutigen Hasses in unserer Zeit, aber nicht DER Eved IHWH, — und um diese Singularität geht es ja doch hier.

Warum setzen wir uns, so fragen Sie, mehr mit dem Protestantismus auseinander als mit der katholischen Kirche? Der Grund liegt darin, daß der gemeinsame alttestamentliche Boden der Begegnung im Protestantismus klarer sichtbar wird.

Ich komme grade aus Rom, tief beeindruckt und zugleich doch auch wieder befremdet von der Macht und Pracht der Papstkirche, mit der uns, Israel, auf den ersten Blick, so wenig verbindet. Die Zentralität des Altarsakramentes, um einen besonders wichtigen Punkt anzudeuten, steht für uns ganz außerhalb jeder Diskussionsmöglichkeit. Und weiter: Mit den Protestanten können wir in der Freiheit von Mensch zu Mensch sprechen. Mit dem Katholiken nicht so. Hinter ihm steht eine „unfehlbare Kirche“, steht die Autorität des Papstes, die das ökumenische Gespräch jeder Zeit verbieten oder einschränken kann. (Siehe den Fall England.) Es sind Einzelgänger in der katholischen Kirche, die den Weg zu Israel finden, und sicher kein Zufall, — oft Konvertiten unter ihnen, also ehemalige Protestanten, die sich die Freiheit des Gesprächs bewahrt haben.

Aber auf diese Einzelnen kommt es an: in Israel und in allen Kirchen. Aus diesen Einzelheiten wird sich die neue Ökumene formen, die in Gespräch und Gebet wach bleiben muß, um den heraufdämmernden Tag Gottes gemeinsam zu empfangen, ihn in den Herzen vorzubereiten, und der Welt in all ihrer Verfallenheit ein lebendiges Beispiel der Überwindung der Schranken jahrhundertalter Vorurteile durch die Liebe zu geben.

Mit Grüßen aus Jerusalem Ihr Ihnen sehr ergebener

gez. Schalom Ben Chorin

Sehr verehrter Herr Ben Chorin!

Lassen Sie mich zuvor Ihnen aufrichtig danken, daß Sie zu meiner Auseinandersetzung mit Ihrem Buche so rückhaltlos

offen Stellung genommen haben; dies ist ja tatsächlich der einzig mögliche Weg, um durch Wahrhaftigkeit mit Gottes Hilfe schließlich zur Wahrheit zu kommen, zur ganzen Wahrheit allerseits gewiß erst jenseits dieser Weltzeit.

Wenn ich Ihnen nun eben so aufrichtig erwidern darf, so muß ich zunächst feststellen, daß Sie aus meinem Text eine Frage herauslesen, welche ich nicht gestellt habe. Ich hatte nur konstatiert, daß von Ihnen (und Buber) Catholica non leguntur, nicht gefragt, warum dies so sei.

Was Sie nun auf diese supponierte Frage antworten, klingt fast so, als ob Sie ein katholisch-jüdisches Gespräch — zum Unterschied vom protestantisch-jüdischen — von vornherein ablehnten, weil Ihnen dort die Differenzen wesentlich wichtiger schienen als hier. Das zu verstehen, fiele mir schwer; denn, wenn Judentum wirklich die Religion der Verwirklichung des Gotteswillens ist, müßte die Verwandtschaft des jüdischen Verhältnisses zu diesem offenbarten Gotteswillen im GESETZ mit dem katholischen Gesetzesverständnis (zum Unterschied vom protestantischen) eigentlich wichtiger sein als die noch etwas größere Differenz in der ontologischen Frage, ob Gott nur damals in Jesus Mensch ward und seither nicht mehr leibhaft gegenwärtig ist, wie die — reformierten — Protestanten meinen, oder ob er in jeder Kommunionfeier wieder — in noch verborgener Gestalt als damals — auf Erden weilt, wie es lutherische und katholische Christen glauben: während das Judentum überzeugt ist, daß Gott zwar — anders als der ‚unbewegte Beweger‘ eines Aristoteles — durchaus in die Geschichte einging, aber nicht bis dahin, daß Er Sich herabgelassen hätte, einem wirklichen Menschen das geschichtliche Erreichen der absoluten Gottesebenbildlichkeit zu gewähren. (Also, daß dieser „in Ewigkeit Gott IST“!)

Noch weniger kann ich verstehen, warum der Umstand, daß ich das Dogma der Römischen Kirche für wahr halte und daß in unseren Reihen — neben geborenen Katholiken, wie Prof. Nielsen, Dr. Pinsk, Prof. Stummer u. a. — auch ehemalige Protestanten an diesem Gespräch beteiligt sind, Sie daran verhindern sollte, auf die Fragen zu antworten, welche ihn nun zum Unterschied von jener wirklich gestellt habe und, noch etwas präziser: Ob eine urbildliche (neben mancherlei nachbildlicher) Verwirklichung des Gottesknechtes *an sich* jüdisch denkbar sei? Ob das von Ihnen festgestellte Zurücktretan der persönlichen Messiaserwartung im heutigen Judentum hinter der Reichserwartung nicht wenigstens daraufhin geprüft werden könnte, ob es, wenn fortdauernd, dem Juden nicht erleichtern würde, gegebenenfalls anzuerkennen, daß der Messias selbst schon gekommen sein könnte, nur eben die sichtbare öffentliche Vollauswirkung Seines Kommens noch bevorstehe, wie auch wir meinen? Ob schließlich, wenn einmal versuchsweise angenommen würde, daß Jesus leibhaft auferstanden und aufgefahren sei, darin nicht ein göttliches Zeichen für seine einzigartige ‚Gottähnlichkeit‘ erblickbar wäre?

Selbst ein Ja auf alle drei Fragen ließe ja noch offen stehen, seine Auferstehung zu leugnen und also keineswegs zu Seiner — oder gar Seines römischen Stellvertreters — Anerkennung genötigt zu sein. Indem ich die Hoffnung noch nicht aufgebe, daß Sie oder ein anderer Leser unseres Rundbriefs uns doch noch die erbetne, weil m. E. klärende jüdische Antwort auf jene Fragen beisteuert, sende ich Ihnen meine aufrichtigen Segenswünsche und Grüße nach Jerusalem als Ihr Ihnen sehr ergebener

gez. Karl Thieme

Jerusalem, den 25. Juli 1956

Sehr verehrter Herr Professor Thieme!

„Die“ jüdische Antwort auf Ihre so ernsten, klaren und aufrichtigen Fragen kann ich Ihnen nicht geben, aber eine jüdische Antwort will ich in aller Rückhaltlosigkeit versuchen, zu erteilen. Der Unterschied ist klar: ich spreche nicht für das Judentum, für eine bestimmte Gruppe oder Gemeinde, sondern nur aus meinem eigenen Israel-Bewußtsein, das frei-

lich oft die Grenzen des Nur-Individuellen überschreiten mag, aber doch nicht notwendig muß. Und hier liegt schon der Unterschied in unserer Position, die mir das Gespräch mit der evangelisch-protestantischen Seite leichter erscheinen läßt. Auch dort sprechen die Menschen in der Selbstverantwortung vor dem Worte der Schrift, nicht anders, als ich es tue.

Im römischen Katholizismus aber steht die Autorität der Kirche hinter dem Sprecher, ihn deckend oder zurückweisend, je nachdem. Diese Rückbeziehung katholischer Sprecher auf die römische Oberhoheit, auf eine menschliche Autorität mit letzten Vollmachten, erschwert das Gespräch.

Es liegt mir aber ganz fern, ein katholisch-jüdisches Gespräch abzulehnen. Im Gegenteil: wenn es wirklich gelänge und zur Klärung beitragen würde ich darin einen wichtigen Schritt vorwärts sehen. Es gibt bestimmt in der Haltung gegenüber dem Gesetz, oder vielleicht noch mehr gegenüber den „guten Werken“ gerade zwischen Katholizismus und Judentum Berührungspunkte, die es zwischen dem Judentum und dem Protestantismus nicht gibt. Auch die Lehre von der ANALOGIA ENTIS müßte hier Erwähnung finden, scheint mir.

Im Phänomenologischen der Religion aber sind die Gegensätze besonders kraß. Der in der katholischen Kirche so verbreitete Bilder- und Reliquiendienst (trotz aller theologischen Interpretation) läßt im Judentum ein besonderes heftiges Fremdheitsgefühl aufkommen, das er gerade dem strengen Calvinismus gegenüber nicht empfindet, der so tief, wie das Judentum selbst, um das zweite Gebot weiß, das nur den bildlosen Kult legitim erscheinen läßt.

Indessen sind wir wohl gehalten, durch die befremdliche Außenseite hindurch in die lichte Gedankenwelt der PHILOSOPHIA PERENNIS des Thomas von Aquin zu blicken, wo so mancher Berührungspunkt mit dem theologischen Denken so manchen Judentums, etwa von Maimonides her, aufweisbar ist. (Übrigens habe ich das in meinem „Jona“-Buch getan.) Und nun, verehrter Herr Professor, zu Ihren Fragen selbst.

1. *Der Knecht JHWH*

Ich kann in Jesus von Nazareth nicht das Urbild des leidenden Gottesknechts sehen. Der leidende Gottesknecht, in seiner „unbildlichen Verwirklichung“ war wohl ein unbekannter Prophet aus der Exilzeit, oder vielleicht der Prophet Jesaja selbst, wofür ich anderen Ortes gewisse Hinweise angab. Keinesfalls kann in der geschichtlich späten Gestalt des Nazareners die „unbildliche Verwirklichung“ des Eved JHWH von jüdischem Glauben erkannt werden. Warum sollte gerade dieser leidende Blutzuge Israels allein herausgehoben sein aus der Reihe derer, die „al Kidusch Haschem“, zur Heiligung des göttlichen Namens der Krone des Martiriums erwarben? Jesus steht hier, für meinen Glauben, in der langen Reihe jüdischer Glaubenszeugen, die den Kelch der letzten Bitternisse bis zur Neige geleert haben. Aber eine singuläre Herausgehobenheit kann ich nicht erkennen.

2. *Messias und Reich Gottes*

Ein gekommener Messias, der nicht die Erlösung, das Gottesreich des Friedens, der Liebe und der Gerechtigkeit auf Erden errichtet hat — ist kein Messias. Das jüdische Glaubensdenken der Aggada mag zwar von einem unterliegenden Messias Ben-Joseph sprechen, in dessen Fußstapfen sodann der triumphierende Friedensfürst, der Messias Ben-David, erscheint, aber ein Verzug von zweitausend Jahren hat in solcher Konzeption, die nicht einmal dogmatisch jemals verbindlich war, keinen Raum. Ich kann nach dem Auftreten Jesu keine wirklich messianische Wende erkennen (die Welt bleibt „Welt“, wie sie es gewesen und der Haß gegen Israel, als den Erstling der Offenbarung, wurde durch die geschichtlich gewordene Nachfolge Christi heftiger denn je, wie ein Blick in die Kirchengeschichte erweist...). Der Messias wird nur durch das Reich legitimiert. Das Reich ist ohne den Messias zu denken, aber nicht der Messias ohne das Reich.

3. *Aufsehung, Himmelfahrt und Gottähnlichkeit Jesu*

Selbst wenn jüdischer Glaube an der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu festhalten könnte (wovon aber keine Rede ist, da diese mythischen Vorgänge so unzulänglich bezeugt sind, daß sie selbst dristlichen Theologen, wie heute Rudolf Bultmann, zu einem Gegenstande der „Übersetzung“ in heutiges Denken wurden), wären diese Wunder kein Erweis seiner „einzigenartigen Gottheitlichkeit“. Die Schriften des Alten und des Neuen Testaments erzählen von Erweckungen Toter (wenn auch nicht von einer Auferstehung ohne Mitwirkung eines Charismatikers, wie im Falle der Ostergeschichte). Diese Auferstehenden bei Elia und Eliza z. B. werden nur als Zeugen der Kraft Gottes betrachtet und ebenso Elia, der lebhaft in den Himmel gefahren sein soll. (Diese alttestamentlichen Legenden bedürfen für das Glaubensdenken des modernen Judentums wohl nicht weniger der „Entmythologisierung“ wie die entsprechenden Berichte im Neuen Testament; nur kommt z. B. der Himmelfahrt des Elia im Judentum nicht jene Zentralität zu, wie der Himmelfahrt Christi im Christentum.) Aber selbst gesetzt, Jesus wäre auferstanden und gen Himmel gefahren, so wäre er ein Begnadeter, wie Elia oder Henoch, aber von einer Verwirklichung der Grenze zwischen Gott und Mensch kann für jüdisches Glaubensbewußtsein niemals die Rede sein. Die Vorstellung, daß Gott zeitweise Mensch geworden ist, bleibt für die Juden ein Skandalon, sofern sie noch Juden sind.

Hiermit habe ich Ihre Fragen beantwortet, so gut und so redlich, wie ich es vermochte. Es mag solche jüdische Antwort christlichen Ohren scharf und „verstopft“ klingen, aber wenn wir uns begegnen wollen, müssen wir die Härte existenzieller Gegebenheit auf uns nehmen. Der Christ muß wissen, daß er dem Juden in seiner Glaubensunbedingtheit begegnet, die um keine vorweggenommene Teilerlösung in-mitten der unerlösten Welt weiß und — weiter —, die die Transzendenz Gottes durch keine Logos-Inkarnation zu vermindern vermag.

Dies immer wieder an entscheidenden Punkten des Gesprächs erfahren zu müssen, mag schmerzhaft sein. Wenn wir aber, Christen und Juden, unter dem Liebesgebot stehen, das uns gleichermassen gilt, so müssen wir einander weiterhelfen und aufstehen, obwohl uns das Trennende bewußt bleibt. Es ist uns aufgegeben, im Bewußtsein dieser Grenzen, sie in der gemeinsamen Bemühung, den Willen des Schöpfers gegenüber dem *Mit-Menschen* zu vollziehen, nicht zu Mauern anzuwachsen zu lassen, die das Menschengesicht verdecken, — und für mich und für alle, die guten Willens sind.

Indem ich hoffe, daß dieser unser Briefwechsel den Lesern der „Rundbriefe“ zur Diskussion gestellt wird, bin ich in aufrichtiger Verbundenheit Ihr Ihnen sehr ergebener gez. Schalom Ben-Chorin.

Germersheim, den 7. August 1956

Sehr verehrter Herr Ben-Chorin,

es hat mich lebhaft gefreut, daß Sie so liebenswürdig waren, Ihre erste Antwort noch durch ein näheres Eingehen auf meine Fragen zu ergänzen. Ich darf vielleicht zunächst die Problemlage skizzieren, wie sie sich mir nach Ihrer Antwort zu diesen drei bestimmten Punkten darstellen scheint, und darf dann noch einmal zu der allgemeinen Gesprächssituation zurückkehren, von der Sie ausgingen. Also:

I. Auf meine ursprüngliche Frage nach der Möglichkeit jüdischer Anerkennung, daß in Jesus von Nazareth der Gestaltentwurf Deuteronomias vom „leidenden Gottesknecht“ wirklich erfüllt sei, meinen Sie, das Urbild sei wohl ein unbekannter, vielleicht gar Jesaja selbst gewesen, keinesfalls als den Erstling der Offenbarung, wurde durch die geschichtlich gewordene Nachfolge Christi heftiger denn je, wie ein Blick in die Kirchengeschichte erweist...). Der Messias wird nur durch das Reich legitimiert. Das Reich ist ohne den Messias zu denken, aber nicht der Messias ohne das Reich.

Frage dahin verengt, ob überhaupt jüdisch denkbar sei, daß es eine einzigartige, urbildliche Verwirklichung dieser Gestalt geben könne; urbildlich gegenüber geschichtlichen *Uor- und* Nachbildern, also nicht zeitlich verstanden!

Wenn das bejaht würde, wäre dann an zweiter Stelle zu erörtern, ob irgend etwas — vom jüdischen Blickpunkt aus gesehen — dafür spräche, daß gerade Jesus die Gestalt nicht nur nach-, sondern urbildlich verwirklichte; *mehr* als selbst der, der zuerst vom Propheten unter dessen Zeitgenossen mit dem ‚Gottesknecht‘ gemeint gewesen sein mag. (Wie z. B. das urbildlich erneuerte Paradies doch mehr ist als das ursprüngliche!)

II. Auf meine zweite Frage nach der Bedeutung des von Ihnen konstatierten Zurücktretens des personalen Messias — gegenüber der zuständigen Gottesreichserwartung im neueren Judentum für die etwaige Anerkennung, daß er in Person schon gekommen sei, das Offenbarwerden Seines König-tums aber noch bevorstehn könne, antworten Sie, die Person legitimiere sich ja nur durch das Reich.

In diesem Punkte geben Sie, scheint mir, nicht nur ‚eine‘, sondern wirklich ‚die jüdische Antwort‘; zu prüfen bleibt noch, ob es wirklich die einzig mögliche jüdische ist, die einzig vollständige; ob nicht das Werk des persönlichen Messias darin bestehn könnte, daß er die Völker in einen neuen Status überführt, in welchem sie den Reifevorgang nachvollziehen können, den Israel als Modellvolk seit dem Sinai-Ereignis vorwegexerzierte, — so daß das Reich, das jenen Messias vollends legitimieren wird, hereinbrechen kann, wenn sie „zur vollendeten Mannheit, zum Altersmaß der Erfüllung des Messias“ herangereift sein werden, wie es Eph 4, 14 angekündigt wird.

III. In dieser letzten Hinsicht erscheint mir Ihre Antwort am wenigsten als traditionsgemäß jüdisch, am meisten als — modisch (von gestern), wenn ich auch hier ganz offen sein darf, insofern auch Sie eine ‚Entmythologisierung‘ mit-machen, welche mir in der heute unter diesem Stichwort verbreiteten Form als pure Selbstverblendung gegenüber der Fülle des Wirklichen erscheint. Gefragt hatte ich — rein konditional — ob die einzigartige und mit der des Elias oder gar Henoch unvergleichbare Auferstehung, die von Jesus durch seine Apostel überliefert ist, nicht als Zeichen von einzigartiger Gottesebenbildlichkeit anerkannt werden könnte, — *falls* sie als wirkliche geschichtliche Tatsache (wenn auch nicht als ‚beweisbare‘ wie Goebbels’ Selbstmord) anerkannt werden müßte.

Die Frage bleibt also: Würde eine bestimmte Art des Gottesknechtseins, eine bestimmte, nie vor oder nachher von irgend einem geschichtlich bekanntgewordenen Mensch so behauptete leibhafte Auferstehung, *wofern* sie wirklich bei Jesus vorliegen sollte, vielleicht doch auch innerhalb jüdischer Traditionsvoraussetzungen als Zeichen schlechthin einzigartiger Gott-Ebenbildlichkeit wenigstens ernster Prüfung würdig sein?

Und nun sagen Sie, es erschwere das christlich-jüdische Gespräch, wenn solche Fragen von einem katholischen Mitunterredner an einen jüdischen gestellt würden, weil hinter diesem — ohne Entsprechung bei jenem — die Autorität des kirchlichen Lehramts stehe, „ihn deckend oder zurückweisend, je nachdem“.

Ob man nicht auch finden könnte, das Gespräch werde erleichtert, wenn wenigstens der eine Partner klar sagen kann: Das ist verbindliche kirchliche Lehre, jenes aber ist zunächst einmal meine innerhalb der vom Lehramt abgesteckten Grenzen, soweit ich sehe, vertretbare persönliche Überzeugung? Mir will es so scheinen.

Und im übrigen finden Sie ja im selben RUNDBRIEF, worin Ihrem und meinem Wunsch gemäß unser Briefwechsel den Lesern vorgelegt werden soll, auch jenen herrlichen Vortrag von Otto Küster, worin weniger vom verbindlich abgegrenzten Glaubensinhalt als von der Glaubenshaltung die Rede ist, die beieinander anzuerkennen uns allen so viel leichter fällt.

Und so grüße ich Sie denn in der Verbundenheit des Hoffens auf den Tag, wo wir auch über den, den wir erhoffen, einig sein werden, als Ihr aufrichtig ergebener

gez. Karl Thieme.

Schlußbemerkung zum Briefwechsel Thieme—Ben-Chorin
Unmittelbar vor der Drucklegung erreicht mich hier die Antwort Professor Thiemes vom August 1956. Da es sich hier ja um ein „ewiges Gespräch“ handelt, möge es an dieser Stelle seinen vorläufigen Abschluß finden. Ich bin sicher, daß Andere — aus der Kirche und aus Israel — sich in dieses Gespräch noch einschalten werden. Ich möchte nur noch zu Punkt III bemerken, daß ich die theologische ‚Mode‘ der „Entmythologisierung“ nicht einfach unbescholen mitmache, sondern mich mit diesem Anliegen zeitgenössischer Theologie klar auseinandergesetzt habe. Ich verweise hier auf meinen Aufsatz: „Jüdische Aspekte der Entmythologisierung des Neuen Testaments“ (Judaica, 12. Jahrgang, Nr. 1, Zürich [März] 1956, S. 28 ff.) und stelle anheim, den Lesern des „Rundbriefes“ den Inhalt dieses Artikels durch Nachdruck zur Kenntnis zu bringen.

Jerusalem, 16. 9. 1956

gez. Schalom Ben-Chorin

d) Israel-Gebet der ökumenischen Marienschwesternschaft

Darmstadt

Als Zeugnis aus einer Gemeinschaft, die sich in jedem Sinne zu Israel bekennt, bringen wir das von der „Ökumenischen Marienschwesternschaft“, Darmstadt, herausgegebene „Israel-Gebet“ mit ihrer freundlichen Genehmigung. Es wird jeden Freitag um 18 Uhr zu Beginn des Sabbats gebetet, an Stelle der sonst als Stundengebet um diese Zeit von ihr stattfindenden Vesper. Es kommen dazu immer einige Menschen aus der Stadt. — Eine große evangelische Gemeinde in Wuppertal hat dieses Israel-Gebet einmal monatlich an einem Sonnabend-Abend eingeführt. Wir möchten wünschen, daß auch aus unserem katholischen deutschen Bereich recht bald ein Dokument vorzulegen wäre, das unbeschadet dieser oder jener diskutablen Einzelheit von so inniger Verbundenheit mit dem alten Gottesvolk zeugte.

Eingang

1. V. Herr, erhöre mein Gebet /
vernimm mein Flehen um Deiner Wahrheit willen /
erhöre mich um Deiner Gerechtigkeit willen /
und gehe nicht ins Gericht mit Deinem Knecht /
denn vor Dir ist kein Lebendiger gerecht.

Psaln 143, 1—2

2. V. Gott spricht zu Israel / Ein heiliges Volk bist du Ihm, deinem Gott /
dich erwählte Er, dein Gott /
Ihm das Volk des Eigentums zu sein /
aus allen Völkern, die auf Erden sind /
Nicht weil euer mehr wäre als alle Völker /
hat Er sich an euch gehalten /
hat Er euch erwählt /
denn ihr seid weniger denn alle Völker /
sondern weil Er euch liebt.

5 Mose 7, 6—8

Beugung unter unsere Schuld an Israel: (knien)

- A. Wir aber † haben Ephraim, Deinen teuren Sohn, nicht geliebt, /
sondern haben uns versündigt gegen Dein auserwähltes Volk,
schwer versündigt in den Jahren der großen Verfolgung Israels unter uns /
von 1933 bis 1945. / Wir sind mit schuld am Tode von Millionen Deines auserwählten Volkes, /
denn wir haben dem nicht gewehrt, /
ihnen kaum geholfen und wenig

Gutes getan. / Darum klebt auch an
unseren Händen Blut, / und wir
können nicht für Dein Volk beten, /
Du vergibst uns denn unsere Sünde.

(Gebetsstille zum Bedenken unserer persönlichen Schuld an
Israel.)

A. Es schreit, † es schreit ohn Enden
das Blut an unsren Händen:
die große Schuld an Israel.
Sie ist nicht abgetragen,
kein Mensch kann je aussagen,
wie bergeshoch ist diese Last.
Jetzt lasset uns tief büßen,
uns legen zu den Füßen
derer, die wir zu Tod gequält!
O, daß wir gut nun machten,
was Böses wir vollbrachten,
und Liebes tun dem Volk des Herrn!

1. V. Jesus, das Lamm voll Wunden,
blutend, daß wir gesunden,
steh allezeit vor unsrer Seel!
Ihn haben wir geschlagen.
O höret Ihn doch klagen:
Mich schluget ihr in Meinem Volk!

A. Herr, erbarme Dich, †
Christe, erbarme Dich,
Herr, erbarme Dich!

1. V. So wir unsere Sünden bekennen, / so
ist Gott treu und gerecht, / daß
Er uns die Sünden vergibt / und
reinigt uns von aller Untugend.

1 Joh 1, 9

Dank für den Anteil der Völker an den Gnaden Israels
(stehen)

1. V. Du sollst wissen, daß du die Wur-
zel (Israel) nicht trägst, sondern die
Wurzel trägt dich.

Rom 11, 18b

So laßt uns in Israel den älteren
Bruder erkennen / durch den wir
die Schrift, das Gesetz und die
Propheten / den Messias Jesus Christus
empfangen / und teilhaftig wurden des
Erbes der Heiligen / Laßt uns mit Israel
den Namen Gottes anrufen.
Wir sprechen in der Einheit mit den
Vätern Israels,
mit dem Erzvater Abraham:

A. Er ist der Gott Himmels und der
Erde.

1 Mose 24 3

1. V. Mit Mose, dem Propheten:

A. Keiner gleicht Israels Gott / Er
ist ein Fels / ein Gott der Treue,
ohne Falsch / bewährt und wahrhaftig ist Er!

5 Mose 33 26 32, 4 *

1. V. Wir singen mit dem König David:

A. Es antworte dir der Herr am Tag
der Bedrängnis † Schutz sei dir der
Name von Jakobs Gott!

Er sende dir Hilfe vom Heiligtum †
von Zion her Er bestätige dich!
Er gebe dir was dein Herz be-
gehrt † all deine Pläne erfülle Er.

Jubeln wollen wir, wie Er
dir hilft † im Namen unseres Gottes
wollen wir Fahnen schwingen.

Diese sind stark durch Wagen und
jene durch Rosse † wir aber gedenken
des Namens unseres Gottes.

Psaln 20

1. V. Wir sprechen mit dem Propheten
Jesaja:

A. Du selber bist unser Vater und
unser Erlöser / seit Urzeit ist das
Dein Name.

Jes 63, 16

1. V. Mit Nathanael, dem Jünger:

A. Meister, Du bist der Sohn Gottes /
Du bist der König in Israel.

Joh 1, 49

*Israels Berufung ein Ruf Gottes an
uns: Beter und Helfer für Sein Volk
zu sein:*

1. V. Herr, unser Gott / Du hast Dir
erwählt aus allen Völkern Israel
als Dein Volk / Es ist Dein Aug-
apfel, das Volk Deiner beson-
deren Liebe / Du hast es erwählt, daß
es der Welt Deinen Ruhm verkünde /
Von Jerusalem soll aus-
gehen das Gesetz / und aufbrechen
Deine Herrlichkeit für alle Völker /
Unwiderruflich sind Deine
Gnadengaben und Berufungen /
mag auch noch die Decke über Is-
raels Augen liegen.

2. V. Ich will euch nämlich, meine
Brüder / über dies Geheimnis nicht in
Unkenntnis lassen / damit ihr
nicht stolz seid / Verstockung
ist über einen Teil von Israel ge-
kommen bis zu der Zeit, da die
Fülle der Heiden in die Gemeinde
Gottes eingegangen sei.

Röm 11, 25

A. Alsdann wird ganz Israel geret-
tet werden.

Röm 11, 26

Chor: Gemeinde:

Ganz Israel gerettet	
wird sein,	Halleluja
durch Jesus zum Vater	
sie kehren heim;	Halleluja
Jerusalems Heil wie	
Fackeln entbrennt,	Halleluja
die Welt durch Israel	
Jesus erkennt.	Halleluja
Halleluja.	Halleluja

A. Es kommt der Tag, die Stunde,
da preist mit frohem Munde
Israel seinen Heiland, Herrn;
da jauchzt es in viel Chören
dem Lamm, dem Lamm zu Ehren,
anbetend Seine Wunden rot.

(knien)

A. Herr, unser Gott, † Du hast angefangen,
nach Deiner Verheißung /
Dein Volk aus allen Völkern in sein Land zurück-
zubringen. / Aber
noch kann Jerusalem kein Lobpreis für die Völker
sein, /
weil seine Augen noch blind sind. /
Darunter beugen wir uns, Herr Jesus
Christus / denn wir dürfen Dich
schon aus Gnaden erkennen. / Uns
hast Du darum den Ruf ins Herz gesagt. :
Gönnt euch keine Ruhe, bis Jerusalem wiederhergestellt
ist, / bis das ganze Volk Israel nach Palästina heim-
gekehrt sein
wird, / bis ihm Jerusalem, die
heilige Stadt wiedergegeben ist /
und Dein Volk bei Deiner Wieder-
kunft Dich erkennen wird als sei-
nen Messias / und das Heil dann
von Jerusalem in alle Welt gehe.

1. V. Wir aber haben auf Deinen Ruf
nicht gehört / wir waren keine
Wächter für Dein Volk / und haben
ihm nicht geholfen, sein Land
zu erbauen / wir haben gegen Dich
und Deinen Heilsplan gestritten, /
als wir Dein Volk mißhandelten.
Nimm nun unsere Hingabe an / und
mache uns zu Wächtern auf Zions Mauern /
zu Betern und Helfern
für Dein Volk.

Anbetung im Blick auf Gottes Heilsplan mit Seinem Volk:
(stehen)

1. V. Eingetroffen ist vor unseren Augen
in diesen Tagen / was die Väter
geweissagt haben von der Heimkehr
des Volkes Gottes in sein Land /
wie im Propheten Hesekiel
geschrieben steht:
„Darum künde und sprich zu ihnen /
So spricht mein Herr /
Siehe, Ich öffne eure Gräber / Ich
ziehe euch aus euren Gräbern, Mein Volk /
und lasse euch kommen zum Lande
Israel.

Hesek 37, 12

2. V. So spricht mein Herr / Am Tag, da
Ich euch reinigen werde von all
euren Sünden / will neu ich besiedeln die Städte
und aufbauen die Wüste / das verödete
Land wird beackert / statt daß es Wüste
war vor aller Wanderer Augen / Dann wird
man sprechen / Dieses verwüstete Land — wie
der Garten von Eden ist es geworden /
die verödeten Städte, verwüstet und niedergerissen —
wohl befestigt nun sind
sie besiedelt.

Hesek 36, 33—35

1. V. So wahr diese erste Weissagung
sich vor unseren Augen erfüllt /
so wahr wird sich die zweite
Weissagung erfüllen:
So spricht mein Herr, zu
diesen Gebeinen /
Brausen des Geistes lasse Ich kommen
in euch, und
ihr lebt.

Hesek 37, 5

Lied Es gehet auf die Sonne,
Israels Freud und Wonne:
ihr Retter, Heiland, Jesus Christ.
Der Himmel ist voll Freuden,
gestillt ist Gottes Leiden,
wenn heimgekehret ist Sein Volk.

Wann wird der Vater schen
Ephraim heimwärts gehen,
Sein erstgebornes, liebes Kind?
Wann hält er in den Armen,
dem galt Sein ganz Erbarmen,
Sein Lieben ohne Maß und End?

Segen über das Volk Israel und sein Land:
(knien)

1. V. So laßt uns nun Israel / den Erst-
geborenen Gottes / unseren älteren
Bruder, segnen / Der Herr
segne Israel, Er wirke in Seinem Volk,
wo es noch in der Zerstreuung lebt / ein
übermächtiges Sehnen
heimzukehren in sein Land / Er segne
all seine Arbeiten / alles Aufbauen,
das im Schweiß des Angesichts
und unter vielen Opfern getan
wird / und lasse ihre Arbeit wohl-
gelingen / Er gebe ihnen Brot genug
und Wohnung und Kleidung.

Gott tue Seinem Volke wohl, soviel
wir es geschlagen / und nehme
unser Beten, unsere Buße und
Liebe für Sein Volk an / Er tröste
es / und lasse seine Wüsten nach
Seinem Wort zu einem Lustgarten
werden / Er baue Jerusalem auf / und
gebe es aus Liebe Seinem Volke
zurück.
Gott beschütze Sein Volk Israel
vor dem Haß der Nationen /
besonders vor Ismael / und lasse es
in aller Bedrängnis sein Vertrauen
allein auf Ihn setzen / Er segne
alle, besonders die in den Schulen
Sein Wort lesen, daß sie
verlangend und bereit werden,
den Messias zu empfangen.
So möge Jesu Herz getröstet /
und Sein großes Leid um Sein
Volk, aus dem Er geboren, in dem Er
gelebt und gelitten,
in Freude verwandelt werden.

A. Herr, unser Gott, † daß wir dazu
helfen dürfen durch
Beten und viel Lieben / das
erbitten wir / die wir so Un-
menschliches an Deinem
Volk getan haben.

(stehen)

1. V. So grüßen wir Israel zum Eingang des
Sabbats:
Jauchze und juble auf, du Einwohnerin
Zions / denn groß ist bei dir der Heilige
Israels!

Jes 12, 6

2. V. Und es soll geschehen / wie ihr zur
Verwünschung seid worden unter den
Völkern / Haus Juda und Israel / so
befreie Ich euch / daß ihr ein Segen
werdet / Fürchtet euch nimmer und
stärkt eure Hände!

Sach 8, 13

V. Es gehen gebückt auf dich zu die
Söhne derer, die dich gebeugt /
zu deinen Fußsohlen bücken sich alle,
die dich geschmäht / und nennen dich:
Seine Stadt, das Zion des Heiligen Israels.
Statt daß du eine Verlassene warst /
eine Gehäßte, der keiner sich nahte /
setz Ich dich ein zum ewigen Stolze /
zur Freude für alle Geschlechter.

Jes 60, 14—15

V. Weil du so wert bist in Meinen
Augen / teuer Mir bist und Ich
dich liebe / gebe Ich Menschen
statt Deiner und Völker
für deine Seele.

Jes 43, 4

A. Glück zu Dir, Israel! † Wer ist
Dir gleich / Du Volk, das befreit
ward durch Ihn, den Schild Deiner
Hilfe / Ihn, der das Schwert dei-
nes Sieges ist / Deinen Fein-
den wird's fehlen / du aber — über
ihre Höhen nimmst
du den Weg.

5 Mose 33, 29

Bitte um das baldige Kommen des Weltensabbats

V. In dem Glauben, daß Jesu Wieder-
kunft naht / und dann eilends
die Stunde kommt / da die Liebe Gottes
sich ausgießt über Sein Volk /
und Gottes Gericht sich nach Seinen
Verheißungen in Gnade verwandelt /
zünden wir das Sabbatlicht an und
beten:

A. Herr, † laß kommen den Sabbat Israels, /
den Sabbat der Welt und
der Völker, / den Sabbat
des letzten Tages, / da Du, Gott,
sein wirst alles in allem / und die
Hütte Gottes unter uns Menschen /
und die Erde zum Paradies geworden
sein wird / da Du, der heilige
Schöpfer und Erlöser, Weltensabbat

feiern kannst / weil alle
Feinde zu Füßen Deines Sohnes
gelegt / und damit alle Deine
Leiden beendet sind.

Lied: Sabbat, wir grüßen dich,
und benedeien dich,
Sabbat, du Tag ew'ger Ruh.
Gott selbst nun ruhet aus,
Kinder im Vaterhaus
feiern mit Gott voller Freud.

Sabbat voll Glanz und Schein,
du tauchst die Schöpfung ein
in Gottes Herrlichkeit.
Alles strahlt Gott nun aus,
das ganze Schöpfungshaus
preiset den Schöpfer, den Herrn

Sabbat, du strahltest auf,
als der vollbracht den Lauf,
der für uns ging in den Tod.
Friede und Freud' brach an,
da Jesu Kreuzesbahn
und alles Leiden beendet.

„Sabbat, o komme bald!“,
es durch das Weltall schallt,
„Sabbat für Israel,
da es den Sohn erkennt,
Ihn vor den Völkern nennt,
Sabbat — o Friedensreich, komm!“

Sabbat für alle Welt,
letzter Feind ist gefällt,
Sabbat! jauchzt all Kreatur.
Gott auf der Erde thront
und bei den Menschen wohnt;
Liebe, die hat es vollbracht.

Sabbat für Gottes Herz,
es weicht aller Schmerz,
Sein Heilsplan ist nun erfüllt.
Alles ist heimgekehrt
und Gott in Liebe ehrt,
feiert mit Ihm ohne End.

4. Toleranz in christlicher und jüdischer Sicht

Von Prof. Dr. Anton Voegtler, Freiburg i. Br.

Ein Bericht über die Lübecker Studententagung des Deutschen Evangelischen Ausschusses für Dienst an Israel vom 27. Februar bis zum 2. März 1956.

Der vorgesehene Tagungsort für die diesjährige Begegnung zwischen Christen und Juden, die dem Deutschen Evangelischen Ausschuss für Dienst an Israel zu verdanken ist, war dem Thema durchaus angemessen. Die alte Hansestadt galt von jeher als eine Stätte der Pflege guter menschlicher Beziehungen innerhalb der Stadt und der Welt. Das klang bereits am öffentlichen Eröffnungsabend aus den Begrüßungsworten der Vertreter der Stadt, der evangelisch-lutherischen Kirche Lübeck und des kleinen Restes der jüdischen Gemeinde (28 Mitglieder gegenüber früheren 600) immer wieder hindurch. Zu den deutschen Teilnehmern hatten sich

denn auch zahlreiche Gäste von außerhalb der deutschen Grenzen gesellt, aus Holland, Frankreich, Dänemark, Schweden, Norwegen, England, Schottland und Österreich. Eine besondere Note erhielt die Studientagung durch die Teilnahme starker Gruppen von evangelischen Theologiestudenten und -studentinnen aus Berlin, Göttingen, Hamburg, Mainz, Münster und Tübingen. Diesen jungen Leuten sollte Gelegenheit gegeben werden, zu hören, zu lernen, und einen Weg der Begegnung — fernab von den Sünden und Nöten der Väter — zu suchen.

Es geht bei der Frage der Toleranz letztlich um den konkreten Menschen. Ein Stück erlebtes, durchlittenes Leben wollte deshalb Prof. Dr. K. H. Rengstorff zur Einstimmung bieten, wenn er im Rahmen des Begrüßungsabends im dicht gefüllten Colosseumsaal in sei-

nem feinsinnigen Vortrag „Zwischen Sinai und Golgatha“ den religiösen Weg Franz Werfels zeichnete, den „Weg eines Jesus-gläubigen Juden, der aber kein Christ war“, wie Rengstorff ihn nannte.

Die einzelnen Tage wurden jeweils wie üblich durch eine *Bibelarbeits* eingeleitet. Sie wurde dieses Mal ausschließlich von einem führenden jüdischen Theologen, Landesrabbiner Dr. *Holzer*-Dortmund, bestritten. Von Bibelstelle zu Bibelstelle gleitend erarbeitete er die Forderungen des Heiligen Gottes hinsichtlich Tempel, Priester, König, Moses, und zwar nach der strengen Interpretation, die durch „die Lehre“, durch die jüdischen Weisen, überliefert ist. Der nachhaltige Eindruck dieser so andersartigen und vom Standpunkt der Zusammenhangsexegese, also der historisch-kritischen Exegese, als höchst gewaltsam empfundenen Auslegung bekundete sich in der Aussprache nicht zuletzt in dem regen Interesse der studierenden Generation an der Frage nach dem zugrundeliegenden hermeneutischen Prinzip und der Entstehung dieses Auslegungsverfahrens aus dem Protest des frühen Rabinats gegenüber der Apokalypitik.

Der erste Tag stand unter dem Thema „*Herkunft und Wesen der religiösen Toleranz*“. Landesrabbiner Dr. *R. R. Geis*-Karlsruhe konnte und mußte einleitend darauf hinweisen, daß uns die Toleranzidee nach den fürchterlichen Erfahrungen der zurückliegenden Jahre, die in erster Linie die Juden, dann aber auch alle wirklichen Christen machen mußten, aus eigenstem Erleiden beschäftigt. In seinem klaren Referat über den Toleranzgedanken im Judentum stellte er sodann zwei Gedanken des historischen Judentums heraus, die für das Verständnis des Fremden und der fremden Religionen von Bedeutung sind. Einmal werde dem Juden seit dem Sinai unter Erinnerung an die Erfahrung in Ägypten die Achtung und Liebe zum Fremdling, zum sozial Schwachen, immer wieder eingepreßt: denn Fremde wart ihn in Ägypten! (Lev. 19) Wo der Heide nicht im Verband des Götzendienerischen stehe, sei von militantem Geist nichts zu merken. Zum andern leitete der Talmud aus dem 1. Buch Mosis die sogenannten noachidischen Gesetze ab, die allen Menschen Gotteslästerung, Götzendienst, Unzucht, Blutvergießen und Raub verbieten. Wer diese Gebote hält, darf als Verehrer des Einen Gottes gelten und findet Anerkennung seines — wie immer gearteten — Glaubens. Die Rabbinen und Religionsphilosophen des Judentums anerkannten deshalb konsequent Christentum und Islam als Wege zu Gott, und zwar selbst dann, wenn die Synagoge unter den beiden Religionen zu leiden hatte. Für das Judentum handelt es sich deshalb im Unterschied zum Christentum nicht darum, alle Völker zu missionieren, sondern das alte Volk zu erhalten, die vorläufige Provinz des zukünftigen Reiches Gottes. Christentum und Islam seien ihm Vorbereitung und Einleitung zum erwarteten Messias. Der Begriff der Toleranz, also des Duldens und Ertragens anderer Glaubensüberzeugungen, müßte deshalb nach jüdischer Überzeugung eine Erweiterung erfahren hin zum Gedanken der vollen Anerkennung anderer Glaubenswirklichkeiten, freilich unter Aufrechterhaltung des eigenen Auftrags und der sich daraus ergebenden Lebensformung. Eine Toleranz, die den andern gerade noch duldet, heiße, den andern beleidigen! Daß es der Talmud an anderen Äußerungen nicht fehlen lasse, sei begreiflich angesichts der schrecklichen Judenverfolgungen von christlicher Seite: man darf vom andern nicht verlangen, was man selbst nicht tut!

Das großangelegte christliche Korreferat von Prof. Dr. *K. Goldammer*-Marburg behandelte zunächst Intoleranz und Toleranz (die als Idee und Praxis Reaktion

auf die Intoleranz ist) als Bestandteil eines umfassenden Komplexes religionsgeschichtlicher Erscheinungen, sodann die Rolle der Duldungs- und Duldsamkeitsforderung in der Geschichte des Christentums (die Duldung nach außen und nach innen: Konfessionen, Sekten, Ketzer), ferner die Hauptformen der Toleranz und schließlich die grundsätzliche Betrachtung der Toleranzforderung innerhalb des Christentums. Letztere müsse ausgehen vom biblisch-christlichen Menschenbild, das neben den Gedanken der natürlichen Gottesebenbildlichkeit des Menschen das Gebot der absoluten Nächstenliebe stellt und damit zur Respektierung der menschlichen Persönlichkeit, auch des Andersdenkenden, nötigt. Die Erringung eines „humanistischen“ Toleranzstandpunktes könne der Christ auch beim ernsthaft sich mühenden Nichtchristen voraussetzen. Über diese „schöpfungstheologische“ Forderung einer humanistischen Duldsamkeit hinaus werde der Christ aber durch den Gedanken der Nachfolge Christi, durch das Vorbild des duldenden und geduldigen Gottmenschen Jesus Christus auf das Toleranzideal gewiesen. Nachdrücklich betonte Goldammer abschließend, daß echte Toleranz Absolutheitsanspruch voraussetzt, nur standpunktgebunden sein kann, also — im teilweisen Unterschied zu Dr. Geis — nur formale, nicht inhaltliche Toleranz sein kann, während die Preisgabe des eigenen Standpunktes Toleranz illusorisch macht. Wer nichts absolut setzt, braucht nichts zu tolerieren. Daher ist Toleranz genau so wie Intoleranz überhaupt nur auf religiöser Basis möglich.

Die Aussprache ließ eine Reihe von Fragen aufwerfen: Inwieweit ist in einer Religion mit Absolutheitsanspruch Toleranz überhaupt möglich? Ist die Darstellung des jüdischen Referenten nicht zu einseitig? Kann das Judentum auf Mission verzichten? Wie ist das Verhältnis des Juden zu den innerjüdischen Sekten? — die 12. Bitte des Achtzehnbittegebets richtet sich gegen die Ketzer! Ist die inhaltliche Toleranz, die jüdischerseits beansprucht wurde, nicht aufklärerisch oder relativistisch zu verstehen? Kennt die rabbinische Theologie nicht auch das *extra ecclesiam nulla salus*? Ist der Begriff Toleranz nicht zu liberal, sollte man nicht eher von „Liebe“ sprechen, die sich praktisch als Toleranz auswirkt, diese überbietet? Übung der Toleranz, erklärte Dr. Geis jedenfalls hierzu, falle dem Christentum schwerer als dem Judentum. Denn edles Christentum müsse einen Auftrag am Judentum erfüllen, wie der ganzen Menschheit, so auch diesem das Heil des Kreuzes bringen, während sich der jüdische Universalismus am Ziele fühle, vor Gott. Wichtiger als eine Lösung der gesamten Problematik sei indes, daß wir, Juden und Christen, uns sehen, nachdem wir uns beinahe zwei Jahrtausende nicht sahen, und zwar uns sehen unabhängig von der Frage der Berechtigung und Pflicht der Mission. Das sei eben möglich geworden durch die gleiche Erfahrung im Dritten Reich. Dr. Goldammer verteidigte nach wie vor die Unterscheidung von humanem und christlichem Toleranzdenken (Nächstenliebe), weil wir die *theologia naturalis* nicht ignorieren dürften, und unterstrich erneut, daß der Totalitätsanspruch der Religion kein Widerspruch zum Toleranzgedanken ist.

„*Der religiöse Absolutheitsanspruch*“ war das Thema des zweiten Tages. Ausgehend von drei protestantischen Theologien (A. v. Harnack - K. Heim - R. Bultmann), die alle in unzureichender Weise den Menschen zum Ausgangspunkt machen würden, entwickelte der erst kurz zuvor gewählte Bischof von Lübeck, Prof. Dr. D. H. Meyer, mit deutlicher Spitze gegen die enthistorisierende Theologie Bultmanns, unter dem Thema „Das Wesen des Christentums“ in möglichst weit gehaltener Formulierung eine *Summa theologica*. Das

Wesentliche, so führte der Referent u. a. aus, ist nicht die Gabe, die Rechtfertigung, die Gnade, sondern der Geber, der uns hat und an dessen Gaben wir teilhaben, Jesus Christus, durch den wir gerechtfertigt wurden. Daß in Jesus von Nazareth Gott Mensch wurde, bedeutet für den Menschen, daß dieser von Gott her aus der Mittelpunktposition und damit aus der Einsamkeit befreit und in die Gemeinschaft der Glaubenden hineingenommen wurde. Toleranz ist vom Menschen her unmöglich, eine Utopie. Zu begründen ist sie nur aus dem Zentrum der christlichen Botschaft: der Toleranz Gottes, der den Menschen in seiner Sünde strafe und doch trägt, der von den Sündern getötet wurde und doch bei den Rebellen, den Sündern bleibt.

Demgegenüber suchte Rabbiner Dr. *Azarja*-Köln das Wesen des Judentums aufleuchten zu lassen: Das Judentum hat am Sinai die hohe Aufgabe auf sich genommen, den einen Gott zu kennen und ihm zu dienen, ihm immer ähnlicher zu werden und damit der Träger der Geschichte zu sein: alle Welt wird im Sinne des jüdischen Messianismus und Universalismus vor Gott niederfallen und das Joch seiner Herrschaft auf sich nehmen. Die eigene Geschichte wird so zur Weltgeschichte. Damit verbindet sich die Achtung vor der Menschenwürde; der Begriff der Humanität ist vom Judentum geschaffen. Dem entspricht der jüdische Grundsatz: besser Unrecht dulden als Unrecht tun! Die höchste Forderung des Judentums ist eben nicht der Glaube, der in der Heiligen Schrift vielmehr vorausgesetzt ist, sondern das Tun, die Erfüllung der 613 Gebote (*mizwot*), welche die Gemeinschaft der Menschen bewirkt. Die Erfüllung der Gebote, ohne die es nach den Rabbinen keine Thora gibt, ist wichtiger als die Erkenntnis Gottes. Denn an den Menschen, an ihrem göttlich bestimmten Tun, wird Gott erkannt. Die Reihenfolge ist also umgekehrt wie im Christentum: erst das Gebot, dann die Gnade! Im Judentum wählt der Mensch Gott, nicht umgekehrt — wie im Christentum — Gott den Menschen. Gegenüber der christlichen Lehre, daß Gott Mensch wurde, wahrte die jüdische das Geheimnis Gottes. Anstelle der Erlösung lehrt das Judentum das Streben nach Versöhnung. Während der Mensch im Christentum erlöst ist, im Glauben sozusagen das Endziel gefunden hat, stellt das Judentum den Menschen vor eine unendliche, täglich neue Aufgabe: nie ist der Mensch ein gerechter!

Begreiflicherweise ließ die Aussprache gerade dieses Tages einen Großteil der angerührten Problematik unausgesprochen; und manche aufgeworfene Frage blieb unbeantwortet. So z. B. auch die Frage an Dr. *Azarja*, wo der Unterschied sei zwischen dem Juden, der sich am Gesetz freue, der keine größere Freude kenne als das Studium und die Befolgung des Gesetzes, und dem selbstgerechten Pharisäer. Bischof *Meyer* bestätigte abschließend, seine These, Toleranz sei vom Menschen her unmöglich, sei durch seine praktische Erfahrung in der Asien-Mission bedingt. Und Dr. *Azarja* unterstrich noch einmal, daß das Judentum keinen adäquaten Ausdruck für Toleranz habe, diesen Begriff überhaupt nicht kenne, weil er in Widerspruch stehe zur Erschaffung des Menschen als Ebenbild Gottes. Ihm gegenüber fordere das Judentum Gerechtigkeit und Liebe, nicht Toleranz, nicht einfach Tolerieren. Im sachlichen Gehalt des geforderten Verhaltens erklärten sich schließlich beide Referenten einig. Vor allem ließ dieser Tag doch weitgehend die Erkenntnis reifen, daß es echte Toleranz immer nur zwischen *Menschen* gibt, oder, um eine Formulierung zu gebrauchen (Toleranz und christlicher Glaube, Frankfurt 1955) aus dem Buch von P. A. Hartmann S. J., daß Toleranz keine Gleichstellung des eigenen Glaubens mit anderen Glaubensüberzeugungen bedeutet, sondern eine

Gleichstellung der Menschen, die nach ihrer Überzeugung leben.

Zum Thema des dritten Tages „*Toleranz als praktische Aufgabe*“ konnte Pastor *Henry Rasmussen*-Kopenhagen an einem eindrucksvollen Beispiel illustrieren, was die Toleranz, noch mehr die Liebe in einer entsprechenden Situation vom Christen verlangt, so daß der Jude hinter dem Christen wirklich Christus selbst erblicken könne. Im Jahre 1943 stellten sich die dänischen Christen so tapfer vor die jüdische Bevölkerung, daß die Gestapo nur 500 Juden verschleppen konnte, und es rund 7 000 Juden gelang, sich in letzter Stunde glücklich nach Schweden zu retten. — Der Kulturreferent des jüdischen Zentralrates, Dr. *H. Lamm*-Düsseldorf, versuchte vom soziologischen Standpunkt die Sonderstellung des Juden in der Toleranzfrage zu präzisieren. Toleranz üben, also „dulden“, könne nur eine Gruppe, welche sich auch gegen das Dulden, also für die Intoleranz entscheiden könne . . . Toleranz sei deshalb primär eine Chance und Herausforderung für die jeweilige Bevölkerungsmehrheit, die eine Machtposition besitzt. Eine solche ging den Juden seit fast 2 000 Jahren ab. So habe es auch im Grunde dem abendländischen Judentum an Gelegenheit gefehlt, andere zu verfolgen; dieses habe seitens der Nichtjuden, der sogenannten „Wirtsvölker“, bestenfalls Toleranz erfahren können. Und vielleicht obliege dem Juden schicksalhaft die Rolle, als Andersgläubiger stete Bewährungsprobe für Christen und andere Nichtjuden zu sein.

Die Aussprache wurde auch hier offen geführt. Von christlicher Seite wies *Prof. Rengstorf* mit rücksichtsloser Ehrlichkeit darauf hin, daß die Christenheit in Deutschland in der einzigen ernststen Bewährungsprobe, die ihr gestellt wurde, im großen und ganzen versagte. Wie kommen wir weiter? *Prof. Michel*-Tübingen betonte auch bei dieser Gelegenheit wiederum, nur die Einsicht, daß wir Christen an Israel gebunden sind, wir es in der ganzen Bibel mit dem Juden zu tun haben, könne unsere falsche Einstellung gegenüber dem jüdischen Menschen entgiften. Die Frage nach der Intoleranz des Juden gegenüber dem Judenchristen wurde von jüdischer Seite dahin beantwortet, daß man dem Übergetretenen die Achtung nicht versagen könne, auch wenn man seine Handlungsweise zutiefst bedauere. Zu diesem Punkt äußerte *Dr. Lamm* in der späteren Gesamtaussprache noch folgende persönliche Ansicht: theoretisch könne es keinen Austritt aus dem Judentum geben. Ressentiments gegen Judenchristen habe es immer gegeben, nicht nur, weil die Motive zum Übertritt oft nicht sehr lauter waren, sondern auch, weil das Judentum als kleine Minderheit ohnehin versucht sein müsse, jeden Austritt als Verrat zu betrachten. Dies sei jetzt wohl nicht mehr so stark der Fall. *Dr. Lamm* gab auch wohl zu verstehen, daß die israelische Verfassung den noch im Lande lebenden Arabern sehr wohl volle Toleranz zubillige, daß diese Toleranz aber — wie überall — nicht vollkommen geübt werde, nicht zuletzt à conto eines noch überschäumenden Nationalismus.

Der Entschluß des Oberkirchenrats O. von *Harling*-Hannover, zum diesjährigen abendlichen Rundgespräch die Öffentlichkeit einzuladen, wurde sehr begrüßt. Ging und geht die Frage, die zur Diskussion gestellt war, doch alle an! „*Was können wir, Christen und Juden, gemeinsam für die Toleranz tun?*“ Allzuviel konkrete Ergebnisse durfte man von diesem völlig ungesteuerten Rundgespräch nicht erwarten. Um so wohlthuender mußte man die Stimmung empfinden: nicht nur seitens der offiziellen Gesprächsführer (von christlicher Seite der evangelische *Prof. Michel*. Tübingen und der katholische *Professor Schubert*, Wien; von jüdischer

Seite Generalsekretär L. Goldschmidt-Frankfurt, und Dr. Besser-Berlin), sondern auch von seiten des zahlreichen Publikums wurde nach den theoretischen Besinnungen der Vortage spontan immer wieder um praktischen Handeln mit der entscheidenden Frage aufgerufen: „Aber nun, was sollen wir *tun*?“ Mutig wurden Einzelbeispiele praktischer Toleranz genannt; man rede etwa nicht von „jüdischer Hast“; man biete in der Straßenbahn oder wo es sei dem alten Juden Platz an. Wichtiger als die Frage nach Begriff und Wesen der Toleranz, so ließ sich eine Stimme aus dem Volke vernehmen, ist die Forderung, Intoleranz zu vermeiden. Was als intolerant zu gelten hat, empfinde jeder ohnehin selbst sehr wohl! Die Beteiligung der theologischen Jugend brachte dem Gesprächskreis u. a. zum Bewußtsein, daß die Schuld der Hitlerepoche noch nicht praktisch verarbeitet ist, daß die Überwindung des Antisemitismus bei der Eltern-Generation ansetzen müsse. Ein Münsteraner Theologe, der sich auf dem Podium in das Gespräch einbeziehen ließ, berichtete, er sei nun zum ersten Male in seinem Leben mit Juden ins Gespräch gekommen. „Ich kann mein Bild vom Juden, das ich aus dem ‚Stürmer‘ bezog, korrigieren, aber die anderen am Biertisch?“ Fragen dieser Art bewegten noch einmal die Gesamtausprache. Wie lassen sich die zwölf Jahre antisemitischer Erziehung überbrücken, da die bewußten Anti-

semiten nun einmal zu dem erschreckend großen Kreis gehören, der von der Kirche nicht erreicht wird? Der Karfreitagsgottesdienst habe hier gewiß einen Dienst zu erfüllen; mehr noch der Schulunterricht, der immerhin 96 % der Bevölkerung erreiche. Wie läßt sich die Jugend praktisch an den Juden heranzuführen, der in Deutschland als Fremder gelte, als Angehöriger des Staates Israel, der in der Bevölkerung noch immer als derjenige betrachtet wird, der nach Schlüsselstellungen strebt? Der Christ müsse versuchen, die Sozialstruktur der Juden zu verstehen, so wie auch der Jude verpflichtet sei, sich gegen die bei ihm bestehenden Vorurteile zu wehren. So wenig die Vergangenheit vergessen werden dürfe, solle aber auch die ältere Generation, besonders die des Auslandes, nicht dauernd nur auf die Millionen umgebrachter Juden hinweisen, wenn man der denkenden Jugend einen neuen Weg zeigen will, anstatt sie zur Verzweiflung zu bringen oder ihr Schuldempfinden abzustumpfen. Die Durchführung einer Sammlung für das von dem deutsch-jüdischen Arzt Dr. Wallach geleitete Krankenhaus Schaare-Zedek in Jerusalem war ein würdiger Ausdruck des Geistes dieser Tagung. Nicht weniger aber auch die zum Abschluß geäußerte Anregung, die konfessionell getrennten Christen müßten sich ihrerseits erst mühen, alle gegenseitige Intoleranz zu vermeiden, um der Toleranz gegenüber dem Juden die Wege zu bereiten.

5. Ein Kampf um das Reformjudentum in Israel¹

Von Professor Dr. Hugo Bergmann, Jerusalem

In den ersten Augustwochen spielte sich in Israel ein Kampf zwischen orthodoxem und Reformjudentum ab, der schlaglichtartig die religiöse Situation in Israel erhellte und daher nicht unbeachtet bleiben darf. Vor einem Jahr waren Gerüchte verbreitet, daß Professor Nelson Glück, der bekannte Archäologe und Erforscher des Negev, der zugleich Präsident des Hebrew Union College in Cincinnati und des von Rabbiner St. Wise begründeten reformierten Rabbinerseminars in New York ist, beabsichtige, in Jerusalem eine Synagoge nach dem Muster des amerikanischen Reformjudentums zu errichten. Die Gerüchte wurden dementiert, beabsichtigt war vielmehr die Errichtung eines archäologischen Instituts, das unter der Patronanz der beiden genannten amerikanischen Institute stehen würde. Die Regierung Israels stellte hierfür einen Bauplatz im Zentrum der Stadt, in der Nähe des Hotels King David zur Verfügung. Innerhalb dieses Institutes, in seiner Bibliothek, sollte ein Betraum gebaut werden. Dieser Betraum wurde die Veranlassung des Streites, über den hier berichtet wird. Um diesen Streit verständlich zu machen, wäre es wohl nötig, eine Definition der beiden einander bekämpfenden Richtungen zu geben: dies ist aber recht schwierig. Man wird soviel sagen können: das orthodoxe Judentum steht auf der Grundlage der schriftlichen und mündlichen Überlieferung, wie sie niedergelegt ist in den großen Codices, deren bekanntester der Schulchan aruch aus dem 17. Jahrhundert ist, und entscheidet alle Fragen des religiösen Brauchtums in einer streng festgelegten Ableitung aus dieser mündlichen Überlieferung. Das Reformjudentum hat keinen derart festgelegten verbindlichen Codex, sondern räumt

der persönlichen religiösen Entscheidung des einzelnen einen Raum ein, dessen Breite in verschiedenster Weise variiert. Es gibt also wohl *ein* orthodoxes Judentum aber verschiedene Strömungen des Reformjudentums. Das Reformjudentum wird in Frankreich „Liberales“, in England „Progressives“ Judentum genannt. Sein bekanntester Vertreter in unserer Zeit ist Leo Baeck. Die beiden Oberrabbiner von Jerusalem, der aschkenasische Dr. Herzog und der sephardische Jizhak Nissim, vertreten das streng orthodoxe Judentum. Der 1933 verstorbene Oberrabbiner von Jerusalem hatte, obwohl selbst streng orthodox, eine versöhnliche Haltung eingenommen, während die jetzigen Oberrabbiner eine intransigente Richtung vertreten. Wie gesagt, war es der Plan der Errichtung eines reformierten Betraums innerhalb des geplanten archäologischen Institutes in Jerusalem, welcher der Anlaß des Streites wurde. Professor Glück wurde, als er im Sommer 1956 nach Jerusalem kam, vor das Oberrabbinat geladen; er erklärte, daß, obwohl der Gottesdienst in den reformierten Synagogen Amerikas zum großen Teil englisch abgehalten wird, dies in Jerusalem nicht der Fall sein würde, die Gebetsprache würde hebräisch sein. Auf die Frage, ob auch Außenstehende am Gottesdienst teilzunehmen berechtigt sein würden und ob Männer und Frauen zusammensitzen würden, antwortete er bejahend. Ein Bericht über die Aussprache ist nicht veröffentlicht worden, jedenfalls ist es zu keiner Einigung gekommen. Am 31. Juli veröffentlichte der oberste rabbinische Rat eine Erklärung des Inhalts: „Es ist die wohlüberlegte Ansicht des Rates, daß die Reformbewegung nicht die Erlaubnis erhalten darf, durch Eröffnung von Synagogen im Lande Wurzel zu fassen.“ Die Bewegung habe eine furchtbare Zerstörung angerichtet, habe große Segmente des Volkes ihrer Religion entrissen und zu ihrer Auflösung in den Wogen der Assimilation ge-

¹ Der nachfolgende Beitrag zeigt die Aktualität dessen, was Rabbiner Dr. Messinger, Bern, in Freiburg in seinem Vortrag vom 19. 11. 1950 über „Die religiöse Hoffnung des jüdischen Volkes — heute“ ausführte und der Rundbrief Nr. 10/11 brachte (Januar 1951, S. 15 ff.)

führt. Die Bewegung verwerfe die Offenbarung der Tora und beachte nicht die in ihr enthaltenen Gesetze. Es könne nicht zugegeben werden, daß die Reformbewegung in diesem Lande Wurzel fasse und die Heilige Stadt entweihe.

Die Erklärung des Oberrabbinats hatte eine aktuelle Absicht: Die Erlaubnis zum Bau des archäologischen Instituts muß vom Stadtrat von Jerusalem gegeben werden. Die politischen Verhältnisse im Stadtrat waren während der Jahre seit der Stadtgründung sehr instabil und unerfreulich. Schließlich war es während der letzten Monate gelungen, eine Stabilität herbeizuführen durch eine Koalition der Orthodoxen und der Arbeiterpartei. Diese Koalition ermöglichte es, daß zum Bürgermeister von Jerusalem der Kandidat der Arbeiterpartei, der Journalist G. Agron (der Begründer der „Jerusalem Post“, seiner Herkunft nach Amerikaner) gewählt wurde. Auf diese Weise erhielt die Hauptstadt einen energischen Bürgermeister, dessen Durchgriff sich bald in allen kommunalen Angelegenheiten fühlbar machte. Nun drohten die Orthodoxen, aus der Koalition auszutreten, falls Nelson Glück die Bauerlaubnis erhalten würde. Agron seinerseits erklärte, der Stadtrat habe gar keine gesetzliche Handhabe, die Erlaubnis zu verweigern, und ein Verbot würde zweifellos vom Obersten Gerichtshof als ungesetzlich aufgehoben werden. So wurde die religiöse Differenz in den Bereich der politischen Parteikämpfe hineingezogen.

Der Generalsekretär der Welt-Misrachi-Organisation (d. h. der Organisation der in der zionistischen Weltorganisation inbegriffenen orthodoxen Juden) veröffentlichte eine längere Erklärung, welche die religiösen Gegensätze zwischen dem orthodoxen Judentum und der Reform scharf unterstrich und in der es u. a. hieß: „Praktisch gesprochen, ist nichts Gemeinsames mehr zwischen dem religiösen Judentum und der Reform. Sie haben weder ein geschriebenes noch ein ungeschriebenes Gesetz, auch nicht einmal die zehn Gebote, ja sogar nicht den Begriff eines allmächtigen Gottes mit dem historischen Judentum gemeinsam. Im Prinzip besteht eine größere Verwandtschaft zwischen dem religiösen Judentum und den Katholiken, den Griechisch-Orthodoxen, den protestantischen Fundamentalisten, den Moslems, als zwischen uns und der Reform. Denn alle diese religiösen Bekenntnisse haben mit uns gemeinsam den Glauben an einen lebendigen Gott, den Gott der Schöpfung, Vorsehung und des Gerichts. Der Gott des Hebrew Union College ist eine deistische Gottheit, in seinen Sinnen mehr verkrüppelt als Helen Keller, in seinem Bewußtsein mehr beschränkt als ein Geschöpf niederster Ordnung, und er hat viel weniger richterliche Gewalt über das Universum als ein Bezirksrichter.“

Dieser ungeschickt und herausfordernd geschriebene Aufruf der politischen Partei des Misrachi hatte nur den Erfolg, die Sache der Reform zu stärken. „Jerusalem Post“ veröffentlichte in derselben Nummer (5. August), in welcher der Aufruf des Misrachi abgedruckt war, einen Leitartikel mit dem Motto „Mein Haus wird ein Bethaus sein für alle Völker“. Der Leitartikel beschuldigte den Sekretär des Misrachi, eine entstellende Beschreibung der Reformbewegung gegeben zu haben. Die Reformbewegung sei zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Deutschland gerade deswegen entstanden, um der Massendesperation aus der Synagoge Einhalt zu gebieten, und habe dies mit Erfolg getan. Auch dürfe nicht vergessen werden, daß gerade aus dem Kreise der Reformbewegung wesentliche Beiträge zur Wissenschaft des Judentums geleistet worden sind. Schließlich sei die legale Situation in Israel die, daß nach dem Gesetze dreißig erwachsene Juden das Recht haben, eine

Vereinigung für die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse nach ihren eigenen Prinzipien zu bilden. Es bestehe also keine Möglichkeit, die Reform in Israel zu verbieten.

Die politische Aktualität der Kontroverse führte dazu, daß die gesamte Presse Stellung nahm, und für eine Weile stand die religiöse Frage im Mittelpunkt des Interesses. Der Versuch, durch ein Verbot des Stadtrates von Jerusalem die Errichtung des Institutes zu verhindern, konnte keinen Erfolg haben. Die orthodoxen Mitglieder des Stadtrates versuchten wohl, durch ihr Fernbleiben die Munizipalität beschlußunfähig zu machen, doch konnten sie auf diese Weise den Beschluß nur um zwei Wochen hinausschieben, nicht aber ihn verhindern. Der Stadtrat hat schließlich die Baubewilligung erteilt, und die orthodox-sozialistische Koalition der Stadtverwaltung ist, während diese Zeilen geschrieben werden, in Frage gestellt. Wie immer diese politische Frage gelöst werden möge, sie ist unbedeutend gegenüber dem religiösen Zwiespalt, der sich aufgetan hat. In USA umfaßt die Reformbewegung ein Drittel der religiös organisierten Judenheit, hervorragende Führer des amerikanischen Zionismus sind Reformrabbiner. In Amerika freilich ist es gelungen, obwohl der religiöse Gegensatz nicht geringer ist, dennoch eine nach außen geschlossene Front zu schaffen, und das vereinigende Moment — Judesein in einer nicht-jüdischen Welt — erwies sich als stärker als die trennenden Faktoren. In Israel besteht die Gefahr, daß die Gegensätze in aller Schärfe zum Ausdruck kommen². So ist die Lage voll von Momenten der Gefahr. Diese Gefahr ist um so größer, als befürchtet werden muß, daß die religiöse Auseinandersetzung mit politischen Mitteln, ja mit den Mitteln der Gewalt, geführt werden könnte. Schon ist im Parlament gedroht worden, daß der Bau mit Gewalt verhindert werden wird. Dies würde verhängnisvolle Wirkungen haben in bezug auf die Einstellung eines einflußreichen Teiles der amerikanischen Judenheit zu Israel.

Aber trotz dieser vielen Gefahrenmomente muß doch gesagt werden, daß die religiöse Diskussion auch großen Segen bringen kann. Heute ist Israel religiös in zwei Lager geteilt: Orthodoxe und religiös Gleichgültige. Dieser Gleichgültigkeit sind vor allem weite Kreise der Jugend verfallen. Es besteht die ernste Gefahr, daß, wenn diese Entwicklung der religiösen Indifferenz weitergeht, die nächste Generation in Israel und die in der Diaspora einander entfremdet werden. Eine „Bekehrung“ der Jugend von Israel zum orthodoxen Judentum kann sich vielleicht in einzelnen Fällen vollziehen, aber sie wird, soweit die menschliche Voraussicht reicht, nicht die Massen ergreifen. Dagegen konnte die liberal-religiöse Richtung große Teile zum

² Nach Mitteilung von Prof. Bergmann hat sich in der im Stadtrat des israelischen Jerusalem gefahrdeten Koalition der völlige Bruch vollzogen, die religiösen Parteien sind in die Opposition gegangen, die Folge ist eine Verscharfung der Gegensätze zwischen „Religion“ und „Nichtreligion“ in Jerusalem, die am letzten Sabbat zu großen Demonstrationen geführt hat „Hoffentlich“ erlaubt uns unsere äußere Lage weiter den „Luxus“ solcher inneren Gegensätze. Sie ist in Wirklichkeit sehr gespannt — Dem „Aufbau“ vom 24. 8. 1956 entnehmen wir das Folgende über die entscheidende Sitzung.

„Die Debatte in dieser Sitzung befaßte sich fast überhaupt nicht mit der Frage der Baubewilligung, sondern mit dem grundsätzlichen Problem der Gewissensfreiheit im jüdischen Staat.“

Die meisten Redner, die für die Bewilligung der Baugenehmigung an Dr. Glück eintraten, insbesondere die Vertreter der Arbeiterparteien, versicherten, daß sie selbst in dem Streit Reformjudentum contra Orthodoxie nicht etwa für das erstere plädieren. Es gehe ihnen vor allem um die Wahrung und Sicherung der Geistes- und Gewissensfreiheit und es müsse jedem Juden und Nichtjuden in Israel das Recht gewahrt werden, auch religiös nach seiner Art selig zu werden. Trotz des leidenschaftlichen Widerstandes der orthodoxen Sprecher wurde die Baubewilligung schließlich mit den Stimmen der beiden Arbeiterparteien *Mapai* und *Achdut Avoda*, der *Progressiven* und der *UIZO* gegen die der religiösen Parteien, bei *Stimmenhaltung* der Allgemeinen Zionisten und *Cherut* angenommen.“

religiösen Leben zurückführen. Die Intransigenz von rechts und von links, von seiten der Orthodoxen und von seiten der Atheisten, bedeutet eine ernste Gefahr für den Staat Israel. Auf der anderen Seite aber muß zur gerechten Abschätzung der Frage das Folgende in Betracht gezogen werden: Es ist zwar wahr, daß die Reform, (was ihr ihre Gegner vorwerfen) in der Diaspora vielfach religiös steril blieb und nur rudimentäre religiöse Bedürfnisse des Diaspora-Judentums befriedigen konnte, weil es ihr an religiöser und jüdischer Substanz gebrach. Aber in Israel würde sie auf ganz andere Gegebenheiten treffen. Die Juden sprechen he-

bräisch, haben fundamentale Kenntnisse des jüdischen Seins, welche der Diaspora fehlen, und haben die lebendige Berührung mit Volk, Land und Geschichte. So sind die Chancen einer religiösen Neubelebung in Israel viel besser als in der Diaspora.

Nur ein friedliches Zusammenleben der beiden Richtungen, das grundsätzlich und in aller Strenge die Anwendung von Gewalt und politischen Druckmitteln ausschließt und geistige Auseinandersetzungen nur mit geistigen Mitteln führen will, kann den Staat vor großen Gefahren bewahren und eine Synthese der religiösen Richtungen in späterer Zukunft vorbereiten.

6. Echo und Aussprache

a) Echo zu Nr. 29/32 sowie dem Sonderdruck: „Das Minimum der Menschlichkeit“ / Lehrprozeß für unsere Zeit Plädoyer i. S. Wollheim/IG-Farben von Rechtsanwalt Küster

Von den diesmaligen *bischöflichen* Stimmen bringen wir die beiden folgenden:

Der *Apostolische Visitor* des Saarlandes, Msgr. *Schulien*, schreibt vom 7. 12. 1955:

„... Mit großem Interesse habe ich die angegebenen Beiträge und die anderen Mitteilungen gelesen und mich wieder einmal davon überzeugt, von welch unschätzbarem Wert Ihre vermittelnde Arbeit zwischen den beiden Lagern ist...“

S. Exzellenz *Weibischhof W. Kampe, Limburg/Lahn*, schreibt vom 3. 11. 1955:

„... Ich freue mich darüber, wie gut der Rundbrief sich entwickelt und welches Niveau er erreicht hat. Er hat sicher eine Sendung besonderer Art. Gerne segne ich Ihre Arbeit und bitte Sie, dem Herausgeberkreis meine Anerkennung aussprechen zu wollen...“

Aus einem Schreiben von Herrn Rabbiner *Dr. Eschelbacher*, London (früher Düsseldorf), vom 6. 2. 1956 bringen wir mit dessen freundlicher Erlaubnis das Folgende:

„... Haben Sie vielen Dank für die freundliche Übersendung des Oktober-Rundbriefes. Wie seine Vorgänger bringt auch dieses Heft viel Wichtiges, das man schwerlich anderswo findet, und ich bewundere den spürenden Blick, mit dem Sie so viele außergewöhnliche und bedeutende Tatsachen und Äußerungen entdecken. Die Literaturhinweise machen uns mit Büchern bekannt, von denen wir anderwärts kaum erfahren. Sie zeigen uns das Judentum unter Gesichtspunkten, die uns fremd sind und aus denen wir es ohne diese Anregung nicht betrachten würden. Damit machen Sie das Bild, das wir selber uns von ihm entwerfen, reicher und unsere Einsicht tiefer. Aber alle Beiträge in dieser Nummer, so wertvoll sie auch sein mögen, treten, wie ich glaube, zurück, hinter dem großen Plädoyer von Otto Küster. Wir, die wir nicht dort gewesen sind, haben keinen Begriff von Auschwitz. Wir haben nur von den Gasöfen dort gehört. In dem Plädoyer von Küster treten diese in den Hintergrund. Dafür erfahren wir um so mehr von den schauerlichen Bedingungen, unter denen die Opfer dort leben und arbeiten mußten. Alles was Küster anführt, rechtfertigt sein Urteil: ‚Vernichtung durch Arbeit, Arbeit bis zur Vernichtung.‘ Er hat wirklich diesen Prozeß zum ‚Lehrprozeß für unsere Zeit‘ gemacht und die Menschheit muß ihm dafür dankbar sein.“

Die unmenschlichen Quälereien führen alle auf die Frage, was einer, ‚der, zum Widerstand nicht berufen, ein Geschäft des Unrechtsstaates führen muß‘, tun kann und tun muß. Die Antwort ist erleuchtend, er schuldet ‚das Minimum der Menschlichkeit‘. Küster beläßt es nicht bei dieser allgemei-

nen Forderung, er zeigt, was ihre Erfüllung in Auschwitz bedeutet hätte. In der Durchführung der Idee im einzelnen liegt die Bedeutung seines Vortrages. Vielleicht erfüllt sich seine Hoffnung, und wird es eine Frucht dieses Prozesses sein, daß der treffende Name für diese Humanitätspflicht, zu handeln, in ihm noch gefunden wird. Seine Forderung geht vor allem darauf hinaus, daß dieses Minimum ‚nicht moralisch, sondern rechtlich‘ geschuldet wird. Das gegen Ende mitgeteilte Urteil des Bundesgerichtshofes in Sachen der Bluttransfusion wäre einem Nichtjuristen entgangen. Küster hat es aus der Verborgenheit herausgezogen und dafür gesorgt, daß es vor der Vergessenheit bewahrt bleibt. Diese Entscheidung liefert ihm die Basis für seinen Anspruch, daß seine drei Thesen ‚nicht künftiges, sondern gegenwärtiges Recht seien‘. Damit ist der Anspruch eines jeden auf ‚ein Minimum von Menschlichkeit‘ nicht eine Utopie, sondern eine Forderung des künftigen Rechts, die im Keim schon in dem jetzt geltenden verborgen ist. Dem Plädoyer kommt eine ungewöhnliche Bedeutung zu, *es macht diese Nummer des Rundbriefes zu einem geschichtlichen Dokument*...“

Von dem überaus reichhaltigen Echo aus den **Juristenkreisen**, das insbesondere das Plädoyer von O. Küster erweckt hat, geben wir mit freundlicher Genehmigung der Betreffenden die Folgenden wieder:

Dr. Amelunxen, Justizminister von Nordrhein/Westfalen, Düsseldorf, schreibt vom 14. 11. 1955:

„... Ganz besonders hat mich der Prozeß Wollheim interessiert. Ich werde auch mit meinen Herren überlegen, wie ich diese Dinge an unseren juristischen Nachwuchs heranbringen kann...“

Dr. jur. Gerhard Heiland, Richter am Bundesverfassungsgericht, dankt für Zusendung des ‚Freiburger Rundbriefes‘ Nr. 29/32 und schreibt vom 13. 12. 1955 u. a.:

„... Wundervoll in seiner Klarheit ist der Beitrag von Prof. Thieme (Nr. 1). Aber welchen Beitrag soll man überhaupt hervorheben? Das Plädoyer von Küster hat mich am tiefsten bewegt. Weiß das deutsche Volk eigentlich, was es an diesem Manne hat, wissen es aber im besonderen unsere Juristen? Das Plädoyer ist nach Form und Inhalt wert, an erster Stelle in ein Lesebuch für junge Juristen aufgenommen zu werden. Möchten recht viele daraus lernen!...“

Dr. Morsbach, Oberstaatsanwalt beim Landgericht Mainz, vom 17. 9. 1956:

„Für die Zusendung bedanke ich mich sehr herzlich. Ich werde die Schrift, die auch ich zur Aufklärung junger Juristen für besonders wertvoll halte, allen Referendaren zu lesen geben, die meiner Behörde laufend zur Ausbildung überwiesen werden...“

Der *Generalstaatsanwalt* in Bremen, Dr. Dünnebier, vom 11. 4. 1956:

„... Mit dem mir übersandten Freiburger Rundbrief 29/32 haben Sie mir eine große Freude gemacht. Ich habe das Plädoyer von Herrn Rechtsanwalt Küster mit großer Aufmerksamkeit gelesen und den Rundbrief auch weiteren Interessierten weitergegeben...“

Professor Dr. Becker, derzeitiger Dekan der Juristischen Fakultät, Freie Universität Berlin, schreibt vom 17. 9. 1956:

„... Ich möchte nicht unterlassen, mich für die Zusendung des Rundbriefes Nr. 29/32 vom Oktober 1955 im Namen meiner Fakultät zu bedanken. Das rechtlich und menschlich hoch interessante und erfreuliche Plädoyer des Herrn Rechtsanwaltes Otto Küster, Stuttgart, hat bei mir die entsprechende Aufmerksamkeit gefunden und wird in meiner Vorlesung über das besondere Schuldrecht verwertet werden...“

Landesgerichtspräsident in Traunstein, Dr. Mark, vom 11. 4. 1956:

„... Das Plädoyer von Herrn Rechtsanwalt Küster regt nicht nur wegen seines klaren, scharfsinnigen Aufbaus und der sprachlichen Formgebung an, sondern rührt vor allem auch menschlich den Juristen tief, der zwar Vorgetragenes aufnimmt, aber doch dem Menschlichen sein Herz öffnet. Es wäre zu wünschen, daß das Plädoyer in weiten — nicht nur juristischen — Kreisen bekannt wird. Sehr gerne würde ich den Referendar-Arbeitsgemeinschaften des hiesigen Landgerichtsbezirks das Plädoyer zum näheren Studium zur Verfügung stellen...“

Dr. C. F. W. Behl, Landesgerichtspräsident a. D., München, vom 15. 4. 1956:

„... Ich möchte Ihnen für die freundliche Übersendung des Plädoyers von Herrn Rechtsanwalt Dr. Otto Küster ganz besonders danken. Es ist ein Dokument der Menschlichkeit, dessen juristische Begründung für jeden, der einen klaren Verstand für die Erkenntnis der Schrecken der Nazizeit behalten hat, zwingend ist...“

Aus Kreisen der Schulbehörden bringen wir aus einem Schreiben von *Regierungsdirektor von den Driesch*, Mainz, mit seiner freundlichen Erlaubnis die folgenden Absätze:

„... Die Frage der Begegnung zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk bewegt mich so tief und auch so heftig, daß ich dies kaum sagen kann. Mein Arbeitsplatz und meine Überlastung gestatten es mir nicht, meine Gedanken hierzu einmal schriftlich durchzuformulieren. Ich kann höchstens hier und da in großen Konferenzen oder in der Anregung von Tagungen für Schulräte und Lehrer einmal Richtungsweisendes aussprechen. Ich erlaube mir also, Ihrem Kreis einmal die anregende Frage zu stellen, ob es nicht an der Zeit wäre, den Zusammenhang zwischen Religionsunterricht und sichtbarer Anwesenheit des Judentums in einem Volksganzen zu beleuchten. Ich komme immer mehr zu der Einsicht, daß in Deutschland vor der Vernichtung des Judentums die Möglichkeiten der Ausschöpfung des Alten Testaments viel größer und tiefer gewesen sind als im Deutschland nach der Vernichtung des Judentums und ohne Judentum. Schulkinder, vor allen Dingen Volksschulkinder, brauchten in ihrem Erleben der Biblischen Geschichte das anschauliche Bild frommer jüdischer Familien und die geheimnisvolle Spannung und Fama, die sich um solche Familien bildeten. Hat man in Deutschland nicht, indem man den Schatten gelöscht hat, gleichzeitig das Licht mit ausgelöscht. Ist es vielleicht das Zeichen, daß ‚der Leuchter von uns weggerückt wird‘. Könnte man nicht vielleicht folgern, daß das heilige römisch-deutsche Reich ohne das Ferment des Judentums impotent werden muß.

Ich bin kein völliger Pessimist. Im Gegenteil, ich sehe, daß unsere Zeit noch einmal christliches Saatgut bereiten soll.

Aber nach allem, was zwischen 1933 und 1945 geschehen ist, ist mir eindeutig klargeworden, daß unser Verhältnis zum Alten Testament und zum jüdischen Volk eines der stärksten und tiefsten Kriterien unseres Christseins überhaupt ist. Wir Älteren haben die Begegnung mit dem Alten Testament und dem Judentum noch mit der älteren Generation und in echten Begegnungen vollzogen. Es ist wohl zu wenig, wenn der jüngeren Generation dies alles nur historisch ist...“

6b) Israel ist kein Heidentum...

Erwägungen zu ‚Israel in Evanston‘

in Aussprache mit Herrn Philipp Kraus, Casablanca

Zu dem Bericht ‚Israel in Evanston‘ im letzten Rundbrief (Nr. 29/32) ist uns eine eingehende Zuschrift von Herrn Philipp Kraus in Casablanca, Marokko, zugegangen, aus der das tiefe Erschrecken darüber spricht, daß eine Christenheit, in deren Mitte und durch deren Mitschuld Millionen jüdischer Menschen ermordet wurden, einen Missionsauftrag gegenüber den Juden zu haben meint.

Im Einverständnis mit Herrn Kraus veröffentlichen wir den Schlußteil seines Schreibens, die knappe Zusammenfassung seines Anliegens, und lassen unsre kurze Antwort darauf folgen.

Reflexe zu ‚Israel in Evanston‘

Israel ist kein *Heidentum*, das erst zum wahren Gottesglauben „bekehrt“ werden muß.

Israel, das als *erstes* Volk die durch „Gottes Finger“ selbst angezündete Fackel des Gottesgedanken in die Welt hineintrug; jene Fackel, an der sich eben auch seine Bedränger und Unterdrücker ihre Geistesfackeln entzündeten und zu entzünden nicht aufgehört haben, bedarf keinerlei Zusätzlichkeiten mehr, um sein Anliegen, mit dieser Fackel in eine gottlose Welt hineinzuleuchten, zu erfüllen und das Zeugnis des Bündnisses zwischen Gott und Israel, die Thora, von der es sich verpflichtet, „nicht nach rechts und nicht nach links, sich abzuwenden“, „nichts zuzutun und nichts wegzunehmen“, selbst durch Hölle und Verderben, treu zu hüten. Gewiß tut Wahrheit oft wehe, kann aber ebenso bereinigend wirken, wie ein Sturm-Gewitter auf die drückende Atmosphäre.

Gespräche mit Israel? Der Traum aller Träume Israels! Jedoch, die *conditio sine qua non* für solche Gespräche wäre das Einstellen einer jedweden antijüdischen Propaganda der Kirchen in allen Belangen, die ja allein genügt, eine permanente Lockerung und Nihilisierung aller moralischen Bindungen zu entfesseln, und das Göttliche zum Verbrechen zu machen und zu entheiligen.

Gespräche mit Israel? Höchst erwünscht; jedoch nur auf das biblische Prinzip aufgebaut: „Gleiches Recht für alle“; und nicht um den Preis seiner Selbstvernichtung.

Israel kann sich mit dem Christentum auf allen Gebieten menschlicher Berührung treffen, nur auf einem — der theologischen Auseinandersetzungen, die seinem strengen Monotheismus widersprechen — nicht.

Ein „Testament“ — ob neu oder alt — ist kein Fetzen Papier, es ist ein Heiligtum, das wider den Willen des Testators nicht durch ein andres ersetzt, oder gar vernichtet werden kann! Ja selbst Testamente profanen Inhaltes werden von allen anständigen Menschen respektiert und ebenso als ein gewisses Heiligtum betrachtet, geschweige ein solches, dem wir göttlichen Ursprung zumuten.

Selten fragt der müde Wanderer danach, wer den Baum pflanzte, unter dessen Schatten er sich ausruhte, und wer die Quelle grub, mit deren Wasser er seinen Durst stillte. (Überlassen wir das denen, die sich darüber ihre Köpfe zerbrechen wollen.)

Tuen wir nach der Weisen Worte: „Nicht das Theoretische, sondern die *Tat* ist das Wichtigste.“

Israel will mit allen seinen Kräften zur Auflösung der Gespanntheiten zwischen allen Konfessionen, die sich bis nun in den Unsegen der konfessionellen *Sekludierungen* auswirkte, mitwirken. Israel will seine geistigen Werte in eine gemeinschaftliche Schatzkammer hineintragen, wo alle geistigen Werte religiöser Prägung gesammelt und an die ihren Lebenszweck suchende Menschheit mit vollen Händen weitergegeben werden könnten. Jedoch, wo ist noch das Genf, wo der Tisch, um den sich alle Hüter ihrer Schäflein — ohne Hintergedanken — zusammensetzen werden, um endlich auch über eine *friedliche* Koexistenz *aller* Konfessionen zu beraten?

Hoffen wir, daß wir auch noch zu diesem Tag erwachen!

Casablanca, im April 1956

Erwägungen zu den ‚Reflexen‘

Wir sind Herrn Kraus für das Vertrauen dankbar, mit dem er uns seine ‚Reflexe‘ zugesandt und die Auswahl des daraus zu Veröfentlichenden anheimgestellt hat. Wir bringen das Vorstehende, weil es uns als ein echtes und in sich verständliches jüdisches Echo auf einen Missions-Anspruch erscheint, der das Alte Gottesvolk mit den noch keiner Gottes-Offenbarung gewürdigten Heiden auf eine Stufe stellen und vergessen würde, daß wir ‚Christen aus den Heiden‘ die Offenbarung des wahren Gottes doch überhaupt erst den Juden geschichtlich zu verdanken haben.

Wenn mit der Forderung des Verzichts auf antijüdische Propaganda gemeint ist, daß wir vor allem anderen demütig und bescheiden den bloßen Adoptivcharakter unserer Eingliederung in Gottes Volk anzuerkennen haben, wie es schon Paulus so unüberhörbar deutlich von jedem ‚Römer‘ forderte: „Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel dich“ (Röm 11, 18), dann könnten wir diese Bedingung des Gesprächs nur mit dem beschämten Gefühl akzeptieren, daß wir sie längst uns selbst hätten stellen müssen.

Jenseits davon werden wir dann gewiß unsre Mitunterredner gegebenenfalls zu bitten haben, sie möchten wenigstens zu verstehn suchen, wiefern nun doch auch wir mit unserm Trinitarismus strenge Monotheisten zu sein glauben, inwiefern wir das Alte Testament durch das Neue nicht ersetzt, sondern seinen eignen Bestimmungen gemäß erfüllt finden.

Einen Versuch in dieser Richtung bot unser Austausch mit Schalom Ben Chorin, einen solchen im Sinne von Kraus’ Anregung universaler Anreicherung der gemeinschaftlichen geistigen Schatzkammer Küsters Vortrag im vorliegenden Rundbrief. Je weiter wir in der dankbaren Würdigung des uns schon gemeinsam Geschenkten, in der nüchternen Prüfung des uns noch voneinander Trennenden voranschreiten, desto näher kommt der Tag, zu dem einst zu erwachen wir mit Philipp Kraus erhoffen.

DIE HERAUSGEBER

7. Rundschau

7/1) Dank für katholische Hilfe

a) Papst Pius XII. und die Juden

Anlaßlich des achtzigsten Geburtstages des Papstes im März 1956 schrieb die „Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland“ (X/49 vom 9. 3. 1956)

Unter den Gratulanten aus aller Welt, die dem Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche, Papst Pius XII., ihre Glückwünsche zum 80. Geburtstag entbieten befinden sich viele Juden — Einzelpersonen und Gemeinden — unter denen, die des Kirchenfürsten in Dankbarkeit und mit aufrichtigen Segenswünschen gedenken.

Wie wenige seiner Vorgänger hat der derzeitige Papst die Grenzen der Glaubensunterschiede zu überbrücken gewußt und ein Band warmer Menschenliebe zu all denen geknüpft, die sich in Not befinden, gleichviel, welcher Religion oder nationalen Ursprungs sie sind.

Papst Pius XII., der als Nuntius Pacelli in München und Berlin das Anwachsen des Nationalsozialismus aus nächster Nähe beobachten konnte, erkannte seine verbrecherische Natur weit eher als manch andere Persönlichkeiten des In- und Auslandes. Gleich dem Münchener Kardinal Dr. Michael v. Faulhaber, der in den Adventpredigten über Germanentum, Christentum und Judentum im Jahre 1934 den Nazis herausfordernd die Botschaft der Göttlichkeit des Alten Testaments vor Augen führte [vgl. Nr. 21/24, S. 21 ff.], hat auch Pius XII. sich stets zu den ethischen Werten des Alten Bundes bekannt und aller Welt versichert, daß das Christentum als Tochterreligion Israels zu betrachten ist. Während der ersten Jahre des Naziregimes erließ er jene berühmte, in deutscher Sprache verfaßte Enzyklika, die nach ihren Anfangsworten unter dem Titel „Mit brennender Sorge“ (März 1937) bekannt wurde. Und während des Krieges, als die Nazis sich auf dem Höhepunkt ihrer Macht befanden, schleuderte er ihnen das stolze Wort „Geistig sind wir Christen alle Semiten“ entgegen...

Vor kurzer Zeit spielte das Israelische Symphonie-Orchester im Vatikan und feierte den Papst mit einer Aufführung der

Siebten Symphonie Beethovens. Der Dirigent des israelischen Orchester, Henry Haftel, gab der immerwährenden Dankbarkeit der Juden dafür Ausdruck, was der Papst — und viele Priester und Klöster in anderen Orten des von den Nationalsozialisten unterjochten Europas — zu ihrer Errettung getan hatten. Die Mitglieder des Klangkörpers kamen von 14 verschiedenen Ländern nach Israel und die meisten konnten von ihren persönlichen Leiden während der Verfolgungszeit berichten [vgl. Nr. 29/32, S. 51].

Dr. Jose Gomis berichtete unlängst in der mexikanischen „Tribuna Israelita“, wie der Papst persönlich an die Klöster Anweisungen erteilte, die von den Nazis und Faschisten bedrohten Juden zu verbergen. In dieser Bergungsaktion spielten die Jesuiten eine führende Rolle. Für die Errettung der Juden Roms ist Pius XII. persönlich verantwortlich. Als die Gestapo außer einer großen Summe Bargeld einhundert Pfund Feingold verlangte, vermochte die verarmte jüdische Gemeinde der Ewigen Stadt nur zwölf Pfund aufzutreiben. Die Gestapo weigerte sich, diese Teilleistung anzunehmen und drohte mit der Deportation und damit dem sicheren Tod. Der Papst hörte von dieser Gefahr und ordnete durch Kardinal Magliione an, daß aus päpstlichen Schätzen der Restbetrag beigesteuert werde. Persönlicher Juwelenbesitz und historisch wertvolle Goldvasen wurden vom Papst hingegeben.

Der Kirchenfürst hat nie geglaubt, daß seine Hilfeleistung für bedrückte Juden bemerkenswert sei. Mit Selbstverständlichkeit hat er erklärt: „Die Kirche bietet Hilfe und Schutz, wann immer notwendig und möglich, wobei sie keine Unterschiede von Religion oder Nationalität kennt. Was die Juden anlangt, so verdienen sie in besonderem Maße unsere Hochachtung als die Opfer bestialischer Verfolgung durch den Nationalsozialismus, welche an die Christenverfolgung vor 17 Jahrhunderten gemahnt. Die Juden, die von den Hitler-Horden hingeschlachtet wurden, waren Märtyrer nicht weniger als die Christen, die von den Heiden niedergemacht wurden.“ Und in einer Weise, die an sein kühnes Wort „Geistig sind wir alle Semiten“ gemahnte, fügte er hinzu: „Die Kirche verdankt ihre Grundlage drei Juden: Jesus;

St. Petrus, dem ersten Papst; und Saulus, der später St. Paulus wurde.“

In seiner ersten Enzyklika („Summi Pontificatus“, 1939) wandte der jetzige Papst sich bereits gegen die Tyrannei des States und verteidigte die Menschenrechte. Kompromißlos kämpfte er für die Ehre der Heiligen Schrift und des Volkes, das mit dem Buch der Bücher unlösbar verbunden ist. Die Juden, die stets tiefe Dankbarkeit gegenüber denen hegen, die den Entrechteten und Schutzlosen ihr Herz zuwenden, neigen sich mit Menschen guten Willens aller Bekenntnisse heute vor der ehrfurchtgebietenden Gestalt im Vatikan.

Dr. H. L.

b) *Eine Huldigung für Kardinal Saliège,*
Erzbischof von Toulouse

Eine Delegation der jüdischen Résistance in Paris (der einzigen speziell jüdischen Mitglieds-Organisation des Aktionskomitees der Résistance) hat eine besondere Huldigung für Kardinal Saliège veranstaltet. Das jüdische Aktionskomitee wollte dem Kardinal eine offizielle Huldigung für seine Haltung während der nationalsozialistischen Besetzung erzeigen. Man kennt bei uns sein Hirtenschreiben vom August 1942, das von sämtlichen Kirchenkanzeln der Diözese Toulouse verlesen wurde, die Gewissen aufrief und den verfolgten Juden Hoffnung gab¹.

Als lebendiges Zeugnis ihrer Dankbarkeit haben die Alten der jüdischen Résistance dem Namen des Kirchenfürsten im Märtyrerwald bei Jerusalem eine Baumpflanzung gewidmet und ihm eine hebräische Pergamentschrift überreicht, die seine Tat der Geschichte überliefern soll.

(Übersetzt aus „Bulletin Amités Judéo-Chrétiennes“, Section de Lille, Juli 1956, p 1.)

c) *Dank an die katholische Kirche*

überschreibt der „Aufbau“ (XXI/50) New York, vom 16. 12. 1955 ein Gedenken an Pralat Lichtenberg. Es heißt darin:

Die Berliner Jüdische Gemeinde hat in einem Schreiben an den katholischen Bischof von Berlin, den kürzlich verstorbenen Bischof Wilhelm Weskamm, der Würdenträger der katholischen Kirche gedacht, die in der Zeit des Nationalsozialismus den jüdischen Menschen Hilfe gewährt haben. „Die Jüdische Gemeinde zu Berlin nimmt diesen Tag zum Anlaß, um all der Würdenträger der katholischen Kirche zu gedenken, die in der schwersten Zeit des Nationalsozialismus unseren jüdischen Menschen Hilfe und Unterstützung gewährt haben. Wir gedenken an diesem Tage insbesondere des Herrn Prälaten Lichtenberg, der wegen seines tatkräftigen Eintretens für die jüdischen Menschen von den Nationalsozialisten verfolgt worden und am 5. November 1943 ums Leben gekommen ist.“

¹ Aus dem Hirtenbrief von Kardinal Jules Géraud Saliège, Erzbischof von Toulouse „Fürchtet euch nicht!“ Hirtenbriefe und Ansprachen“ (Verlag der Dokumente, Offenburg/Baden, 1949 S. 150 f.)

Es gibt eine christliche Moral, es gibt eine menschliche Moral: die Pflichten auferlegt und Rechte anerkennt. Diese Pflichten und diese Rechte sind mit der Natur des Menschen gegeben. Sie sind von Gott gegeben. Man kann sie nicht übertreten. Es liegt nicht in der Macht eines Sterblichen, sie zu unterdrücken.

Es war unserer Zeit vorbehalten, das traurige Schauspiel zu erleben, wie Kinder, Frauen, Männer, Vater und Mutter gleich einer minderwertigen Herde behandelt wurden wie Mitglieder einer Familie auseinandergerissen und zu einem unbekannten Bestimmungsort abtransportiert wurden.

Warum besteht das Asylrecht in unseren Kirchen nicht mehr?

Warum sind wir Besiegte?

Herr Gott, habe Mitleid mit uns

Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für Frankreich

In unseren Diözesen haben sich ergreifende Szenen in den Lagern Noé und Récedou abgespielt. Juden sind Männer, Jüdinnen sind Frauen. Ausländer sind Männer, Ausländerinnen sind Frauen. Man kann sich nicht alles gegen sie herausnehmen, gegen diese Männer, diese Frauen, gegen diese Familienväter und -mütter. Sie gehören zur menschlichen Gesellschaft. Sie sind Brüder wie so viele andere. In Christ kann das nicht vergessen.

23. August 1942

d) *Ehrung für den „Vater der Juden“*

In Anerkennung seiner Verdienste um die Juden Italiens während der deutschen Besetzung zeichnete die Vereinigung der jüdischen Gemeinden in Italien P. Benedetto Maria OM Cap mit einer Goldmedaille aus. P. Benedetto Maria, der von 1940 bis 1942 mit den jüdischen Hilfskomitees in Frankreich zusammenarbeitete, machte 1943 nach seiner Übersiedlung nach Rom sein Kloster zu einer Zentralstelle des illegalen jüdischen Hilfswerkes. Er setzte sich — so berichtet die „Badische Zeitung“ — mit solchem Eifer für die verfolgten Juden ein, daß ihm bald der Ehrenname „Vater der Juden“ beigelegt wurde.

7/2) **IG-Farben und die Ansprüche der Zwangsarbeiter**

Eine Veröffentlichung des Konzerns

Zu dem Prozeß i. S. Wollheim / IG-Farben, in dem Rechtsanwalt Otto Auster das Plädoyer vor dem Oberlandesgericht Frankfurt a. M. gehalten hat (vgl. Nr. 29/32, S. 15 ff.) bringen wir die folgenden Ausführungen:

Der von Norbert Wollheim gegen IG-Farben auf einen Schadenersatz für die im Arbeitslager Monowitz bei Auschwitz erlittene Unbill eingeleitete Prozeß, den der Kläger in erster Instanz gewonnen hatte, hat bekanntlich zu Verhandlungen geführt, die eine Gesamtregelung von Schadenersatzansprüchen von Zwangsarbeitern wie Wollheim zum Gegenstand hatten. Das Oberlandesgericht, das von IG-Farben in der Berufungsinstanz angerufen wurde, hatte solche Verhandlungen empfohlen.

Diese Verhandlungen fanden mit der Partei Wollheim und der Claims Conference statt, sind aber zu keinem Abschluß gekommen. IG-Farben hat nach einer am 4. Juli 1956 stattgefundenen Aufsichtsratsitzung jedoch der Presse eine Erklärung abgegeben, nach welcher IG-Farben bereit sei, einen Betrag von 30 Millionen DM, etwas mehr als 7 Millionen Dollar, zur Regelung solcher Schadenersatzansprüche von Zwangsarbeitern der Claims Conference zu überweisen, wenn damit alle Ansprüche endgültig und unwiderruflich erledigt sein würden.

Was IG-Farben jedoch nicht gesagt hat, sind die objektiven Schwierigkeiten, die sich einer solchen Regelung entgegenstellen.

Bisher liegen nur Anmeldungen von 2 406 Personen aus dem Kreise der früheren Zwangsarbeiter vor, die etwa DM 10 000 auf der Basis von 30 Millionen DM Schadenersatz erhalten könnten. Das entspricht der Summe, die man Norbert Wollheim in seinem vor dem Landgericht in Frankfurt am Main gewonnenen Prozeß zugesprochen hat. Da aber 43 000 Personen in diesem Sklavenarbeitslager der IG-Farben gewesen sind, kann man nicht wissen, wie hoch die Zahl der Anspruchsberechtigten oder ihrer Erben wirklich ist. Die Verjährung dieser Ansprüche tritt erst im Jahre 1958 ein. Gesetzliche Maßnahmen, diese Anmeldefrist zu reduzieren, sind zu kompliziert.

Die jüdischen Organisationen können kaum Verpflichtungen garantieren, die IG-Farben nach Auffassung eines deutschen Landgerichtes nicht nur aus juristischen, sondern auch aus moralischen Gründen hat. Es ist bedauerlich, daß IG-Farben die moralische Verantwortung für die schlechte Behandlung der Arbeitsklaven bestreitet, die gerichtsnotorisch ist. Die „New York Times“ erinnert in ihrem Bericht von Bonn daran, daß Monowitz ein Beispiel für die Grausamkeit gewesen ist, die in diesen Arbeitslagern geübt wurde, in dem die Zwangsarbeiter buchstäblich zu Tode geschunden wurden. Wollheim kam mit einer Gruppe von 250 Zwangsarbeitern nach Monowitz, und von ihnen überlebten nur 7 die Torturen. (Vgl. Nr. 29/32, S. 15.)

Eine Äußerung zu der IG-Farben-Veröffentlichung seitens der Claims Conference liegt noch nicht vor. Aber Vertreter dieser Organisation, wie auch die Partei Wollheim, sind der Auffassung, daß noch langwierige Verhandlungen notwen-

dig sein werden, um die Absicht, mit 30 Millionen DM die Ansprüche der Zwangsarbeiter zu befriedigen, unter Dach und Fach zu bringen.

Kurt R. Grossmann

(In: Aufbau XXII. [New York, 13. 7. 56] 28, S. 7.)

*

Listen von Vergasungstransporten aufgefunden

Das Internationale Auschwitz-Komitee hat veranlaßt, daß in Archiven, die beim polnischen Justizministerium in Warschau gelagert sind, Nachforschungen nach Material, das Auskunft über die ehemaligen Häftlinge des Außenlagers Monowitz geben kann, gepflogen werden.

Im Zuge dieser Nachforschungen wurden — wie die „Frankfurter Allgemeine“ berichtet — eine Vielzahl von den Transportlisten aus dem Lager Monowitz (Buna) vorgefunden. Viele dieser Listen lauten auf Überstellung der Häftlinge nach Birkenau.

Jeder ehemalige Häftling von Auschwitz weiß genau, daß unter dem Titel „Überstellung nach Birkenau“ der Transport in die Gaskammern von Birkenau getarnt wurde.

Es wurde also Material entdeckt, das für viele Hinterbliebene von großer Bedeutung ist, wird doch durch diese Listen der genaue Todestag zahlreicher Häftlinge von Monowitz dokumentarisch nachgewiesen.

Sobald die Sichtung des umfangreichen Materials beendet ist, wird das Internationale Auschwitz-Komitee die Listen den Auschwitz-Komitees der verschiedenen Länder zum weiteren Gebrauch zur Verfügung stellen.

(Aus: Maccabi, Nr. 37. [Basel, 19. 9. 56]) Der neue Mahnruf, (Wien)

7/3) Das endgültige Gesicht der deutschen Wiedergutmachung

Rechtsanwalt Otto Küster stellt uns die Zusammenfassung seines Londoner Vortrages vom 1. 10. 1956, wie er sie vor den Schlußworten in London gegeben hat, freundlicherweise zur Verfügung:

Daß der Gesetzgeber sein letztes Wort teils schon verkündet, teils doch fertig formuliert hat, ist natürlich bei alledem kein Faktum, das nun jeden Willen zur Nachbesserung lähmen müßte. Vom Geist der Ausführung hängt noch vieles ab. Und für einige wenige gezielte Begehren auf Abänderung und Ergänzung auch der Gesetzestexte selbst sehe ich immerhin auch noch eine Chance. Auch das Lastenausgleichsgesetz, auch das Versorgungsgesetz für die verdrängten Beamten, bekannt als das zum Artikel 131, sind ja immer wieder einmal ausgebessert worden.

Ich will nun noch eine solche kleine Zahl solcher denkbaren Verbesserungen der bestehenden oder schon fest geplanten Gesetze angeben, und ebenso eine kleine Zahl von Punkten, auf die in der Auslegung und Handhabung besonders zu dringen ist. Man kann etwas erreichen, wenn man übereinstimmend und konsequent einiges wenige verlangt.

Fünf Punkte für die Gesetzgebung:

1. Die Witwe muß die Rente aus dem Berufsschaden ihres Mannes auch dann wählen können, wenn der Mann vor dem 1. Oktober 1953 gestorben ist.

2. Die Unselbständigen müssen, soweit sie trotz ihrer Unselbständigkeit Unversorgte sind, den Selbständigen gleichgestellt werden.

3. Der beamtenrechtliche Grundsatz, daß der in jungen Jahren im Dienst verunglückte Beamte versorgt wird wie ein altgedienter, muß nicht nur bei der Hinterbliebenenrente zur Geltung kommen, sondern auch bei den Renten der erwerbsunfähigen Körperbeschädigten und bei den Existenzschäden. Die Fixierung auf die Lebensaltersstufe von damals also muß durchweg fallen.

4. Im Bundesrückerstattungsgesetz kann der dem Verfolgten insgesamt zu erstattende Betrag nicht auf eine Höchstsumme (die bekannten 1,5 Milliarden) beschränkt werden.

Erstattung ist ein eindeutiger und in diesem Bereich sakrosankter Begriff.

5. Für die in der Verfolgung nachweislich eingebüßte Habe muß, ohne daß der Hergang im einzelnen erforscht und bewiesen werden muß, eine Pauschalentschädigung gewählt werden können.

Dazu diese 4 Punkte für die Auslegung und Handhabung:

1. Sobald die Wiedergutmachungsgesetzgebung abgeschlossen sein wird, muß sie nach guter Rechtstradition als ein in sich zusammenhängendes Ganzes interpretiert werden, in dem es keine Lücke gibt, die nicht aus einem vernünftigen Grund gewollt und verantwortet ist. Der Bundesgerichtshof hat schon bisher gezeigt, daß er Lücken zu schließen und das Gesetz für ganze Gruppen von Fällen zu ergänzen gewillt ist, wenn „kein Grund ersichtlich ist, sie ungünstiger zu behandeln“. Dies muß künftig systematisch geschehen.

2. Alle gesetzlichen Bestimmungen müssen im Geist des Schadenersatzprinzips ausgelegt werden. Wo nicht offensichtlich aus einem vernünftigen Grund etwas Abweichendes gewollt ist, muß der leitende Gesichtspunkt sein, daß der Zustand hergestellt wird, der ohne Unrecht bestünde. Nur das überzeugt, nur das heißt wiedergutmachen. Der Bundesgerichtshof hat zwar als herrschende Meinung zitiert, daß Entschädigung etwas anderes sei als Schadenersatz, zugleich aber erklärt, es sei zu beachten, daß die Entschädigungsansprüche an die Stelle eines eigentlich bestehenden Schadenersatzanspruches getreten seien. Daß die Schuldner dieses Anspruches, das Deutsche Reich zumal, nicht mehr bestehen: außer ein paar Juristen fühlt die ganze Nation, wie gespenstisch dieses Argument ist.

3. Wo das Gesetz nicht offensichtlich aus einem vernünftigen Grund etwas Abweichendes gewollt hat, muß die Frage, auf welche Schäden sich die Wiedergutmachung erstreckt, genau so beantwortet werden wie in der allgemeinen Rechtsordnung auch: auf alle Schäden, die ihre Ursache in der Verfolgung haben, außer sie hängen nur dank einem jeder Voraussicht spottenden Spiel des Zufalls mit der Verfolgung zusammen. Der BGH hat diesen Grundsatz der sog. adäquaten Verursachung in seinen Wiedergutmachungsurteilen mit großer Konsequenz zur Geltung gebracht und sich angeschlossen, die deutsche Haftung sogar auf Schäden zu erstrecken, die Rechtsstaaten der westlichen Welt den gewesenen Deutschen im Zuge von Kriegs- oder Polizeimaßnahmen zugefügt haben. Noch nicht gesichert ist allerdings, daß wirklich einfach gefragt wird, ob „die Verfolgung“ die Ursache sei. Noch immer geistert durch das Gesetz und die Praxis, wenn auch kleinlaut werdend, die Vorstellung, daß gerade gegen diese Verfolgten persönlich eine Gewaltmaßnahme müsse gerichtet worden sein. Dem geschichtlichen Hergang entspricht allein die Formulierung, die das Gesetz auch hier und da, nur leider nicht durchweg verwendet: der Schaden müsse „im Zuge der Verfolgung“ erlitten worden sein. Ob der einzelne persönlich oder automatisch getroffen wurde, gezielt oder ungezielt, von einem Träger des Terrors unmittelbar oder mittels der Reaktion verängstigter Mitmenschen, oder ob er sich schließlich von sich aus, ehe er getroffen wurde, auswich: nach diesen Unterschieden sollte nirgends mehr die Frage sein. Am wenigsten darf ausgeschlossen werden, wer aus Gründen der Selbstachtung von sich aus, obwohl man nichts von ihm wollte, einen Entschluß faßte oder gar etwas gegen das Unrecht unternahm. Ich darf noch einmal daran erinnern, daß gerade diese Verfolgten es bisher am schwersten haben.

4. Schließlich sollte durchweg, was die Beweisführung anlangt, dem Prinzip, daß die einfache überwiegende Wahrscheinlichkeit genügt, zur Herrschaft verholfen werden. Wenn die Tatsache oder der Zusammenhang, die einen Anspruch begründen, wahrscheinlicher sind als das Gegenteil, so muß das angesichts der ungeheuren Beweisnot genügen. Auch die Gesetze, die den anderen elementaren Vorgängen, insbesondere dem Krieg und der durch ihn geschaffenen vergleich-

baren Beweisnot gelten, weisen die Behörden und Gerichte an, die einfache überwiegende Wahrscheinlichkeit genügen zu lassen.

7/4) Die Vergessenen

In der deutschen Presse wurde im Sommer 1956 über die erschütternde Reportage berichtet, die der Süddeutsche Rundfunk, gefolgt vom Norddeutschen Rundfunk Hamburg und Bremen, im März 1956 gesendet hat über „Die Vergessenen in Paris“, die vom deutschen Fernsehen übernommen wurde

„10 000 deutsche Juden haben in Frankreich Krieg und Besatzung überlebt, nur 15 Prozent von ihnen haben bisher Beträge aus dem Wiedergutmachungsfonds erhalten.“ Diese Reportage von Peter Adler hat das Leben der Emigranten in Paris im Bilde festgehalten, die in Kellerlöchern und muffigen Mansarden vegetieren, mit wackligen, notdürftig bedeckten Bettstellen und bei kümmerlichem, auf einem Spirituskocher zubereitetem Mahl. „Das Erschütterndste aber sind die Gesichter, diese Gesichter eines wandermüden und leidervollen Volkes, ist die Hoffnungslosigkeit, die aus ihnen spricht, ist ihre Stummheit, ihre Stille, aus der nicht einmal mehr ein Laut der Klage dringt. Vielleicht ist nichts bitterer für einen Menschen, als um seinen Lebensabend betrogen zu werden, um ein paar ruhige, gesicherte Jahre im Alter. Statt dessen sitzen sie nun hier, verjagt, geschunden, verelendet, und was ihr gutes Recht und unsere Schuldigkeit ist, erscheint ihnen wie ein Wunder, auf das sie nicht mehr zu hoffen wagen.“ So schreibt die Stuttgarter Zeitung vom 11. Mai 1956. Auf diese Reportage hin wurde bereits mit einer erfreulichen Wirkung in der deutschen Öffentlichkeit für ein in Paris bestimmtes Wohnheim für diese Vergessenen gesammelt.

Nicht besser aber ist es anderswo.

So berichtet der „Aufbau“ (XXII/31 vom 3. 8. 56):

Das Bulletin der „Centrale d'oeuvres sociales juives“ in Brüssel publizierte vor einiger Zeit erschütternde Photos über das Wohnungselend der Brüsseler Juden. Es handelt sich um Eingewanderte der nazistischen Schreckensjahre, die nur das nackte Leben retten konnten.

Sehr viele von ihnen haben noch immer keine materielle Existenz-Basis gefunden und hausen unter prekärsten Bedingungen in wahren Wohnhöhlen. Unter ihnen befinden sich auch zahlreiche Flüchtlinge aus Deutschland, die noch immer auf ihre „Wiedergutmachung“ warten, sehr alte Menschen zum Teil, die keine oder doch nur noch ganz geringe Arbeitsfähigkeiten besitzen.

Die Texte zu den Bildern sprechen für sich selbst.

Man sieht zum Beispiel eine enge, zerfallende Mansarde, in der ein siebzähliges Ehepaar wohnt. Die Mauern sind feucht, es gibt weder Gas noch fließendes Wasser. Das W.C. befindet sich im Hof. Obwohl gichtkrank, müssen die Alten mehrere Treppen heruntersteigen, um ihre Bedürfnisse zu verrichten.

Zwei Schwerkranke hausen in einem Zimmer in einem Haus, das vom Verfall bedroht ist. Das Wasser dringt durch das Fenster in das Zimmer, die Feuchtigkeit tropft von den Mauern.

In einer Mansarde, die nicht mehr regendicht ist, hausen in schrecklicher Enge vier Personen. Die Witwe eines von den Nazis im KZ. umgebrachten Juden, ein geistig gestörter Sohn, zwei Kinder, die noch zur Schule gehen.

Eine vierköpfige Familie vegetiert in zwei winzigen Zimmern. Das eine Küche, das andere Schlafraum für vier Menschen. Der Vater ist unheilbar krank aus einem hitlerischen KZ. zurückgekommen.

Ein noch ergreifenderes Dokument: Ein Schlafzimmer. Die Bewohner sind zu arm, um sich Möbel kaufen zu können. Man schläft zu viert auf Matratzen auf dem Fußboden.

Das ist nur eine kleine Auswahl aus einem erschreckend großen Dossier¹.

K. K. B.

¹ Vgl. auch: Das Unrecht der Wiedergutmachung, in: Helmut Hamerschmidt und Michael Mansfeld: „Der Kurs ist falsch“. München 1956 Verlag Kurt Desch. 81 Seiten. Eine Besprechung dieser sehr zu empfehlenden Schrift bringen wir im nächsten Heft.

Von dem opfermutigen, kürzlich verstorbenen Dr. Ostertag bringen wir aus einem seiner letzten Briefe vom 12. 3. 1956 (s. u. S. 71 f.) an einen Bundesminister den folgenden Absatz:

„... Wir haben eine sehr ausgedehnte Wiedergutmachungspraxis. Jeden Morgen, wenn die Auslandspost kommt, krampft sich mir das Herz zusammen, wenn ich die Briefe von alten und ältesten Leuten lese, die mir ihr Elend schildern. Ich erreiche oft einen Bescheid für einen Mann. Dieser hat vielleicht sechs verschiedene Schäden angemeldet. Die Akten wandern nach und nach zu sechs verschiedenen Referenten. Ich kann dann vielleicht in einer Sache ein paar hundert Mark bekommen und in einem halben Jahr wieder etwas vom nächsten Referenten. Das kommt daher, daß die Leute mangels juristischer Kenntnisse nur auf einzelnen Gebieten eingearbeitet sind. Dem Klienten ist mit den paar hundert Mark nicht geholfen. Bis er den zweiten Teil bekommt, ist vom ersten nichts mehr vorhanden. Junge Leute, das sind solche unter 60 Jahren, die nicht große Not nachweisen können, bekommen überhaupt nichts. Zur Zeit müssen die „jungen“ Leute zwischen 60 und 70 Jahren bei den meisten Wiedergutmachungsämtern überhaupt noch warten, weil die noch älteren an der Reihe sind. Hätten insbesondere auch die jüngeren Berechtigten sofort ihren gesamten Anspruch zur Verfügung, auch wenn er nur DM 5 000—10 000 beträgt, dann könnten sie damit etwas anfangen und sich vielleicht eine kleine Existenz aufbauen.

Ich müßte ein Buch schreiben, wenn ich Ihnen das ganze Elend der Wiedergutmachung schildern wollte ...“

7/5 Gegen das Vergessen

a) Besuch in der Vergangenheit

Was erfahren deutsche Kinder über die Zeit des nationalsozialistischen Regimes? Unter dieser Überschrift veröffentlichte das in Düsseldorf erscheinende Evangelische Sonntagsblatt für das Rheinland, „Der Weg“, in seiner Ausgabe vom 12. August einen bemerkenswerten Aufsatz aus der Feder von Karl Rauch. Wir glauben, unseren Lesern diesen Artikel nicht vorenthalten zu dürfen und geben ihn nachstehend im Wortlaut wieder. — D. Red. der „Allgemeinen Wochenzeitung“

Unweit von Celle beim Heidedorf Bergen befand sich eines der berühmtesten Konzentrationslager, eine der großen Schandstätten des Hitlerregimes. Bei einer Autofahrt von Hamburg nach Hannover habe ich dort im Sommer 1955 Halt gemacht. Odland, Heide. Ab und zu Wacholderbüsche. Sonst wird der Blick dort — weit übers Land schweifend — kaum unterbrochen. Ein ganz schlichtes und sehr hohes, einfaches Holzkreuz. Daneben ein Denkstein mit Aufschriften in vielerlei Sprachen — vom Hebräischen übers Englische, Norwegische bis zum Tschechischen — und davor ein Massengrab neben dem andern. Karge Aufschriften. „1800 Tote“ — „2500 Tote“ — „3000 Tote“. Die Inschrift auf dem Stein sagt, daß hier 30 000 Opfer einer brutalen Vernichtungspolitik eines ungeheuerlichen Verbrechens bestattet wurden.

Zwei Hamburger Jungen — fünfzehn und dreizehn Jahre alt — begleiteten mich auf jener Reise. Flüchtlingskinder, die ich mir von der Flüchtlings-Starthilfe hatte anvertrauen lassen, damit sie ein paar Wochen Erholung am Rhein haben sollten. Sie sahen dies alles hier, dies ihnen Fremde — mit erstaunten und entsetzten Augen. Sie fingen an, von Grab zu Grab und von Aufschrift zu Aufschrift die Toten zusammenzuzählen und ruhten nicht bevor sie dreißigtausend genau beisammen hatten. Plötzlich sagte der Ältere mit schreckhaft verzerrtem Gesicht: „Dreißigtausend Tote! Alle umgebracht! Und das haben alles die Russen getan? Wann war das eigentlich?“ — Auch mein Gesicht verzerrte sich.

Fünfzehn Jahre alt war dieser Junge. Im Jahre 1940 in einem östlichen Vorort Berlins zur Welt gekommen. Den Vater hatte er im Kriege verloren. Seit 1951 lebte er mit Mutter und Geschwistern in einer Hamburger Flüchtlingsiedlung. Er besuchte eine Mittelschule. Er war überdurchschnittlich begabt, aufgeschlossen und lernbegierig. Was für eine Art von Geschichtsunterricht wurde in seiner Schule erteilt?

Ich forderte die beiden Jungen auf, sich mit mir aufs braune Heidefeld zu setzen — mitten zwischen den Gräbern — den Blick auf das hohe Kreuz und ins weite eintönige Land gerichtet. Ich begann, ein Stück zeitgeschichtlichen Unterrichts für sie nachzuholen. Ihre Augen hingen an meinen Lippen. Der Ältere zitterte. Der Kleine drängte sich dicht an mich heran. „Deutsche Männer?“ rief der Ältere entsetzt — „Deutsche Männer wie Sie, wie unser Vater? Gibt es das denn?“ Ich mußte weitersprechen, mußte nicht nur den Rassenkomplex lösen, diese irgendwo angehörte vereinfachende Teufelei, mußte auch das Grauen vor dem eigenen Blute abbauen, mußte den mit äußerster Erregung lauschenden Kindern klarzumachen versuchen, daß es hier nicht um nationalbedingte Minderwertigkeiten geht, sondern um Abgründe, die überall im Menschen aufbrechen können, wenn das Böse entfesselt wird. „Greuel, Grausamkeiten gibt es in der ganzen Welt. Kein Volk ist davor gefeit. Aber hier an dieser Stelle waren es Deutsche. Das geht uns an — mich genauso wie jeden von euch. Prägt euch das ein, erzählt es euren Kameraden in der Schule, wenn ihr wieder nach Hause kommt! Bittet euren Lehrer darum, daß er euch mehr davon erzählt!“ Und ich lehrte sie auch die Wegweisung, die von dieser Stätte jeder mitnehmen muß: mit all seiner Kraft beizutragen, daß derartiges sich nicht wiederholt, daß an die Stelle des Mordes die Hilfe aller Menschen untereinander treten muß, wenn je die Welt weiterkommen soll... Stumm stiegen wir wieder in unseren Wagen und fuhren weiter... Gut acht Tage darauf — bei einer Wanderung auf dem Rheinhöhenweg — fragte mich plötzlich, ein ganz anderes Gespräch jäh unterbrechend, der Fünfzehnjährige: „Und warum führen die Schulen nicht alle Jungen und Mädchen dorthin nach Belsen und zeigen ihnen, was dort geschehen ist?“ — Ja, warum eigentlich nicht? Und warum trafen wir an jenem Nachmittag vor jenen Gräbern nur zwei britische Soldaten und gar keinen Deutschen?

(Aus: „Allgemeine Wochenzeitung“ XI [Düsseldorf, 31. 8. 56] 22.)

*

b) Der Film „Nacht und Nebel“ in Deutschland vorgeführt

„Nacht und Nebel“ hatte — einst — den Nazis als Code-Wort für die Massendeportation in die Vernichtungslager gedient. Unter Verwendung dieses Decknamens für den systematischen Menschenmord in den KZs. war in Frankreich der Kurzfilm „Nuit et Brouillard“ von Alain Resnais entstanden. Ursprünglich sollte dieser Film, weil künstlerisch wertvoll, im Rahmen der diesjährigen Filmfestspiele in Cannes gezeigt und in die Konkurrenz einbezogen werden. Plötzlich aber erfolgte ein „Rückzieher“: der französische Festspielausschuß setzte den Film ab, nachdem die deutsche Botschaft in Paris bei der französischen Regierung gegen die Vorführung des Streifens Bedenken vorgetragen hatte. Dieser Vorfall löste in der französischen Öffentlichkeit beträchtliche Empörung aus und erregte auch in deutschen Kreisen erhebliches Aufsehen. In letzter Minute erfolgte eine Kompromißlösung in der Form, daß „Nacht und Nebel“ außerhalb der Konkurrenz in Cannes gezeigt werden dürfe.

(Aus: „Aufbau“ XXII/19, 11. 5. 56)

Der bei den Filmfestspielen in Cannes auf Einspruch Bonns zurückgezogene französische Dokumentarfilm „Nuit et Brouillard“ wurde dann bei einer Sonderveranstaltung in Berlin gezeigt.

Carlo Schmid, der Bonner SPD-Abgeordnete, erklärte, nur wenn das deutsche Volk das in seinem Namen begangene Unrecht nicht vergißt, werde es dem Ausland möglich sein, es zu vergessen [s. u. S. 40].

Die Anwesenden sahen den Film schweigend und mit Tränen in den Augen an. Es gab nicht den leisesten Widerspruch und nur das einstimmige Verlangen, daß man diesen 30-Minuten-Film in allen deutschen Kinos als Vorfilm zeigen solle. (Aus: „Aufbau“ XXII, [New York, 13. 7. 56] 28, S. 15)

Der Film, der Leben und Sterben in den deutschen Konzentrationslagern der nationalsozialistischen Zeit zeigt, wurde Anfang Juli 1956 auch in Bonn aufgeführt. Die Deutsche Presse-Agentur (dpa) berichtet darüber:

Die Aufführung war von Kreisen der Bundeszentrale für Heimatdienst veranlaßt worden, die bei dieser Gelegenheit die Zuschauer mit einem Fragebogen zur Stellungnahme für oder gegen eine öffentliche Vorführung des Films aufforderte. Gefragt wurde auch, ob man den Film für objektiv-dokumentarisch oder tendenziös halte. Die Auswertung der Fragebogen ergab eine überwiegende Mehrzahl der Stimmen, die eine öffentliche Aufführung befürworteten und den Film als objektiv beurteilten. In der gleichen Veranstaltung wurden dokumentarische Filmstreifen aus dem Prozeß gegen die Männer des 20. Juli gezeigt.

„Nacht und Nebel“ wurde am vergangenen Sonntag auf Einladung des Kongreßverbandes für Freiheit und Kultur auch in Berlin vor einem geladenen Publikum gezeigt. Wegen der sehr großen Nachfrage nach Eintrittskarten wurde die Aufführung am Montag und Dienstag wiederholt.

Weitere Abstimmung über „Nacht und Nebel“

Der französische Dokumentarfilm über die nationalsozialistischen Konzentrationslager, „Nacht und Nebel“, wurde vor kurzem auch in drei Sondervorstellungen in München gezeigt. Die Veranstaltungen wurden von etwa 2000 Personen besucht. Bei dieser Gelegenheit führte die Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Akademiker Münchens eine Fragebogen-Aktion durch, die den Film betraf. 341 Besucher füllten den ihnen vorgelegten Fragebogen aus. Davon bezeichneten 325 den Film als objektiv und gerecht, 1,8 Prozent aber als tendenziös, antideutsch und ressentimentgeladen. Die Aufführung des französischen Streifens in Deutschland zur Aufklärung des Volkes über die Verbrechen des NS-Regimes wurde von 94,5 Prozent befürwortet, von 2,9 bzw. 2,6 Prozent aber als unnötig oder schädlich abgelehnt. Nur 57,4 Prozent der Befragten vertraten die Ansicht, daß der Film geeignet sei, das deutsche Volk aufzurütteln. 21,9 Prozent waren überzeugt, daß er die Bevölkerung kalt lasse, 20,7 Prozent glaubten, daß er durch seine Schockwirkung abstoßend werde. Der Vorschlag, den Film möglichst breiten Schichten des Volkes und besonders der Jugend zu zeigen, wurde von 84,7 Prozent der Befragten für gut befunden. 10,6 Prozent sprachen sich für eine Aufführung vor interessierten Kreisen aus, während 16 Prozent gegen eine Aufführung von „Nacht und Nebel“ in Deutschland waren.

(Aus: Allgemeine Wochenzeitung XI/19. [Düsseldorf, 10. 8. 1956])

c) Sollen wir vergessen?

Von Professor Dr. Franz Böhm
im Kölner Mittwochgespräch vom 4. 7. 1956

Marion Gräfin Donhoff, Chefredakteurin der „Zeit“, die zu der Gruppe vom 20. Juli gehörte, schilderte in der Monatsbeilage des „Aufbau“ Nr. 44 (XXII/35) vom 31. 8. 1956 das Kölner „Mittwochgespräch“, bei dem Professor Carlo Schmid und Professor Franz Böhm über das Thema „Darf man vergessen?“ sprachen. Es heißt da: Es war das 200. Mal, daß der Buchhändler Ludwig zu einem „Mittwoch-Gespräch“ im Kölner Bahnhof geladen hatte. Thema: „Darf man vergessen?“ Das mochte zwar vieles bedeuten, aber irgendwo wußte man: Es ging um das, was Deutschland in der Hitlerzeit den Juden angetan hatte. Ein „heißes Eisen“ also. Heiß, nicht etwa, weil Antisemitismus heute in Deutschland ein besonders aktuelles Thema wäre, sondern wegen des allgemeinen, oft ganz unbewußten Wunsches, einen Vorhang vor die Vergangenheit zu ziehen. Als ich mich durch den Wirrwarr von Bretterverschlägen, die den Umbau des Bahnhofs charakterisieren, hindurchgefunden habe und die Stufen zum Wartesaal heruntergestiegen bin, ist der Raum bereits überfüllt. Hinter blauen Rauchschwaden, im gelben Schein elektrischer Beleuchtung, ragt die massive Gestalt von Carlo Schmid empor. Daneben der kleine schmächtige „Hausherr“, der Buchhändler Ludwig, und der CDU-Abgeordnete Professor Franz Böhm (Schwiegersohn von Ricarda Hüch), der seinerzeit die Wiedergutmachungsverhandlungen mit dem Staate Israel geführt hat. Die Stühle sind zu Reihen eng zusammengedrückt, die Tische an die Wände gestellt. Darauf sitzen, dicht bei dicht, junge Leute, und hinter ihnen steht noch eine

Reihe aufrecht auf den Tischen und lehnt mit dem Rücken gegen die Wand. Die Theke ist vorübergehend geschlossen. Man fühlt sich ohne große Umschweife sogleich zu Hause in dieser „Wartesaal-Atmosphäre“, in der alles Provisorium ist, Aufbruch und unverbindliches Zusammensein. Und fast scheint die Wirklichkeit da draußen im hellen Sonnenlicht mit aller Prosperität nur Trug und dies hier ist die eigentliche Realität.

Ich schiebe mich durch die Menge. Zwei jüngere Leute — sie mochten als Schüler gerade noch das Ende der Zeit erlebt haben, von der hier die Rede sein soll — rücken noch enger zusammen und verschaffen mir einen Viertelsitzplatz auf der Tischkante. Es mögen etwa 600 Leute in dem verhältnismäßig kleinen, winkligen Raum zusammengedrängt sein. Eine merkwürdige Versammlung: alte, vornehm aussehende Damen, grauhaarige Herren mit großer Hornbrille, in Loden gehüllte rustikale Erscheinungen, ein Bierkutscher in weiß gestreifter Leinenjacke mit dunkelblauer Schürze und viele, sehr viele junge und ganz junge Leute. Professor Böhm sagt gerade, das Thema lautet: „Dürfen wir vergessen?“ Was denn eigentlich? Jene Jahre, in denen so viel von Vaterland, Ehre und Tugend die Rede war?

Inzwischen ist Carlo Schmid aufgestanden: „Tun wir doch nicht so, als ob wir hier alle einig wären! Wir müssen uns mit diesen Fragen auseinandersetzen, nicht weil ich glaube, daß der *Neonazismus* eine echte Gefahr sei, sondern weil die Neigung, alles zu *verdrängen*, eine Gefahr für unsere Seele ist. Es bilden sich Abszesse, die eines Tages *aufbrechen* können. Sie wissen, daß im Zuge der sogenannten Endlösung sechs bis sieben Millionen Juden umgebracht wurden. Zwar gibt es viele, die sagen ganz einfach: „Diese Zahlen sind eine Erfindung der Sieger des zweiten Weltkrieges.“ Ich aber sage Ihnen: Wir sind im Besitz eines Dokuments, nämlich der Zeugenaussage des Mannes, der vom 1. Mai 1940 bis zum 1. Dezember 1943 Kommandant von Auschwitz war — Hoss hieß er —, und der angibt, daß dort allein während dieser Zeit zweieinhalb Millionen Juden vergast wurden und eine halbe Million an Hunger und Krankheit zugrunde ging. Und wir haben ein weiteres Dokument, eine Meldung von Budapest nach Berlin, die besagt, daß in den Monaten von April bis Juli 1944 nicht weniger als 430 000 ungarische Juden nach Auschwitz zur Vernichtung transportiert worden sind. Und ich sage Ihnen: es gibt noch viele andere Zeugnisse und Dokumente.“

Im folgenden bringen wir auszugsweise die Rede von Prof. Böhm.

Wenn man mich fragte: Sollen wir Deutsche denjenigen Deutschen *vergeben*, die sich mitschuldig an den furchtbaren Massenverbrechen gemacht haben, die im Dritten Reich begangen worden sind, so würde ich mit einem Bismarckwort antworten, das lautet: Wir haben hier keines Richteramtes zu walten, sondern deutsche Politik zu treiben. Wenn man aber fragt: Sollen wir Deutsche *vergessen*, was bei uns von 1933 bis 1945 geschehen ist, dann kann ich nur sagen: Das könnte denen, die eine solche Frage stellen, so passen!

Vergessen, das darf das Ausland. Aber wir Deutsche dürfen nicht vergessen, gerade wenn wir hoffen, daß die Welt vergißt. Wir dürfen nicht vergessen, wenn wir unser Vaterland lieben, wenn uns dieses Vaterland mehr ist als eine politische Gemeinschaft von Menschen verwandter Abstammung oder von Menschen, die den gleichen germanischen Dialekt sprechen, nämlich eine Gemeinschaft, die sich den edlen und großen Vorbildern verpflichtet weiß, die unser Volk hervorgebracht hat. Sein Vaterland lieben, das heißt vor allem, die guten und edlen Überlieferungen seines Volkes gegen diejenigen verteidigen, die sie verfälschen, erniedrigen, sie durch schmutzige, unedle, rohe, gehässige Grundsätze und Handlungen verdrängen wollen...

Als Hitler bei uns herrschte, da waren wir Deutsche in Gefahr, unser Vaterland von innen her zu verlieren. Denn was bedeutet es anderes, als einen Verlust von Deutschland, wenn bei uns eine Lehre aufkommt, die uns befiehlt, die Juden, lebendige Menschen und Glieder eines durch Religion gestifteten und geeinten Volks, zu einem großen Teil unsere deutschen Mitbürger, als eine verworfene Rasse zu verachten, die es für eine Pflicht aller Deutschen erklärt, die Juden zu beleidigen, ihren Umgang zu meiden, als seien sie Aussätzige, ihnen jedes Erbarmen zu versagen, sie anzuzeigen, wenn sie ohne den Judenstern auf der Straße gehen oder wenn sie die Elektrische benutzen oder sich auf einer Bank ausruhen, die jeden mit Strafe bedroht, der einen Juden beherbergt, ihm Nahrungsmittel oder Brotmarken gibt, ihn in seinem Luftschutzkeller duldet oder gar ihn bei sich beschäftigt? Was ist das für ein Vaterland, das von mir verlangt, stillzuhalten, wenn immer neue Juden aus meiner Bekanntschaft oder Nachbarschaft abgeholt werden, wenn sie auf Nimmerwiedersehen verschwinden, obwohl wir alle wuß-

ten — alle, ohne Ausnahme! — daß etwas Unheimliches und wahrscheinlich Furchtbares mit ihnen vorging, und jeder von uns — jeder, ohne Ausnahme! — wußte, was das für Menschen waren, denen diese Unglücklichen in die Hände fielen. Wir mußten uns erniedrigen, mußten uns stellen, als bemerkten wir nichts oder als billigten wir, was wir bemerkten, und mußten zusehen, wie wir uns alle erniedrigten, wie wir von Angst erfaßt waren, wie wir uns von Tag zu Tag benahmen wie charakterlose, elende, feige Menschen. Was hatten wir als Deutsche mit einer Regierung zu schaffen, die jeden, der sich zu den Grundsätzen der Humanität bekennen sollte, für einen „Lumpen“ erklärte? Und was gehen uns die Deutschen an, die damals solche Schändlichkeiten glaubten, als seien es Heilslehren, die sich über die rohe und üble Sprache freuten, die in tosenden, minutenlangen Beifall ausbrachen, wenn solche Sätze ausgesprochen wurden? Was hat das mit deutschen Überlieferungen zu tun, wenn die Nationalsozialisten forderten, die Deutschen müßten die Eigenschaften von Bestien in sich züchten, weil man nur mit solchen Eigenschaften den Lebensraum zusammenrauben kann, den man für die Nachzucht ebensolcher Bestien braucht? Was geht uns Deutsche der Lebensraum an und das Volk, das auf diesem Lebensraum siedelt, wenn dort eine Staats- und Volksgesinnung herrscht, die den Menschen eine Moral von Kellerasseln, Haifischen, Hyänen und Giftschlangen predigt? Dabei muß man diese Tiere noch um Vergebung bitten: denn auch sie haben nichts zu tun mit Menschen, die von ihrer eigenen Art abfallen und ihre eigene Natur verraten.

Und das alles sollten wir vergessen? Diese fürchterliche Gefahr, die sich wiederholen kann, wenn wir uns nicht vorsehen? Bevor die Nationalsozialisten zur Macht kamen, haben wir diese Schmutzlehren nicht ernst genommen. Das war ein Leichtsin, der uns teuer zu stehen gekommen ist. Als sie dann in der Macht saßen, haben wir uns über diese Schmutzlehren hinweggehört, sie ins Gebildete übersetzt, sie verharmlost, verzuckert und beschönigt. Dabei haben wir Schaden genommen an unserem Charakter, an unserer Seele. Und heute, nachdem das Unheil von uns abgewendet worden ist, sind wir im Begriff, sie zu vergessen, heute fordert man uns auf, sie zu vergessen, heute überlegen wir uns in allem Ernst, ob wir dieser Forderung nicht entsprechen sollen. Nun, wenn wir auch das noch tun, dann kann man getrost von uns sagen: Wie man lebt, so stirbt man auch.

Wer sind eigentlich die Leute, die uns heute das Vergessen predigen? Nun, sie setzen sich aus zwei Gruppen zusammen. Die eine davon ist groß und gedankenlos, und die andere ist klein und gefährlich. Die große Gruppe besteht aus der Masse derjenigen Deutschen, die damals aus Blindheit, Irrtum, Illusion oder Berechnung, also aus irgendeiner Spielart von gemeiner Lebensliebe, wie das Jakob Burckhardt genannt hat, mitgelaufen sind, die sich bis zum Schluß geistig und moralisch niemals freigeschwommen haben, denen das aber heute leid tut. Diese wollen begreiflicherweise nicht immer wieder an ihren Irrtum, an ihre Schwäche erinnert werden...

Die zweite und kleine Gruppe setzt sich aus denjenigen zusammen, die der schändlichen Irrlehre oder einer ähnlichen auch heute noch anhängen, die nach wie vor die Demokratie, den Rechtsstaat, die Humanität, das Gewissen, die Rechtsschaffenheit verabscheuen, die nur ein Regime der Härte, der Gewalt, der Entwürdigung des Menschen, der Unterwerfung der Gutgesinnten unter die Schaffstiefel der Aktivisten und Berufsrevolutionäre gelten lassen. Diese sind aus sehr naheliegenden Gründen daran interessiert, daß wir vergessen. Und weil sie uns für sentimentale Schwächlinge halten, so schicken sie die Masse der Mitläufer und Verführten vor, als „Mitleidsgarde“, wie sich Goebbels einmal ausgedrückt hat. Sie blicken uns scheinheilig an und sagen: Herzenstakt geht vor Selbstverteidigung. Ihr seid doch Christen und Demokraten! Für so töricht und feige halten sie uns. „Sollten wir den Krieg verlieren“, so soll Goebbels einmal gesagt haben. „dann werden wir eine Mitleidspropaganda starten, wie sie die Welt noch nie gesehen hat.“

Angenommen, wir würden ihnen gehorchen und vergessen. Ist irgend jemand hier in diesem Saal, der glaubt, daß wir mit einer solchen Tat diesen Menschen ihren eigenen Haß abkaufen könnten, den sie gegen uns im Herzen tragen und den sie uns fühlen lassen werden, wenn sie dazu wieder einmal in der Lage sein werden, schrecklicher und mitleidloser als zuvor? Wir haben ihren Schiffbruch miterlebt; das werden sie uns niemals verzeihen. Wir sind keine politischen Gangster, wir schinden niemanden in Konzentrationslagern, wir hetzen niemanden als Zwangs- und Strafarbeiter zu Tode, wir liquidieren niemanden; auch das werden sie uns nicht verzeihen. Sie halten uns für harmlos, ungefährlich, tatscheu und dumm; dieses werden sie uns erst recht nicht verzeihen.

Es kommen noch zwei weitere Gründe hinzu, warum wir nicht vergessen dürfen. Es handelt sich bei den Nationalsozialisten nicht um Menschen, die im privaten Leben Verbrecher wären. Wohl aber um Menschen, die sich zu einer erbarmungslosen, unmenschlichen politischen „Weltanschauung“ bekennen und im Dienst dieser Weltanschauung zu jedem Verbrechen fähig und bereit sind. Solange sie die politische Macht noch nicht besitzen, vergiften sie die Herzen der Menschen und vor allem der Jugend mit ihrer verbrecherischen Irrelle. Und wenn sie die Macht besitzen, dann befehlen und begehen sie die Verbrechen, die sie für nötig halten, um ihre Ziele zu erreichen, und noch eine große Reihe weiterer Verbrechen dazu, die keinen Zweck haben, sondern bloß begangen werden, damit der Terror nicht einrostet und weil es strafflos geschehen kann. Aus dieser Einsicht ergibt sich für uns die Pflicht, uns für diese Irrelle zu interessieren und ihre Ausbreitung mit allen Mitteln, auch mit dem Entzug der Grundrechte, die dem Schutz der freien Meinungsäußerung dienen, zu verhindern. Vor allem aber die Pflicht, den Wiedererwerb der politischen Gewalt von unserem Lande abzuwehren, koste es, was es wolle. Es darf in unserem Lande *keine legale Revolution* von Richtungen mehr geben, die eine Gewaltherrschaft anstreben. Wenn jemals in unserem Lande eine auf Gewaltherrschaft abzielende politische Bewegung ihre Hand wieder nach dem Staatssteuer ausstrecken sollte, dann dürfen wir sie niemals wieder durch die verfassungsmäßige Vordertür hereinlassen, sondern dann müssen wir sie zwingen, zur Gewalt zu greifen. Und dieser Gewalt muß Gewalt bis zum äußersten entgegengesetzt werden. Der hat keine wahre Vaterlandsliebe, der sein Leben nur gegen äußere Feinde aufs Spiel setzt, gegen Verderber von innen her aber nicht...

Die Einsicht und die Ungleichheit der Lage, in der sich die Gewissenhaften beim Kampf gegen die Gewissenlosen befinden, verbietet es uns aber auch, das, was geschehen ist, aus bloßem Taktgefühl gegen die Schwachen und Mitläufer zu vergessen. Denn diese Massen der Schwachen und Mitläufer sind es leider, die mit ihrer Furchtsamkeit, mit ihrer Neigung zur Krokodilanbetung und zur Unterwerfung unter jeden hinreichend brutalen Willen die Erfolgsaussichten politischer Gewaltlehren so unverhältnismäßig vergrößern und die Gegenwirkung der Gewissenhaften gegen solche Gewaltlehren vor und nach ihrem Sieg so unverhältnismäßig erschweren. Sie müssen es deshalb schon ertragen, wenn wir die furchtbaren Erfahrungen unserer jüngsten nationalen Vergangenheit *nicht in Vergessenheit* geraten lassen; ja, sie sollten uns dafür danken.

Was aber die überzeugten Aktivisten nationalistischer Gewaltlehren betrifft, so werden sie es freilich als *Provokation* empfinden, wenn wir mit dem Nichtvergessen Ernst machen. Eine solche Provokation ist aber unerläßlich und nötig. Die Gewaltanbeter müssen vor die Wahl gestellt werden, ob sie die Provokation einstecken oder ob sie zurückschlagen wollen. Stecken sie sie ein, dann werden ihnen ihre Anhänger davonlaufen. Schlagen sie aber zurück, dann müssen sie ihre wahre brutale Natur offenbaren, und zwar schon heute, wo es noch nicht zu spät ist. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Auch für gute Ziele, für Freiheit, Recht und Menschlichkeit

müssen Opfer gebracht und Gefahren in Kauf genommen werden. Ein Volk, das etwas auf sich hält, verläßt sich nicht auf die Polizei und auf Verfassungsschutzämter. Eines der Opfer aber, die wir bringen, und eine der Gefahren, die wir in Kauf nehmen müssen, ist, daß wir *nicht vergessen*. Wir werden auch niemals vergessen, was sich ereignet hat und was sich immer wieder ereignen kann, wenn ein Volk seine Regierung mit solcher Gewalt ausstattet, wie wir das im Jahr 1933 getan haben. Niemals, niemals mehr werden wir eine solche Gewaltfülle in die Hand einzelner Deutscher legen!

Das Nichtvergessen hat aber auch eine moralische Seite. Auf sie hat vor kurzem der bekannte deutsche Philosoph Professor Theodor Litt in einer Diskussion hingewiesen. Das Nichtvergessen ist ganz einfach ein Gebot unserer Selbstachtung. Es ist eine Regung des moralischen Mutes, der Wahrheitsliebe, eine sittliche Pflicht, die wir den zahllosen Unglücklichen schulden, die da Leid tragen von der Hand der Deutschen und Furcht davor, daß sich diese Hand noch einmal erheben, daß sich das deutsche Antlitz noch einmal zur erbarmungslosen Fratze verzerren könnte.

d) Bekenntnis am Ehrenmal

Ein evangelischer Pfarrer aus Württemberg schrieb uns im November des letzten Jahres

„Da ich bei den Artikeln und Reden zum Volkstrauertag viel vermisst habe — wohl nicht als einziger! — habe ich in meinem ganz kleinen Bereich einer Landpfarre versucht, einiges nachzuholen, als mir die Rede am Ehrenmal übertragen wurde. Ich hatte mich auf leidenschaftlichen Protest und manche Anfeindung gefaßt gemacht — aber das Gegenteil ist eingetroffen. Bis an den Wirtshaustisch äußerte man Dankbarkeit und Anerkennung für den Trost, der darin lag, daß man die Schuld einmal wieder beim Namen nannte. (Zum Teil vielleicht deshalb, weil es nun freiwillig geschehen kann, im Vergleich mit den ersten Jahren nach 1945!)“

Ich glaubte, Ihnen diese erfreuliche kleine Erfahrung mitteilen zu sollen. Wir geben diese Rede auszugsweise hier wieder

Liebe Rotenberger Freunde!

Wir sind hier zusammengekommen, um dessen zu gedenken, was wir nicht vergessen wollen. Vor uns stehen die Namen derer eingemeißelt, deren Leben viel zu früh abgebrochen worden ist, und wenn wir nun an alle diese jungen Menschen denken, dann fallen uns die Eltern ein, die ihre Hoffnungen auf sie gesetzt haben, und die dann der Tod schmerzlich enttäuscht hat. Es fallen uns die Kinder ein, die ihre Jugend ohne den Schutz des Vaters durchleben mußten. Wir gedenken des ganzen Elends, das der Krieg über viele Familien unseres Dorfes gebracht hat, aber wir denken zugleich auch an die Opfer des Bombenkrieges in den Städten, und an die ungezählten Toten, die die Flucht aus den Ostgebieten gefordert hat. Wir denken an das harte Schicksal der Kriegsgefangenen in Rußland, dem viele erlegen sind, und wir gedenken der Opfer, die die russische Besetzung des östlichen Deutschland gefordert hat. Wieviel namenloses Leid ist da über unser Volk hereingebrochen!

Wir fragen uns wohl, liebe Versammlung; wozu ist dies alles geschehen? Wozu war es gut, und, wenn es schlimm war, wer trägt die Schuld an all dem namenlosen Elend?...

Das deutsche Volk muß leider zugeben, wir sind auf einen Verräter hereingefallen, denn Hitler hat das deutsche Volk verraten. — Eine besonders dankbare Würdigung verdient deshalb das Opfer der Generale, die in der sehr einsamen und mutigen Entscheidung ihres allein vor Gott verantwortlichen Gewissens die Tat unternommen haben, die weiteres Blutvergießen verhütet hätte, wenn sie gelungen wäre...

Wir müssen auch der Opfer in den Gaskammern gedenken, die für nichts büßen sollten, als daß ihre Eltern jüdischer Abstammung waren, und hier, vor dem Krieger Ehrenmal, fällt mir ein, wie an einem 9. November 1938 die Namen der Juden, die sich im ersten Weltkrieg für unser Vaterland geopfert hatten, aus dem Denkmal herausgemeißelt worden sind. So wenig dankbar war damals das Vaterland!

Liebe Brüder! Es ist wirklich eine Last von Traurigkeit, die uns am heutigen Tag befallen muß, und der Volkstrauertag hat wirklich seinen guten Sinn!

Nun gibt es vom Apostel Paulus ein Wort über die Traurigkeit, das uns die Trauer des heutigen Tages tragen helfen und uns trösten soll:

„Die göttliche Traurigkeit wirket zur Seligkeit eine Reue, die niemand gereuet; die Traurigkeit der Welt aber wirket den Tod“ (2. Kor 7, 10).

Traurigkeit der Welt wäre es nun, wenn wir andere anklagen wollten. Dies wäre unser Tod.

Traurigkeit, die Gott gefällt, ist es aber, wenn wir unsere eigene Schuld sehen, gestehen, und künftig zu vermeiden fleißig sind. Wenn wir dies lernen können, dann wird unsere Trauer uns aufrichten. Dann war auch das Opfer der vielen Getöteten, deren wir in Dankbarkeit gedenken wollen, nicht umsonst!

Liebe Brüder! Laßt uns die Bitte um Vergebung, für uns und unsere Mitmenschen, die Bitte um Vergebung, die unsere Trauer zur Seligkeit führen soll, miteinander aussprechen in dem Gebet des Herrn! Unser Vater!...

7/6) Ahasver?¹

Die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Frankfurt am Main hatte zu einer Wiederholung des Hörspiels „Ahasver“ von Walter Jens eingeladen, das vor einiger Zeit vom Hessischen Rundfunk gesendet worden war. Viel zu wenige leisteten der Einladung Folge, um noch einmal die fast groteske Moritat vom ewig gehetzten und beschimpften Juden zu hören: die Geschichte des Berliner Chirurgen Albrecht Busch. Als Jude aus Deutschland geflohen, als Deutscher in Frankreich verachtet, von der Familie getrennt, interniert, muß er wieder vor den Deutschen fliehen; kaum in Südfrankreich untergetaucht, wird er an die Gestapo verraten; es gelingt ihm, sich in die Schweiz durchzuschlagen, um dort wie ein Verbrecher eingesperrt zu werden; bei der Zwangsarbeit erfährt er, daß seine Frau und sein Freund in einem Konzentrationslager ermordet worden sind. Nach Ende des Krieges will er, trotz allem was geschehen ist, wieder nach Deutschland zurück, und muß sich deswegen von einem Vertreter seines eigenen Volkes, der ihn aufgefordert hatte, in den neuen israelischen Staat zu kommen, beschimpfen und ächten lassen. Der einsame Überlebende fängt in der alten Heimat seine Arbeit an, doch auch hier sieht er sich mißverstanden und gefürchtet als ein dauernder Vorwurf für das Verbrechen, das Deutschland an den Juden begangen hat. Gebrochen zieht er sich zurück. Und nochmals will er von vorne beginnen, will versuchen, zu helfen und irgendwo Liebe zu finden, — da stirbt er.

Am Grabe des endlich zur Ruhe Gekommenen steht ein Freund und läßt die einzelnen Stationen dieses Leidensweges vor seiner Erinnerung ablaufen. Der grausame Reigen von Hoffnung und immer tieferer Enttäuschung, von Anerkennung und Verachtung, von Flucht und Rettung, die nur zu neuer Bedrohung führt, zu Beschimpfung, Demütigung, Angst, bis der Gequälte es nicht mehr ertragen kann, wenn jemand ein freundliches Wort zu ihm spricht, — kann dieses sinnlose Schicksal überhaupt Sprache werden? Kann man ihm dadurch einen Sinn verleihen, daß man ein vorgegebenes Schema unterlegt, den Mythos vom Ewigen Juden? Walter Jens versucht es, aber der feierliche Legendenton am Anfang und Ende des Hörspiels bleibt hilflos und unwahr. Das sinnlose Leiden spottet jeder Verklärung zu Mythos und Legende.

Hat es durch sich selbst einen Sinn? Die Hoffnung, die den Gehetzten aufrechterhält und ihm immer wieder neuen Mut gibt, richtet sich auf Arbeit, Anerkennung, ein friedliches Leben im Kreis der Familie, im eigenen Haus, auf ein privates Glück also, das doch im Abgrund des Hasses und der Gewalt untergehen muß. Die Hoffnung des einzelnen ist zur Lächerlichkeit verdammt. Sein Schicksal zählt nicht. Das Mitgefühl, das man ihm zollt, bleibt ohnmächtig. Denn es geht

ja nicht nur um die Verfolgung eines einzelnen, sondern um das grausame Verbrechen gegenüber Ungezählten, von denen jeder der gleichen Angst sich ausgeliefert sah, allein aber seine Verzweiflung ertragen mußte.

An einigen Stellen des Hörspiels jedoch schafft sich das unmenschliche Geschehen seine eigene Sprache in einer Folge knapper fragmentarischer Szenen, deren harte Fügung gerade der Sinnlosigkeit dieses Leidens Ausdruck gibt und eine allzu bequeme Einfühlung des Publikums verhindert. Mitgefühl mit dem einzelnen würde vergessen lassen, was Millionen erduldeten. Nur die Brüche in der Darstellung eines privaten Schicksals können es bewußtmachen, daß das am einzelnen begangene Unrecht auch das Unrecht an zahllosen anderen war. Deren Angst und Blut vermag die mythologische Hülse von Ahasver nicht zu fassen. Der Versuch von Walter Jens, dem Schicksal des Albrecht Busch Symbolkraft zu verleihen, mußte mißlingen; es bleibt letztlich doch das Schicksal eines einzelnen. Vielleicht könnte aber einer, der im verzweifelten Kampf und im Unterliegen noch den Glauben an die Rettung aller anderen festhielt, das Bild einer Hoffnung abgeben, ohne die jede künstlerische Form zur Lüge wird, zur Verleugnung des Stoffes und seines eigenen Ausdrucks von Leiden.

Es gehört heute fast schon Mut dazu, die Wand, die vor der peinlichen Vergangenheit aufgerichtet wurde, zu durchbrechen und das Verdrängte wieder bewußt zu machen. Das Hörspiel von Walter Jens wagt es, das beim Namen zu nennen, was die Öffentlichkeit lieber verschwiegen haben möchte. Es zeigt aber auch, daß es schier unmöglich ist, mit den Mitteln der Sprache, sich dem systematisierten Wahnsinn des Faschismus zu stellen. Eine symbolische Gestaltung, die im besonderen das allgemeine Wort werden läßt, ist durch den Stoff selbst ausgeschlossen. Er hat als totalitäres System der Angst und der Grausamkeit seine eigene Form: den tierischen Schrei und das Verstummen des Opfers. Zwischen der nüchternen Dokumentation, die mit ihrem schonungslosen Hinweis auf Zah'en und Fakten nichts von den Schrecken und Qualen des einzelnen verrät, und der psychologischen Darstellung eines privaten Schicksals, die über der persönlichen Anteilnahme das Ausmaß des Grauens vergessen läßt, bleibt im künstlerischen Bereich fast nur die Resignation, das Abbrechen der Aussage, — so wie im moralischen Bereich zwischen der verharmlosenden Verinnerlichung der Schuld und ihrer Verdinglichung zur bloß materiellen Wiedergutmachung die immer neue, peinigende Ratlosigkeit steht. Rezepte kann es nicht geben, für keinen der beiden Bereiche. Und das ist gut so. Sie würden nur zu Sicherheit und Gleichgültigkeit verführen und schließlich zum Vergessen, dem ersten Schritt zu einem neuen Verbrechen.

Karl Markus Michel

7/7) Sicherung und Betreuung jüdischer Friedhöfe

Bundesinnenminister Dr Schröder hat dem Zentralrat der Juden in Deutschland anlaßlich des Rosch Hashanah-Festes eine Glückwunschbotschaft übersandt, die wir nachstehend im Wortlaut wiedergeben:

Im Bewußtsein des mannigfaltigen Anteils jüdischen Geistes am deutschen Kulturerbe und erfüllt von dem Streben, unseren jüdischen Mitbürgern, die soviel in Deutschland gelitten haben, Gerechtigkeit und Freiheit zu sichern, übermittele ich dem Zentralrat der Juden in Deutschland zu Rosch Haschanah 5717 meine besten Segenswünsche für ein glückliches neues Jahr.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich Ihnen folgenden Beschluß der Bundesregierung mitteilen:

„Ausgehend von der in der feierlichen Erklärung der Bundesregierung zur Judenfrage vom 27. Sept. 1951 anerkannten Verpflichtung zur moralischen und materiellen Wiedergutmachung der durch die Verfolgungsmaßnahmen des nationalsozialistischen Regimes entstandenen Schäden wird die Bundesregierung zusammen mit den Ländern anstelle der

¹ Mit freundlicher Erlaubnis der Schriftleitung der „Frankfurter Hefte“ veröffentlichten wir den dort (11/7/Juli 1956, S. 511 f.) erschienenen Beitrag

vernichteten jüdischen Gemeinden für die Sicherung und Betreuung der jüdischen Friedhöfe in der Bundesrepublik sorgen. Zu diesem Zweck werden jährlich im Haushalt des Bundes Beihilfen für die Pflege der Friedhöfe bereitgestellt, die der Verstärkung der entsprechenden Landesmittel dienen.

Die näheren Einzelheiten über die Durchführung der Sicherung und Betreuung werden durch eine Abmachung mit den jüdischen Repräsentanten im Zusammenwirken mit den Ländern geregelt werden.“

Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung

gez. Dr. Schröder
Bundesinnenminister

(Aus: Allgemeine Wochenzeitung der Juden [XI/23] Düsseldorf vom 5. 9. 1956.) Das Blatt schreibt ferner dazu:

Die Verfolgungshandlungen, die in Deutschland dazu geführt haben, eine blühende jüdische Gemeinschaft von mehr als 600 000 Menschen zu einer kleinen Gruppe zu dezimieren, haben neben vielen anderen Konsequenzen das tragische Problem der Erhaltung und Wiederinstandsetzung der jüdischen Friedhöfe geschaffen. Es gibt ihrer Tausende an Orten, wo eine jüdische Gemeinde nicht mehr existiert. Diese Stätten, die nach der jüdischen Tradition immer erhalten werden sollen, sind von ruchloser Menschenhand oder durch äußere Einflüsse, denen niemand gewehrt hat, vielfach beschädigt, verwahrlost, zerstört. Seit Jahren bemüht sich der Zentralrat der Juden in Deutschland, im Einvernehmen mit den jüdischen Organisationen des Auslandes, um eine gesetzliche Regelung, die den Gedanken der Wiedergutmachung im Geiste echter Humanität auf diesem Gebiet verwirklicht. Die Botschaft der Bundesregierung an den Zentralrat der Juden in Deutschland, die zum Jahreswechsel vom Kabinett beschlossen wurde, ist daher mit Genugtuung zu begrüßen. In dieser Erklärung, die sich auf die von allen Parteien gebilligte Deklaration des Bundeskanzlers vom 27. September 1951 stützt, wird die Verpflichtung zur Sicherung und Betreuung der geschlossenen Friedhöfe niedergelegt. Es handelt sich hierbei um die Wiederherstellung und Instandhaltung dieser Friedhöfe, die nach jüdischer Überlieferung uns wichtiger sind als alle Denkmäler und Mahnmale. Auch der Gedanke der Sicherung, der in dem Schreiben der Bundesregierung enthalten ist, erscheint uns keineswegs als überflüssig. . . .

Die Gymnasiasten und der jüdische Friedhof

Aus Informationen des Deutschen Caritasverbandes (1./6. vom 16. 8. 1956, S. 6) entnehmen wir zu demselben Thema die folgende Mitteilung.

„Diese Anlage wird der Pflege der Anwohner empfohlen“, steht am Friedhof der ehemaligen jüdischen Kultusgemeinde in Büren zu lesen. Ein Primaner aus dem Internat des dortigen Mauritius-Gymnasiums, einer Schule der Jesuiten, las die Inschrift; als er sich aber umschaute, sah er den Friedhof in völlig verwahrlostem Zustand. Das müssen wir in die Hand nehmen, sagte er sich. Zu seiner und der Patres Freude schlossen sich 34 seiner Kameraden aus dem Internat — von der Tertia bis zur Prima — dem Vorhaben an. Nachdem sie die Versetzung zu Ostern hinter sich gebracht hatten, machten sich die Jungen in ihrer Freizeit an die Arbeit. Ein großer Teil der Gräber ist bereits neu hergerichtet. Im Laufe des Jahres wollen die 35 Gymnasiasten mit der ganzen Arbeit fertig werden. . . .

7/8) „Tagebuch der Anne Frank“ auf den deutschen Bühnen

In Düsseldorf, Karlsruhe, Berlin, Hamburg und Dresden wurde gleichzeitig die dramatisierte Fassung des „Tagebuchs der Anne Frank“ uraufgeführt, das in der Buchausgabe (in der S. Fischer-Bücherei erschienen) eine hohe Auflage erreicht hat und auch in viele Sprachen übersetzt ist. (Vgl. Rundbrief 10/11, S. 35 und 29/32, S. 64.)

Es handelt sich bekanntlich um die Aufzeichnungen eines jungen jüdischen Mädchens über die Schicksale seiner Familie in den Jahren 1942—1944, die von Deutschland nach Holland flüchten und dort sich versteckt halten mußte, da sie verraten und verschleppt wurde. Aus der Verschleppung kehrte nur der Vater unter die Lebenden heim — und blieb nur das Tagebuch des bei ihrem Tode fünfzehnjährigen Mädchens Anne, das in Bergen-Belsen umgebracht wurde.

Die Berichte von den Aufführungen sprechen alle von der ergreifenden Wirkung, die das Stück auf das Publikum ausgeübt hat. Von der Karlsruher Aufführung schreibt H. A. B. in der „Badischen Zeitung“ (5. 10. 56): „Wer das Tagebuch las oder jetzt in einer dramatischen Bearbeitung zu hören bekommt, dem muß wiederum die Schamröte ins Gesicht steigen und das Gewissen schlagen im Gefühl der Schuld, die wir Deutsche allesamt, ob bewußt oder unbewußt, gegenüber unseren jüdischen Mitbürgern und den Juden insgesamt auf uns geladen haben. Aber nicht nur, daß dieses Tagebuch kein Wort des Hasses oder der Rache enthält; der Satz, womit er schließt: ‚Ich glaube noch immer an das Gute im Menschen‘, könnte sogar als Motto über dem Ganzen stehen. . . . — Der Zuschauer faßt den Vorsatz, diesen unerschütterlichen Glauben zu seinem eigenen zu machen. So wenigstens darf man die ergriffene Stimmung deuten, die sich auf Herz und Verstand des Karlsruher Premierenpublikums legte.“

In Düsseldorf inszenierte Leo Mittler das Stück in einer vollkommenen Weise und spielte Ernst Deutsch den Vater. In der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ sagt A. Schulze-Vellinghausen darüber in einer sehr ausführlichen Besprechung: „Ein objektiver Schicksalsvollzug, kein subjektives Klagepathos. In der Chanukka-Feier zu mystischer Größe und Schlichtheit findend, wenn Ernst Deutsch (als Vater) die Einsetzungsworte zitiert. Da erstand um die flackernden Herzen herum ein sakramentales Bild, als hätten Beckmann, Chagall oder Rembrandt den Pinsel geführt. Wort Gottes, seinen Glanz in unsere Not und Geworfenheit sendend. . . . Mit Recht war der Applaus verboten. Wie könnte man ‚klatuschen‘? Wo die Rechnung nicht einfach durch Beifall abgegolten werden mag. . . . Noch nicht. Nein, niemals.“

Auch im Berliner Schloßtheater verließ „ein ergriffenes Publikum in stummer Reverenz das Haus“. Im Hamburger Thalia-Theater „bewegte die Aufführung die Anwesenden zur Kundgabe ungeheuchelter Erschütterung“. Aus Dresden wurde berichtet: „Nach einigen Minuten des Schweigens am Ende der Aufführung galt der starke Beifall des Publikums vor allem der Trägerin der Titelrolle, Ruth Schröder, die mit Tränen in den Augen vor den Vorhang trat.“

7/9) Maimonides muß herhalten

Das gefährliche Spiel mit antisemitischen Instinkten

Wir bringen die folgende Nachricht aus dem „Evangelischen Pressedienst“ (epd z. A. Nr. 212 vom 14. 9. 1956) und verweisen auf den im nächsten Rundbrief vorgesehenen Beitrag: „Rechtsschutz gegen Antisemitismus“.

Als Albert Einstein starb, sagte in Ulm ein älterer Mann am Stammtisch: „Wenn morgen alle Juden verrecken, dann saufe ich mir den größten Freudenrausch an.“ Der Katzenjammer kam, als ihn das Gericht zu zwei Monaten Gefängnis verurteilte. Auch die in Tutzing lebende Frau Dr. Mathilde Ludendorff widmete dem Tode Einsteins einen Aufsatz, in dem sie bissig behauptete, die Israeliten betrachteten es als ihr religiöses Fernziel, „die nichtjüdischen Völker zu beherrschen und ihr Eigentum ausschließlich dem auserwählten Volk zuzuführen. Alle Nichtjuden, die sich auf die Dauer weigern sollten, den Auftrag Gottes an sich erfüllen zu lassen, müßten — wie Maimonides klar ausspricht — gemordet werden.“

An dieses Echo auf die Nachricht vom Tode Einsteins erinnert Kirchenrat D. Dr. Kurt Hutten im „Evangelischen Gemeindeblatt für Württemberg“. Der Verfasser hat sich wiederholt mit den Kreisen um Frau Ludendorff auseinander

gesetzt und dabei die Berufung auf Maimonides ad absurdum geführt. Als er vor Jahresfrist in einem Artikel „Nichts vergessen und nichts dazugelernt“ nachwies, daß jener jüdische Gelehrte des Mittelalters elementare sittliche Grundregeln für alle Menschen, aber keine jüdischen Weltherrschafts- und Völkermordabsichten vertreten hat, kam es zu einer Reaktion, die Dr. Hutten aufschlußreich und bedrückend nennt. Er berichtet darüber u. a.: „Vielfach versicherten die Verfasser von Zuschriften mit einer erschütternden Naivität, der Kampf der Ludendorffer gegen das Weltjudentum habe mit den braunen Judenaktionen nichts zu tun.“

Es ging ihnen jedes Gespür dafür ab, daß auch das Zündeln mit antisemitischen Instinkten gefährlich ist. Der Schriftleiter Löhde des Ludendorff'schen Hausblattes „Der Quell“ befaßte sich in mehreren Artikeln mit meinem Einspruch. Er versuchte die Behauptung der Dr. M. Ludendorff dokumentarisch zu belegen, mit dem Ergebnis, daß die ganze Beweisführung dahinfiel. Frau Ludendorff selbst hüllte sich in völliges Schweigen. Dafür zog aber ihr Anhang die Register der persönlichen Beschimpfung. Ich erhielt Zuschriften voll abscheulichen Unflats, wilden Hohns, häßlicher Verdächtigungen. W. Löhde mobilisierte den Bestand seines reichhaltigen Schimpfwörter-Lexikons: „Moralische und intellektuelle Verkommenheit des Verfassers“, „Pöbeleien und Infamien eines unwissenden Flegels“, „Infame Hetze“, „Ungewöhnliches Gegeifer“ und vieles andere mehr. Unter den Zuschriften waren nur ganz wenige, welche die Möglichkeit eines sachlichen Gesprächs erhoffen ließen. Ich schrieb zurück, aber der Versuch verlief im Sande: Sie ließen den Briefwechsel eingehen.“

„So verfahren sie mit jedem, der sich schützend vor die Juden stellt“, schließt Dr. Hutten den Bericht über seine Erfahrungen mit den Ludendorff-Anhängern. „Tutzing liegt in Bayern. Im Jahr 1946, als noch die Erinnerung an die Judenmorde frisch war, beschloß man in Bayern ein Gesetz gegen Rassenwahn und Völkerhaß. Inzwischen sind zehn Jahre verflossen. Jene Erinnerung ist verblichen, und auch jenes Gesetz scheint unter dem Aktenstaub zu schlafen. Der Ludendorff'sche „Quell“ aber, damals versiegt, sprudelt heute wieder munter.“...

7/10) Sinn und Wesen des Leo-Baeck-Instituts

Zum Gedächtnis des deutschen Judentums

Von Max Gruenewald

Dem Aufbau (XXII/4 [New York, 27. 1. 1956], S. 17) entnehmen wir die folgenden Ausführungen

Das „Leo-Baeck-Institut“ ist aus Mitteln des Claims Conference geschaffen worden. In ihrer Zuweisung liegt die Anerkennung, daß das frühere deutsche Judentum eine eigene Darstellung verlangt. Das Leo-Baeck-Institut tritt somit selbständig neben die beiden anderen Institutionen, die die jüdische Hinterlassenschaft Europas verwalten: das *Jüdische Wissenschaftliche Institut* und „*Yad Vashem*“.

Das Erbe Europas wirkt natürlich in allen Erscheinungsformen des jüdischen Lebens nach. Bei den genannten Institutionen aber handelt es sich um eine bewußte und geordnete Sicherstellung des geistigen Eigentums und des Eigentümlichen, das das europäische Judentum von anderen Judentümern und das deutsche Judentum von dem Westen und Osten Europas unterschied.

Die Arbeit des Leo-Baeck-Instituts wird sich auf die *gesamte Geschichte des deutschen Judentums*, von seinen Anfängen bis in die jüngste Zeit, erstrecken. Quellenschriften wie die *Germania Judaica* werden fortgeführt, und neues urkundliches Material wird veröffentlicht werden. Bedeutende Werke werden aus dem Deutschen ins Hebräische und Englische übersetzt werden. Ein weiterer Vorschlag geht dahin, wichtige Aufsätze aus Zeitschriften und Gemeindeblättern zu sammeln und der jüdischen Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Mit diesen Arbeiten und Einzeldarstellungen hofft das Institut die Grundlagen für eine neue Bearbeitung und Bewertung der Geschichte der deutschen Juden zu schaffen.

Im Jahre 1956 wird das *erste Jahrbuch des Leo-Baeck-Instituts* von Dr. Robert Weltsch in London herausgegeben werden. Sein zentrales Thema wird das deutsche Judentum unter den Nazis und in der unmittelbar vorangegangenen Periode bilden. Es wird die Vorarbeiten zu einer dokumentarischen Darstellung der Einrichtungen, Bewegungen und Leistungen vor und während der Verfolgung enthalten.

Der Sitz der Zentralverwaltung ist in Jerusalem. Die Körperschaften, die sich mit der Verwaltung des Instituts und der Herausgabe der Schriften befassen, haben in Dr. Moses ihren gemeinsamen Vorsitzenden und setzen sich aus Vertretern der früheren deutschen Juden in England, Israel und den Vereinigten Staaten von Amerika zusammen.

Es ist vorgesehen, bestimmte Arbeitsgebiete auf diese Länder zu verteilen. Angesichts der Zerstreuung ist eine gewisse Selbständigkeit der Filialen unerläßlich. Auch dann werden viele Schwierigkeiten zu überwinden sein. Eine dieser Schwierigkeiten besteht darin, daß die Quellen und ihre Bearbeiter sich zuweilen in verschiedenen Orten befinden. Diese technischen Schwierigkeiten werden mit Geld, Reproduktionen und Studienreisen behoben werden.

Eine viel ernstere Frage ist die der Mitarbeiter. Nicht daß es an großen Männern fehlt, aber viele, die auf ihrem Gebiet Erfahrung und Wissen hatten, sind nicht mehr am Leben. Ferner, gewisse Geschehnisse lassen sich nur aus den Erinnerungen derjenigen, die an ihnen teilgenommen haben, rekonstruieren. Das gilt zum Beispiel für die Entstehung der Reichsvertretung, die in der jüdischen Presse jener Tage nur andeutungsweise dargestellt wurde. Inzwischen sind 23 Jahre vergangen, und der eine Teilnehmer braucht den anderen, um seine Erinnerungen aufzufrischen. Aus diesen Gründen wird es empfehlenswert sein, Themen, für die es noch Sachbearbeiter gibt, in Angriff zu nehmen, selbst dann, wenn die Veröffentlichung für einen späteren Zeitpunkt geplant ist... Eine konstruktive Darstellung des Geschehenen und Erlebten kann für unsere Generation eine Art Selbstreinigung von Anwendungen der Bitterkeit und von Gegenressentiments bedeuten. In diesem Unternehmen, das, wie wir hoffen, zu einer Art Gesamtadresse für die Überlebenden führen wird, treffen sich Menschen, die den Vorabend des Untergangs zu einer der bewegtesten und ausdrucksvollsten Geschichtsepochen gestaltet haben. Wenn ihr Vorhaben gelingt, so werden sie auch eine Leistung für die Geschichte des jüdischen Volkes vollbracht haben, von der die Geschichte des früheren deutschen Judentums ein Teil ist.

7/11) 20 Jahre Wiener Library

Im vergangenen Juli beging eine Sammlung, die einzig in ihrer Art ist und gerade in Deutschland besonderes Interesse verdient, das Jubiläum ihres 20jährigen Bestehens: die Wiener Library in London. Sie trägt ihren Namen nicht nach der Stadt Wien, sondern nach dem Namen ihres Gründers und Leiters, Dr. Alfred Wiener. Im Juli 1934 erschien in Amsterdam erstmalig eine Monatszeitschrift mit dem Titel „The Wiener Library Bulletin“, in dem die „Reports of the Jewish Central Information Office“ enthalten waren. Diese Veröffentlichungen unterschieden sich grundsätzlich von allen anderen durch Presseagenturen und zu Propagandazwecken gegründeten Organisationen, da sie ausschließlich Dokumentationen brachten, die für sich selbst eine überzeugende Sprache redeten und nur gelegentlich eines kurzen Kommentars bedurften... Der Zweck war, die Welt zu unterrichten durch authentische Informationen über die wahre Art des damaligen Regimes. Man darf nicht vergessen, daß damals die gesamte Welt und auch sehr viele Deutsche völlig unzureichend über den Geist oder besser Ungeist des Nationalsozialismus unterrichtet waren und infolgedessen die Gefahren nicht richtig einschätzen konnten. An dem Schicksal der deutschen Juden als an dem hervorstechenden Muster-

beispiel wurde zuerst der blutige Charakter des Regimes deutlich. Aber sehr bald erweiterte Dr. Wiener seine Sammlung und seine Tätigkeit für alle von den Nazis unterdrückten und verfolgten Menschen... Heute zählt die Wiener Library mehr als 40 000 Bücher und Broschüren, nicht zu vergessen die Unzahl von Zeitungsausschnitten, die zusammengefaßt eine Geschichte der grauenvollen Zeit darstellen, und z. T. die kompletten Jahrgänge des „Völkischen Beobachter“ und des „Stürmer“, also eine Quellsammlung, aus der jeder sich authentisch über die Geschehnisse im Dritten Reich und über seine Verbrechen unterrichten kann. In den „Wiener Library Bulletins“, die auch nach Beendigung des Krieges und dem totalen Zusammenbruch weiter erschienen, wird genauestens die heutige Entwicklung beobachtet und durch Kommentare, Buchbesprechungen und Übersichten erläutert. Es sind unanfechtbare Dokumente, geliefert von den Verbrechern selbst, an deren Wahrheit kein Versuch einer Abschwächung oder Bagatellisierung etwas ändern kann... Das Haus am Manchester Square in London, das die Wiener Library beherbergt, erfüllt einen doppelten Zweck. Einmal bietet sie ein an keinem Platze so vollständig versammeltes Material für jeden Politiker und Historiker durch eine geschichtliche Dokumentation über den Nationalsozialismus und den Faschismus überhaupt. Zum andern tönt ein ständiger Warnruf gegen die nichtbeseitigte Gefahr faschistischer Tendenzen in Deutschland und in der ganzen Welt. ... So ist dieses Institut ein dauerndes Mahnmal, alles zu tun, um wenigstens im kleinen etwas von dem schreienden Unrecht wieder gut zu machen, das im Namen unseres Volkes begangen worden ist. Zum anderen ist es ein Trost und eine Hoffnung, daß in der Sammlung der Wiener Library nicht die Dokumente fehlen, in denen der Widerstandswille und der Kampf des anderen Deutschland gegen die blutige Tyrannei festgehalten sind... (Aus: Deutsche Rundschau, Heft 7, Juli 1956. Herausgegeben von Rudolf PECHEL.)

7/12) Die Wirtschaftslage der Juden in Deutschland

Von Kurt R. Grossmann

Nach den Ziffern der Zentralwohlfahrtsstelle in Deutschland und den amtlichen Zahlen dürfte die Gesamtzahl der zur Zeit in Westdeutschland lebenden Juden nicht weit unter 25 000 liegen wiewohl nur 17 200 Juden (Ostdeutschland ausgenommen) registriermaäßig erfaßt worden sind.

Wie leben diese jüdischen Menschen, die zu etwa 40 Prozent aus deutschen Juden, zu 60 Prozent aus Juden verschiedener Ursprungslander — meistens östlichen — sich zusammensetzen? Während es vor Hitler rund 564 000 Juden in Deutschland gab, betragt ihre Zahl heute in der größten Gemeinde West-Berlin rund 5 000. Die kleinsten jüdischen Gemeinschaften sind (400 bis 500 Menschen) in Rheinland-Pfalz und (1 000 Menschen) im heutigen vereinten Württemberg-Baden sesshaft.

Nur 30 bis 40 Prozent der in Westdeutschland lebenden Juden verdienen ihren eigenen Lebensunterhalt. Der Rest lebt von unproduktivem Einkommen. Die Zentralwohlfahrtsstelle in Frankfurt a. M. z. B. behandelt 2 000 Fälle, in denen zuzügliche Unterstützungen zu den von deutschen Behörden gezahlten gegeben werden.

Unter denen, die von einem „arbeitslosen Einkommen“ leben, gibt es eine Anzahl, denen es leidlich gut geht, wie z. B. jenem Frankfurter Ingenieur, der seit Jahren sein Einkommen aus Lizenzgebühren für eine in der Schweiz verwertete Erfindung bezieht, oder Juden, die ihre Häuser wieder übernommen und vermietet haben, bzw. in denselben mietefrei leben. Außerdem gibt es Juden, die für eine beschränkte Zeit in Deutschland ihre Wiedergutmachungsgelder aufzehren. Diese Gruppe hat sich stark verringert, nachdem es keine Schwierigkeiten mehr macht, Markbeträge ins Ausland zu überweisen.

Berufstätige Juden sind entweder angestellt oder selbständig. Letztere Kategorie umfaßt etwa 2000 Personen, von denen 500 sich in der „Arbeitsgemeinschaft jüdischer Gewerbetreibender“ (Sitz Frankfurt a. M.) organisiert haben. Sogenannte Großkaufleute gehören nicht dazu. Der Großteil

der Selbständigen besteht aus kleinen Geschäftsleuten oder Händlern, denen man neuerdings mit Anleihen von DM 2 500 bis DM 5 000 hilft.

Die *Jüdischen Darlehenskassen*, die solche Anleihen vergeben, sind durch die von der Claims Conference zur Verfügung gestellten Mittel ermöglicht worden. Von den 500 in der „Arbeitsgemeinschaft jüdischer Gewerbetreibender“ organisierten Selbständigen sind 90 % kleine Kaufleute, 5 % sind in der Industrie tätig, und 5 % kommen aus freien Berufen (Anwälte, Ärzte, Buchprüfer).

Juden sind im Gegensatz zu früheren Zeiten aus der Maschinen-, Eisen- und Bankbranche mit geringen Ausnahmen verschwunden. Dagegen sind sie in Textilgeschäften, Lebensmittelbetrieben, kleinen Kaufhäusern, Mode- und Ledergeschäften usw. tätig. Unter ihnen gibt es einige, die an dem deutschen Wirtschaftswunder teilhaben. Die jüdischen Eigentümer der großen Kaufhäuser sind aus Deutschland weggegangen. Die Schocken, Michael, Tietz usw. haben ihre Anteile verkauft. Nur vereinzelt gibt es jüdische Kaufhausbesitzer, wie z. B. in Hof in Bayern.

Die Zahl der jüdischen Rechtsanwälte ist gegenüber der Vorhitlerzeit minimal, aber im Vergleich zu der Zahl jüdischer Ärzte groß. In Hannover gibt es drei jüdische Rechtsanwälte, aber keinen jüdischen Arzt. Selbst in Berlin sind nicht mehr als 40 jüdische Anwälte und 20 jüdische Ärzte tätig.

Es gibt einige Juden, die politisch tätig sind, z. B. drei jüdische Bundestagabgeordnete (alle Sozialdemokraten) oder in Berlin den Senator Paul Hertz, den Gewerkschaftsführer S. Aufhäuser und den Pressechef des Senats, Hans Hirschfeld; im Hamburg Kurt Glaser, Präsident des Gesundheitsamtes, und Herbert Weichmann, Präsident des Rechnungshofs. Andere Juden sind vereinzelt in der Verwaltung tätig, wie in Bonn, Düsseldorf, Hamburg, Berlin, Stuttgart und München, und auch beim Bundesverfassungsgericht (Rudolf Katz als Vizepräsident). In Stuttgart ist Landesgerichtspräsident a. D. Perlen der heutige Präsident des Entscheidungsamtes. In München hat diese Behörde Hans Meier als Vizepräsidenten, und Regierungsdirektor Löffler ist Chef des Sozialamtes in Hamburg.

Wenn man alle Ziffern berufstätiger Juden in Deutschland — gleichgültig ob angestellt oder selbständig — zusammenaddiert, wird man auf über 5 000 kommen. Wirtschaftlich repräsentativ sind davon sicher nicht mehr als 30 %, und das schließt die freien Berufe, die jüdischen Funktionäre und die Angestellten in den höheren Gehaltsstufen ein.

Alle jüdischen kleinen Kaufleute leben mehr oder weniger von der Hand in den Mund. Textilhändlern, Handwerkern (erfreulicherweise relativ zahlreicher als früher), Inhabern von Strickwarenfabriken, Strumpffabriken, Kaufhäusern, Kleidermanufakturen und andern Fabrikanten geht es gut. Dabei muß man jedoch auf das Phänomen aufmerksam machen, daß die überalterten deutschen Juden immer mehr aus dem Aktionsradius des Wirtschaftslebens verschwinden, während die zurückgebliebenen DP's stärker in der Vordergrund des (jüdischen) Wirtschaftslebens rücken.

In Hessen, wo es 900 Juden im berufstätigen Alter von 20 bis 60 Jahren gibt, erhält etwa die Hälfte Unterstützung; 450 sind berufstätig. Hier gibt es einen jüdischen Eigentümer eines mittleren Hotels und mehrere Inhaber von Espresso-Kaffeeautomaten. Nylonstrümpfe werden in einer Fabrik hergestellt, die einem Juden gehört.

In Köln floriert Jakob Birnbaums Kleiderfabrik mit einer monatlichen Produktion von 85 000 Kleidern; dann Am Ring das gutgehende Herrenmodengeschäft Minden, eine Unterwäschefabrik mit mehreren Hundert Angestellten. Düsseldorf hat Siegfried Seelig, den prominentesten Juden in der deutschen Industrie, hoch angesehen als Direktor der Handels-Union.

In Hannover gibt es nur zwölf jüdische Geschäftsleute; der erfolgreichste ist Eigentümer einer Sperrholzfabrik, dann ein paar mittlere Strickwarenfabrikanten. In Hamburg ist Walter Koppel erfolgreich in der Filmbranche; andere Filmleute

wie Arthur Branner arbeiten in Berlin. Etwa 60 Juden sind aktiv im Textil- und Lebensmittelhandel.

In Berlin sind 30 % Juden produktiv tätig; 150 sind angestellt. Der Rest ist im Textilhandel, Juweliergeschäft usw. tätig. Berlin hat erfreulicherweise viele jüdische Handwerker. Bremen hat neben Carl Katz noch drei bis vier bedeutende Kaufleute.

(In „Aufbau“ XXII. [New York, 31. 8. 56] 35. S. 25 ff.)

7/13) Der arabisch-israelische Konflikt

Der Präsident des jüdischen Weltkongresses und der internationalen Zionisten-Organisation, Dr. Nahum Goldmann, erklärte vor Auslandskorrespondenten in Paris, eine arabisch-israelische Nahost-Föderation, in der die Araber ihre Furcht vor den Juden verlieren könnten, sei durchaus denkbar.

Goldmann betonte, daß Israel auf die Dauer nicht als isolierte Festung im arabischen Land leben könne. Andererseits werde die zivilisierte Welt zehn Jahre nach Hitler nicht fähig sein, Israel fallen zu lassen und damit der Vernichtung preiszugeben. Das Problem der arabischen Palästina-Flüchtlinge sei überaus schwierig, weil es einen echten moralischen Konflikt darstelle zwischen der tausendjährigen Forderung des jüdischen Volkes auf ein eigenes Vaterland und dem Recht der Araber auf ihre eigene Scholle. Bei gutem Willen der Verhandlungspartner lasse sich jedoch in Anbetracht der unterbevölkerten Gebiete, zum Beispiel in Jordanien, selbst für dieses Problem eine Lösung finden.

(Aus: „Aufbau“ XII. [New York 22. 6. 56] 25. S. 15.)

Beherrschende Stellung der „Flüchtlinge“ in Jordanien

Die in Lahore erscheinende Tageszeitung „Pakistan Times“, die gewiß nicht pro-israelischer Sympathien verdächtig ist, berichtete kürzlich mit bemerkenswerter Offenheit darüber, daß die arabischen Flüchtlinge in keinem anderen Lande einen solchen Einfluß ausüben wie in Jordanien.

Ihr Reporter, der Jordanien bereist hatte, war überaus erstaunt, wenig von dem Bilde vorzufinden, das im allgemeinen von den arabischen Propagandisten über die Lage der arabischen Flüchtlinge entworfen wird. „Das erste, was dem Besucher in Jordanien auffällt“, schreibt der Reporter der „Pakistan Times“, „ist die Tatsache, daß der Ausdruck ‚Flüchtling‘ irreführend ist. Dieser erinnert an die Erscheinung von Hirten, in Lumpen gekleidet, die auf dem öden Boden in Zelten im Tale des Toten Meeres kauern. Aber von den 500 000 Flüchtlingen in Jordanien leben annähernd 130 000 in Zelten. Die übrigen haben Wohnungen und Berufe in den Städten, wurden erfolgreiche Geschäftsleute und haben neue Positionen in der Politik und in der Presse gefunden.“

In der Tat haben die Flüchtlinge aus Palästina, mit ihrer guten Erziehung unter dem britischen Mandat, ihrem Mittelmeer-Handelsinstinkt und ihrer überlegenen Geschicklichkeit die Führung in einigen der Städte übernommen. Von den 600 gutsituierten Mitgliedern der Handelskammer in Amman z. B. sind 400 „Flüchtlinge“. Die Mehrheit der Zeitungs-

herausgeber, Journalisten, Lehrer, ein großer Teil der Staatsbeamten, Hotelbesitzer, Leiter des Verkehrswesens, Bankbeamten und Kaufleute sind „Flüchtlinge“. Vor dem Zustrom der Flüchtlinge hatte Amman 40 000 Bewohner, heute über 200 000.

Diese Flüchtlinge sprechen ein ausgezeichnetes Englisch und die Besucher Ammans haben in der ersten Woche ihres Aufenthaltes in Amman überhaupt nur Kontakt mit diesen „Flüchtlingen“. Vier Mitglieder der Regierung sind „Flüchtlinge“. Bei dem gegenwärtigen Tempo der Entwicklung werden die willensstarken Flüchtlinge bald das ganze politische Leben beherrschen.“

Dieser Moment scheint sich mit Riesenschritten zu nähern: die Wahlen bieten allenfalls den Flüchtlingskreisen, die unter dem bestimmten Einfluß des ehemaligen Mufti von Jerusalem stehen, und die in letzter Zeit immer mehr und mehr in den Bannkreis des expansionslustigen ägyptischen Diktators Nasser gerieten, die große Chance, die gesamte Macht in Jordanien an sich zu reißen.

Die Augen der arabischen Herrscher sind darum zur Zeit mehr nach Jordanien, als nach Israel gerichtet. Ihre Warnungen vor israelischen Truppenkonzentrationen erinnern nur zu sehr an den bekannten „Haltet den Dieb“-Ruf.

Aus: Das Marchen von Amman Flüchtlinge erobern Jordanien, von Hans Weissberger. In: „Aufbau“ XXII/29 (New York, 20. 7. 1956) S. 2.

7/14) Christliche Pilger in Jordanien — und in Israel

Die vatikanische Nachrichtenagentur „Fides“ vom 1. 9. 1956 bringt die folgende Mitteilung aus Jerusalem.

Die „Herder-Korrespondenz“ (XI/1) vom Oktober 1956 zitiert diese Mitteilung und ordnet sie ein, auf Seite 41, in einen Beitrag: „Die christliche Mission zwischen Arabismus und Islam“.

In den mohammedanischen Ländern — besonders in Jordanien — werden die Pilger, vor allem die, die aus dem Westen kommen, schmerzlich von der Feindseligkeit der Mohammedaner berührt. Dieses ist das Resultat einer sehr aktiven Kampagne Ägyptens, die sich russischer Unterstützung erfreut.

Wenn sich die Pilger in dem arabischen Teil Jerusalems oder Bethlehems frei bewegen können, sind sie jedoch an anderen Orten Opfer ausgesprochenen Hasses seitens der Bevölkerung. Mehrere Pilger mußten von der arabischen Polizei auf ihren Ausflügen begleitet werden — eine Vorsichtsmaßregel, die in der Stadt Hebron unerlässlich geworden ist. Der religiöse Fanatismus, der sich der Mohammedaner bemächtigt hat, beunruhigt selbst die christlichen Araber, die aus jahrhundertalter Erfahrung wissen, daß ihr Leben in Gefahr ist. Nicht minder besorgt sind die Leiter der christlichen Schulen im Zusammenhang mit einigen Gesetzentwürfen der mohammedanischen Regierungen, die sie zwingen werden, ihre Schulen zu schließen.

Die Pilger, die sich von den mohammedanischen Staaten aus nach Israel begeben, sind erstaunt über den Grad der Zivildisziplin und des Sicherheitsgefühls, das sich spürbar macht, sobald die Grenze überschritten ist. Ihre Nerven entspannen sich und sie geben ihren Empfindungen offen Ausdruck.

8. Kleine Nachrichten

8/1) Ein Dementi

Aus Jerusalem schreibt uns Prof. Dr. Hugo Bergmann vom 2. 9. 1956: „Ich benütze die Gelegenheit, um Ihnen zu melden: In der letzten Zeit waren Gerüchte verbreitet, daß sieben Familien aus Beer Schewa sich katholisch taufen ließen und sich dadurch die Einreise nach Brasilien sicherten. Das Gerücht fand seinen Weg in die Presse. Daraufhin hat Msgr. Uergani, der Apostolische Delegat, am 31. August 1956

in der Presse [der Jerusalem Post, d. i. die in englischer Sprache erscheinende Tageszeitung] erklären lassen, daß die Gerüchte gar keine Tatsachengrundlagen haben. Die katholische Kirche verlange im Gegenteil von denen, die sich ihr anschließen, daß sie in Israel bleiben. Msgr. Vergani hat die Einsetzung einer Untersuchungskommission beantragt. Es ist gut“, so schreibt Prof. Bergmann, „daß Msgr. Vergani eine so eindeutige Erklärung abgab.“

8/2) Religionsfreiheit in Israel

Der Redakteur der katholischen Zeitschrift ‚Criterio‘ in Buenos Aires, Monsignor *Gustav Francheschi*, erklärte in einer Sendung des Jerusalemer Rundfunks ‚Kol Israel‘ am 10. Juni 1956, „es herrsche völlige Religionsfreiheit in Israel. ... Ich bin fest davon überzeugt, daß Christen und Juden in völliger Einheit zusammenleben können. Es ist unsere Aufgabe, den Weg zur Bruderschaft zu finden, da wir doch alle Kinder eines einzigen Gottes sind“ ... Msgr. Francheschi, der zum zweiten Male in Israel weilte, besuchte diesmal eine große Anzahl kollektiver Siedlungen und die heiligen Stätten der Christenheit in Jerusalem, Nazareth, Kaper-naum und Berg Tabor. Er hielt einen Vortrag im Israel-Iberoamerikanischen Institut für kulturelle Beziehungen und wurde vom Staatspräsidenten und dem Außenminister empfangen (vgl. o. S. 31 ff.).

Msgr. Francheschi begab sich am 12. Juni von Israel nach Rom, wo er vom Papst empfangen wurde.

(Aus: Maccabi, 15. [Basel, 27. 7. 1956.] 30)

8/3) Vom Frankfurter Evangelischen Kirchentag

Generalsuperintendent D. Jacob (Cotbus) sagte, die Feindschaft der ganzen Menschheit gegen Gott sei in der Kreuzigung Christi zum Ausdruck gekommen. Auch „in unserer Mitte“ sei der offene Aufruhr gegen den Herrn deutlich geworden, „als er in der Gestalt armer wehrloser Menschen mit dem Davidstern geschmäht, verhaftet und abtransportiert wurde in die Lager des Todes.“

(In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 187 [13. August 1956].)

... Wir folgen den Darlegungen von Pfarrer *Lüthi* aus Bern. Er schart als der beliebteste Prediger des Kirchentages jedes Jahr den größten Zuhörerkreis um sich in der allergrößten zur Verfügung stehenden Halle... Es traf wie ein Peitschenschlag und grimmiger als irgend ein Bußruf, als er bemerkte, in der gleichen Halle hätten zu Hitlers Zeit die Frankfurter Juden zusammengepfert auf den Abtransport in die Todeslager gewartet.

(In: Basler Nachrichten Nr. 348 [17. August 1956].)

8/4) Ritualmordspiele in Rinn verboten

In unserem Bulletin vom Mai wiesen wir auf die Legende hin, die auf eine Ermordung eines Kindes in einem kleinen Dorf von Tirol zurückgeht [vgl. Rundbrief Nr. 29/32, S. 49]. Eine jährliche Wallfahrt wurde 1954 auf fünf Jahre verboten. Domherr Renard, der Dekan der theologischen Fakultät von Lille, versucht mit Hilfe der Bischöfe zu erreichen, daß dieses Verbot endgültig sein soll.

(Übersetzt aus: Bulletin Amitiés Judéo-Chrétiennes, Section de Lille, Juli 1956, p. 1.)

8/5) Gegen Neonazismus und Antisemitismus

Auf einer Tagung des Deutschen PFN-Clubs in Badenweiler wurde u. a. auch eine Resolution gegen den Neo-Nazismus angenommen, die folgenden Wortlaut hatte

„In Sorge um die Freiheit und Unantastbarkeit des Geistes lenkt das Deutsche Pen-Zentrum der Bundesrepublik die Aufmerksamkeit der Bundesregierung und des Bundestages sowie der Länderregierungen und der Länderparlamente auf die staatsgefährdende Tätigkeit einiger Verleger und eines Teiles der Publizistik. Unbelehrbare Elemente, nachweislich radikal nazistischer Vergangenheit, suchen durch die Verherrlichung der ehemaligen Naziführer die im Nazi-reich begangenen Kapitalverbrechen zu beschönigen und dadurch der Jugend ein gefälschtes Geschichtsbild zu vermitteln, wodurch sie moralisch gefährdet wird. Das Pen-Zen-

trum erwartet von Bundesregierung und Bundestag wirksame Maßnahmen, die eine weitere Unterhöhlung unserer jungen Demokratie und einen Mißbrauch der im Grundgesetz garantierten Geistesfreiheit verhindern. Das Pen-Zentrum hofft, daß auch der Sortimentsbuchhandel jede Vermittlung oder Auslieferung neonazistischer Literatur ablehnen werde, und wendet sich gleichzeitig an Presse und Rundfunk mit der Bitte, jeden Versuch neonazistischer Demagogie und Geschichtsfälschung scharf zu bekämpfen.“

8/6) Bundesinnenminister gegen antisemitischen Verlag

Auf Weisung von Bundesminister Dr. Gerhard Schröder hat das Bundeskriminalamt in der vergangenen Woche 9 000 Exemplare der vom *Widar-Verlag* in Oberbayern herausgegebenen Broschüre von Eustace Mullins „Die Bankiersverschwörung von Jekyl Island“ sichergestellt. Wie das Bundesinnenministerium mitteilte, hat das Amtsgericht Garmisch-Partenkirchen die Beschlagnahme der sichergestellten Druckschriften angeordnet.

Das Bundeskriminalamt war bereits vor einigen Tagen vom Bundesinnenminister mit der Strafverfolgung gegen den Inhaber des Verlages, Guido Roeder, wegen Verbreitung antisemitischer Flugblätter beauftragt worden. Der Bundesinnenminister erklärte in Bonn, er hoffe nach Aufklärung der Hintergründe den Widar-Verlag mit Stumpf und Stiel ausheben zu können. (dpa-AjW.)

Staatsgefährdende Schriften. Gegen den Schriftsteller Friedrich Lenz in Heidelberg, den Verfasser des antisemitischen Buches „Adolf Hitler — sein Kampf gegen die Minusseele“, hat der Oberbundesanwalt in Karlsruhe die Eröffnung der gerichtlichen Voruntersuchung beantragt. Die Anklage soll wegen Verbreitung staatsgefährdender Schriften erhoben werden. Lenz hat sich schon wiederholt durch Beschimpfungen der demokratischen Staatsform, der Opfer des 20. Juli und durch Verherrlichungen des Nationalsozialismus hervorgetan. Seine Bücher erschienen zum Teil unter einem Pseudonym in einem nationalsozialistischen Exilverlag in Argentinien und wurden von ihm selbst in der Bundesrepublik vertrieben.

(Aus: Allgemeine Wochenzeitung XI. [Düsseldorf, 10. 8. 56] 19.)

8/7) Taktlos

Zu einer Tagung der internationalen Anwaltsunion wurde unter den 28 angeschlossenen Nationalverbänden auch der deutsche aufgefordert, eine Delegation nach Paris zu entsenden. Er schickte auch eine hin, zu der der Leiter des einstigen „Judenreferats“ während der deutschen Besetzung gehörte. Was eintreffen mußte, traf ein: Eine Pariser Anwältin, Madame Paulette Wolff, erkannte den deutschen Anwalt wieder, der sein Maß von Schuld daran mitträgt, daß ihr Mann von den Nazis deportiert und später umgebracht wurde. Es gab einen für alle Beteiligten unangenehmen Zwischenfall, in dessen Verlauf der deutsche Anwalt sich bereit erklärte, die Tagung zu verlassen.

Dieser peinliche Auftritt wäre sehr leicht vermeidbar gewesen, wenn die deutschen Anwälte bei der Zusammenstellung ihrer Delegation etwas mehr Takt und Überlegung an den Tag gelegt hätten. Da man Überlegung bei Rechtsanwälten als selbstverständlich voraussetzen muß, kann es also nur am Takt gelegen haben, der freilich kaum erlernbar ist. Daß ein Mann als Vertreter eines demokratischen Deutschland in ein Land geschickt wird, in dem er einst Nazi-Deutschland in prominenter Position repräsentiert hatte, ist blamabel. Daß man ihn auch noch ausgerechnet in die Stadt seines eigenen unseligen Wirkens delegierte, ist vollends unverständlich.

(Aus: Frankfurter Rundschau 12/169 vom 23. 7. 56.)

8/8) Professur für „Geschichte des deutschen Judentums“ in Berlin

Adolf Leschnitzer, Professor am City College in New York, ist zum Honorarprofessor an der Freien Universität Berlin für das Fach „Geschichte des deutschen Judentums“ ernannt worden. Leschnitzer ist der Autor des Buches „Saul und David; die Problematik der deutsch-jüdischen Lebensgemeinschaft“ (vgl. unten S. 64).

(In: Israelitisches Wochenblatt 55 [Zürich, 11. 11. 55] 46. S. 14.)

8/9) Gespräch mit israelischen Studenten.

Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ (Nr. 174 vom 28. 7. 1956) berichtet aus Tübingen

In Auingen auf der Schwäbischen Alb hat ein internationales Studententreffen stattgefunden, zu dem der Veranstalter, der Bund Demokratischer Studentenvereinigungen, neben Franzosen und Engländern auch israelische Studierende eingeladen hatte. Es war das erste Mal, daß deutsche und israelische Studenten auf deutschem Boden offiziell zusammenkamen. Das Thema der Tagung: „Die kleinen Staaten in der großen Politik“ bot den deutschen und den ausländischen Teilnehmern die Gelegenheit, die Auffassung junger israelischer Bürger zu den Konflikten unserer Zeit und die innen- und außenpolitische Lage Israels kennenzulernen.

Das Thema der Tagung trat freilich in Diskussionen und Gesprächen zurück gegenüber dem als wesentlicher empfundenen Problem der deutsch-jüdischen Beziehungen. Die israelischen Studenten, die zur Zeit an verschiedenen westeuropäischen Universitäten studieren, zeigten ihren deutschen Kommilitonen gegenüber eine Verständigungsbereitschaft, die durch keinen Haß belastet war und alle tief beeindruckte. Dankbar war man den Israelis vor allem dafür, daß sie auf eine Klärung gegenwärtiger und zukünftiger Probleme mehr Wert legten als auf eine Abrechnung mit der Vergangenheit. Mit Offenheit und Aufrichtigkeit besprach man gemeinsam die vielfältigen Aspekte der jüdischen und der deutsch-jüdischen Situation: die Frage der Assimilation, den deutschen und den europäischen Antisemitismus, die Bildung eines selbständigen Staates jüdischer Nation im Nahen Osten und die sich daraus ergebende neue Lage des Judentums.

8/10) Martin Buber in Freiburg

Am vergangenen Samstag konnte auf Einladung der um die christlich-jüdische Verständigung bemühten Herausgeber des „Freiburger Rundbriefes“ ein Freundeskreis ein abendliches Gespräch mit dem jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber führen, der durch Vermittlung von Dr. Gertiud Luckner, die erst kürzlich von einem längeren Aufenthalt in Palästina zurückgekehrt ist, zu einem Besuch nach Freiburg gekommen war. Der ehrwürdige Weise aus Israel, der Träger des Hanseschen Goethepreises und des Friedenspreises der deutschen Buchhändler, der früher an der Frankfurter Universität lehrte und jetzt an der Universität Jerusalem wirkt, beantwortete aktuelle und grundsätzliche Fragen über das Verhältnis von Christen und Juden zueinander, über die Situation des Staates Israel und sprach über den religiösen Auftrag des jüdischen Volkes und der Christenheit. Der achtundsiebzigjährige Martin Buber, der wie eine prophetische Gestalt wirkt, setzt seine Hoffnung auf eine Erfüllung der wahren Sendung Israels in der Zukunft, nach dem Maße des „Tempos Gottes“, das nicht mit dem Tempo des vordergründigen geschichtlichen Geschehens gleichzusetzen sei. Aus allen Darlegungen sprach die große Güte eines Menschen, dem die Verwirklichung der Gerechtigkeit und des Friedens in der Welt das tiefste Anliegen ist.

(In: Badische Zeitung, Nr. 146. [Freiburg i. Br. 27. 6. 1956].)

8/11) Père Paul als Seemann auf einem israelischen Schiff

Das Israelitische Wochenblatt (56/27 vom 6. 7. 1956) berichtet auf Seite 29.

Père Paul gehört zu jenen französischen Geistlichen, die unter ihren proletarischen Gemeinden in Slumvierteln leben und die Lebensbedingungen ihrer Schützlinge teilen. Dennoch war es für ihn etwas Ungewöhnliches, seine Überfahrt nach Israel und seine Rückfahrt auf einem Schiff abzuarbeiten, weil er in Israel zwei Filme drehen wollte, einen religiösen über die Heiligen Stätten, mit einer Laufzeit von 1 Stunde 15 Minuten, einen weiteren über die Kibbuzim und israelische Dörfer („Die Wüste wird blühen“).

8/12) Zum deutsch-israelischen Wiedergutmachungsabkommen

Im „Israel-Informations-Dienst“ (4/48/10) vom 5. 9. 56 schreibt der derzeitige Leiter der Delegation des Staates Israel in Köln, Dr. F. E. Shinnar:

Am 10. September 1956 jährt sich zum vierten Male der Tag, an dem das Wiedergutmachungsabkommen zwischen der Bundesrepublik und dem Staate Israel in Luxemburg durch Bundeskanzler Dr. Adenauer und durch den damaligen Außenminister des Staates Israel, Moshe Sharett, unterzeichnet wurde.

Die bisherige Durchführung entspricht — in Geist und Inhalt — den Erwartungen, die in Israel und in Deutschland, aber auch in der gesamten Weltöffentlichkeit mit diesem denkwürdigen Abkommen verknüpft wurden. Die freiwillige Bereitschaft der Bundesrepublik, den materiellen Schaden gutzumachen, den ein Geschehen anrichtete, das an Umfang und Schrecklichkeit nicht seinesgleichen in der Menschheitsgeschichte hat, bestätigte sich in den abgelaufenen vier Jahren als der Ausdruck einer Entschlossenheit, Recht und Gerechtigkeit — im Gegensatz zu Macht und Willkür — zu dem obersten Grundsatz der Staatsführung zu machen.

Auch der Prozeß einer allmählichen Normalisierung der Beziehung zwischen der Bundesrepublik und Israel, der von Behutsamkeit und Sorgfalt gekennzeichnet war, verlief bisher in den von Vernunft und Verantwortung vorgeschriebenen Bahnen.

Für das jüdische Volk bleibt das Abkommen vom 10. September 1952 Mahnmal gegenüber dem tragischsten Abschnitt seiner ereignisreichen Geschichte. — Israel legt es die Verpflichtung auf, für alle, die aus Recht und nicht aus Duldung eigenen Boden unter den Füßen haben wollen, den Staat zu festigen und ihn zur Basis eines friedvollen Daseins zu machen. Daß der Beitrag, den das Abkommen für das friedvolle Aufbauwerk darstellt, zu seinem Teil eben das fördert, was das Nazi-Regime mit völliger Vernichtung bedacht hatte, ist eine Korrektur der Geschichte, für deren Beurteilung mehr Abstand nötig ist als die Zeitspanne, die uns von den Geschehnissen einer noch zu nahen Vergangenheit trennt¹.

8/13) Statistisches aus Israel

Die israelische Bevölkerung ist im Jahre 1955 um 71 000 Personen, das heißt um 4 % der Bevölkerung, auf 1 789 075 Personen angewachsen. Die Großstädte wuchsen um 1,6 %, die Kibbuzim um 2 % an, während der Zuzug in die kleineren aufstrebenden Orte wie Ramat Gan, Askalon oder Beersheva beträchtlich war. In Beersheva betrug der Zuwachs 26 %. 16 % der Bevölkerung wohnt in den Ortschaften mit weniger als 2 000 Einwohnern, 17 % in Siedlungen von 2 000 bis 10 000 Einwohnern und der Rest in Städten von mehr als 10 000 Einwohnern.

¹ Nach Abschluß dieses Rundbriefs entnehmen wir dem Mitteilungsblatt der europäischen Einwanderer vom 12. 10. 1956 (24/41), daß — laut Nachricht seitens der Israel-Mission in Köln durch eine im Bundesanzeiger am 24. 8. 1956 veröffentlichte Erklärung der Bundesregierung der Staat Israel im Rahmen des Entschädigungsverfahrens so behandelt wird als ob mit ihm diplomatische Beziehungen bestünden.

Die Zahl der männlichen Einwohner überschreitet die der weiblichen Einwohner um 84 500. Wie groß der Männerüberschuß im Heiratsalter ist, kann aus den bisher vorliegenden Zahlen des Statistischen Amtes der Regierung nicht gesehen werden.

(Aus: Israelitisches Wochenblatt 56. [Zürich, 29. 6. 56] 26. S. 40.)

8/14) Die berufliche Schichtung der israelischen Bevölkerung

Kürzlich wurde eine Untersuchung über die berufliche Schichtung der israelischen Bevölkerung veröffentlicht, aus der man entnehmen kann, daß 631 200 Personen, davon 47 500 Nichtjuden, im Arbeitsprozeß stehen. 46,4 % gehören zu den nichtverdienenden Arbeitskräften, also Hausfrauen, Pensionierte und Nichtarbeitsfähige. 29 % der im Wirtschaftsprozess stehenden sind mit Dienstleistungen im Gesundheitsdienst und Erziehungswesen sowie als Beamte beschäftigt. 21 % arbeiten in Industrie und Handwerk, 18 % in Landwirtschaft und Fischerei, 13,9 % im Handel- und Bankwesen und 9 % im Bauwesen und öffentlichen Arbeiten.

(In: Israelitisches Wochenblatt 56 [Zürich, 30. 3. 56] 13. S. 2)

8/15) Israel baut auf

Es gibt heute in Israel 720 landwirtschaftliche Siedlungen, auf denen rund 50 000 Familien ansässig sind. Vierzig Prozent der jüdischen Bevölkerung sind noch keine 19 Jahre alt. Ein Drittel der aus Nordafrika eingewanderten Familien hat mehr als vier Kinder. Die Zahl der Schulkinder im Alter von 5 bis 14 Jahren stieg von 70 000 im Jahre 1948 auf 250 000 im Jahre 1956. Insgesamt 782 000 jüdische Menschen sind seit der Staatsgründung in Israel eingewandert; während die Einwanderung im Jahre 1953 auf 10 000 Personen herabgesunken war, ist sie während der letzten zwölf Monate wieder auf 42 000 gestiegen. Zwischen April 1955 und April dieses Jahres entschlossen sich 2 038 Touristen, die das Land nur kurz besuchen wollten, zum Daueraufenthalt, und 6 612 Personen, die das Land hatten verlassen wollen, widerriefen ihr Auswanderungsgesuch. Über 10 000 Israelis legten sich in dieser Zeit einen hebräischen Namen zu.

(Aus: „Der Zeuge“ [London, Juli 1956] Nr. 16. S. 3)

192 000 Minderheitsangehörige in Israel

Die Zahl der Angehörigen der nationalen und religiösen Minderheiten in Israel betrug am 1. Juni 1956 192 000, von ihnen 27 000 Beduinen. Die Minderheiten geben 18 Zeitungen heraus, davon eine Tageszeitung „El Yom“, zwei Zeitungen erscheinen zweimal in der Woche, acht Wochenzeitungen und sieben Monatsschriften. Die Geburtenziffer der Mohammedaner betrug im Jahre 1955 50 pro 1 000, bei den Drusen 45 und bei den Christen 35. (Die Geburtenziffer der jüdischen Bevölkerung betrug 27 pro 1 000.)

(In: Maccabi 15. [Basel, 27. 7. 56] 30. S. 3)

8/16) Neues arabisches Gesundheitszentrum in Israel

Am 17. Mai 1956 wurde in der arabischen Ortschaft Tira in Israel ein Gesundheitszentrum für sechs arabische Ortschaften der Umgebung mit einer Bevölkerung von 15 000 Seelen eröffnet. An der Einweihungsfeier nahmen u. a. der Gesundheitsminister Barzilai und die arabischen Abgeordneten des Israelischen Parlamentes (Knesset) teil. Der arabische Abgeordnete Saleh Mansour Suweileh erklärte in seiner Ansprache, das Gesundheitszentrum sei eines der bestausgestatteten im Mittelosten. Minister Barzilai kündigte an, daß das israelische Gesundheitsministerium in Kürze ein arabisches Departement zur Betreuung des Gesundheitswesens der arabischen Minderheit einrichten werde.

(In: Maccabi 15. [Basel, 27. 7. 56] 30. S. 3.)

8/17) Bewässerung für arabische Dörfer in Israel

25 junge Araber aus den arabischen Dörfern nahmen im Mai und Juni 1956 an einem sechs Wochen dauernden Kursus für Bewässerungsfragen teil, der vom israelischen Landwirtschaftsminister in Kfar Vitkin veranstaltet wurde. An der Schlußfeier nahmen auch die Eltern der Kursusteilnehmer teil.

(In: Maccabi 15. [Basel, 27. 7. 56] 30. S. 3.)

8/18) Der Negev war immer ein integraler Teil von Israel

Die in den letzten vier Jahren durchgeführten archäologischen Untersuchungen haben gezeigt, daß während der letzten 5000 Jahre der Negev niemals Wüste war, daß es immer einen wichtigen Teil von Erez Israel bildete, sowohl in strategischer wie in wirtschaftlicher und geopolitischer Hinsicht, und daß ohne ihn das Königreich Israel nicht bestehen konnte. Dies ist die Ansicht des bekannten Archäologen Dr. Nelson Glück, der nach Israel zurückgekehrt ist, um die fünfte Saison von Untersuchungen im Negev zu beenden. In Zehntausenden von Jahren hat sich das Klima im Negev anscheinend kaum geändert. Es stellte sich nicht nur heraus, daß dieses Gebiet zum Königreich Jehuda gehörte, sondern es wurden Punkte aus der Zeit unseres Erzvaters Abraham entdeckt. „Der Negev war ein integraler Teil der Kulturzone, die sich vom nördlichen Jarmuk bis nach Ägypten erstreckte“, erklärte Prof. Glück.

(Aus: Maccabi, Nr. 32. [Basel, 17. 8. 56])

8/19) Hochzeit im Niemandsland

Eine Israel-Bürgerin christlicher Konfession, die schon lange einen ebenfalls christlichen Jordanier heiraten wollte, fand dazu keine Möglichkeit. Es war fast wie bei den „zwei Königskindern“, bei denen das Wasser viel zu tief war. Schließlich erlaubte Israel, daß Firuz Tabari das Land verlasse, aber die jordanischen Behörden ließen sie nicht ins Land, solange sie nicht verheiratet war. So erwirkte man die Erlaubnis, die Trauung im Niemandsland, nahe dem Mandelbaumtor, von Geistlichen aus der Jerusalemer Altstadt vornehmen zu lassen; israelische und jordanische Grenzpolizei wachten gemeinsam über das Wohl der Ehepartner.

(In: Israelitisches Wochenblatt 56 [Zürich, 27. 9. 56] 39. S. 55)

9. „Gebt dem Volk das Alte Testament zurück“

Von Paul Claudel

Mit freundlicher Erlaubnis der Schriftleitung veröffentlichen wir aus „Die Kultur“ 4/59 (München, März 1956), den folgenden Beitrag:

Man soll dem christlichen Volke das Alte Testament zurückgeben; es gibt keine notwendige und dringen-

dere Aufgabe. Man soll dem christlichen Volke diese Hälfte seiner Erbschaft zurückgeben, die man ihm zu rauben sucht; dieses Land der Verheißung, das immer noch von derselben Milch und demselben Honig fließt — aus dem man es zu vertreiben sucht und das ihm doch gehört. Man soll dem christlichen Volke dieses ragende

Gebäude zum Gebrauche zurückgeben, entrümpelt von dem ganzen pseudowissenschaftlichen Apparat eigenmächtiger Ergänzungen und frivoler Vermutungen, welche nur dazu dienen, die Gläubigen zu entmutigen, zu verwirren, abzuschrecken und sie derart zu betäuben, daß sie inmitten des lächerlichen Geschwätzes dieser unfähigen Schriftgelehrten nicht mehr den großen Schrei des Propheten vernehmen, der so klar und eindeutig herausklingt: „Sitientes, venite ad aquas!“ — „Die ihr Durst habt, kommt zu den Wassern!“ Man darf den Menschen in dieser herrlichen Schöpfung des Heiligen Geistes und der Weisheit Gottes nicht nur einen verworrenen Haufen wunderlicher Stoffe zeigen, die von der Zeit halb zernagt sind, sondern sie müssen darin das überragende Werk sehen, auf welches die Jahrhunderte keinerlei Eindruck gemacht haben und welches unversehrt und jungfräulich vor uns steht, mit seiner erhabenen und tiefen Komposition und in seiner ursprünglichen Bedeutung, aus der sich der Anruf, genau so mächtig heute wie je, an unser Herz, an unseren Verstand, an unsere Phantasie, an unser Gefühl und all unser Verlangen nach Liebe und Schönheit wendet.

Wir haben das Glück, von diesem heiligen Text eine unvergleichliche Übersetzung zu besitzen, seit Jahrhunderten durch die Autorität und die Praxis der Kirche gutgeheißen — eine Übersetzung, in welcher ich das Meisterwerk, den Gipfel und den Ruhm der lateinischen Sprache sehe; ich spreche von der Vulgata.

Wenn es von mir abhinge, so bildete die Vulgata die Grundlage der Jugenderziehung, wie einstmals die Dichtungen Homers, welche sie himmelhoch überragt, die Schulbücher der jungen Griechen waren. Sollte man sich aber mit Übersetzungen begnügen müssen, so wäre es nur ein Gebot der Klugheit, wenn sie sich nach jenem verehrungswürdigen Text ausrichteten, aus dem man, wie ich meine, nicht nur die Stimme, sondern sogar den Akzent des Göttlichen heraushören kann. Welches Glück, mit freiem Herzen, mit offenem Herzen unseren Gott und Schöpfer zu bewundern, der nicht weniger, sondern unendlich mehr in diesem lebenspendenden Worte lebt, das ausdrücklich an uns gerichtet ist, als in der strahlenden Unordnung der Natur. Nähren wir uns an dieser sinnbeladenen Geschichte! Nähren wir uns an dieser Fülle von Ereignissen, die Gott zu unserer Belehrung heraufgeführt hat und zur Enthüllung Seiner grenzenlosen, Seiner erfinderischen Barmherzigkeit. Gott ist nicht mehr jene kalte Wesenheit der Philosophen. Er ist eine wirkliche Person. Moses und David zeigen Ihn uns als den, der Er ist, als welcher Er sein Leben lebt, wie Ihn zu sehen wir ein Recht haben, da man uns ja gesagt hat, daß wir nach Seinem Bilde geschaffen sind: mögen uns das die Gelehrten auch erklären, wie sie wollen.

Welche Freude und welches Entzücken, zu wissen: Dort oben lebt unser Vater! Seine Väterlichkeit strömt über für uns; zärtlich ist Er und mitleidig, und alle Gefühle kennt Er, selbst den Zorn! Ja, wir lieben diesen Zorn, diesen heiligen Zorn; denn wir lieben es, daß man uns ernst nimmt mit unseren Übertretungen wie auch in unseren Versuchen, Gutes zu tun. Diese Schwachköpfe, die uns von einem grausamen Gott reden! Ein eifersüchtiger Gott ist Er — ja, meinerwegen! Gerade so lieben wir Ihn!

Stürzen wir uns also ohne Furcht kopfüber in diesen Ozean der Liebe und der Schönheit, in jenes Alte Testament, darin so viele Heilige, so viele große Geister unerschöpfliche Nahrung gefunden haben! Machen wir aufs neue Bekanntschaft mit jenen Personen, die in ihrer typischen Lebenswirklichkeit wahrhaft übermenschlich sind, und deren unangetastete Menschlichkeit — so möchte ich wohl sagen — ganz und gar verklärt ist durch ihre eigentliche Bedeutung: Abraham, Jakob, Josef, Moses, Job, Samuel, David . . . Das sind keine Roman- oder Theaterhelden. Wir können sie in die Arme nehmen. Es sind unsere Brüder und Schwestern ganz voll des Gottes, ganz überströmend vom Willen des Allerhöchsten.

Lesen wir die Heilige Schrift, aber lesen wir sie, wie die Väter sie gelesen, die uns gezeigt haben, auf welche Weise man am besten aus ihr Nutzen ziehen kann: Lesen wir sie kniend! Lesen wir sie nicht mit kritischen Absichten, mit jener albernen Neugier, die nur zur Eitelkeit führt; lesen wir sie mit der Leidenschaft eines hungrigen Herzens! Man hat uns ja gesagt, dort sei das Leben, dort sei das Licht — warum sollten wir nicht versuchen, ein ganz klein wenig von dem Geschmack zu verkosten, den sie verschenken kann?

Nicht nur die Majestät des Sinai lädt uns zur Besteigung ein. Sieh dort das frauliche Lächeln, das Lächeln jener Weisheit, jener erhabenen Jungfrau, deren Bild der Herr vor sich hingestellt hat, um den Mut zur Erschaffung dieser Welt zu finden! Sie schauen wir am Ende dieser langen Reihe unvergleichlicher Monumente. Sie ist — seit der Genesis — die wachsende Morgenröte, welche dem Sonnenaufgang vorausgeht. An keiner Stelle des offenbarten Textes erlischt uns Christen dieses göttliche Licht — sei es nun im Alten oder im Neuen Testament. Von diesem Licht gelten die Worte des Heilands im Evangelium: „Wenn man euch sagt: Er ist in der Wüste — ist es nicht wahr! Er ist in einer verschlossenen Kammer — glaubt es nicht! Denn wie der Blitz im Osten aufzuckt und dann bis zum Westen sichtbar bleibt, so wird es mit der Ankunft des Menschensohnes sein.“ Er beherrscht alle Teile des Alten Testaments, dem Er genau so seinen Heiligen Geist eingehaucht hat, wie er das Neue Testament inspirierte. Alle Seiten dieses Buches hat Er gegengezeichnet mit feierlichem Eide: „Ego vivo!“ — „Ich lebe!“

10. Literatur zum Verständnis des Alten Bundes-Buches II.

Ein Buchbericht von Karl Thieme

Fast möchte man wagen, von einem endlich anbrechenden ‚alttestamentlichen Vorfühling‘ nach langen Jahrzehnten winterlicher Erstarrung zu sprechen, wenn man die Quantität und zum Teil auch besonders die Qualität der Werke überblickt, die seit der Vorlage des ersten Teilstücks dieses Literaturberichts im deutschen Sprachraum erschienen sind und von denen hier einige angezeigt werden sollen, vor allem, soweit es sich um Schrifttum für Leserkreise über die Fachgelehrten im engeren Sinne hinaus handelt. (Und das sollten

gerade bei der Bibel recht breite Kreise sein, Kleriker wie auch religiös aufgeschlossene Laien!)

Wir hatten 1952 im April-Rundbrief (IV. Folge, Nr. 16, S. 10 ff.) I. Einführendes Schrifttum behandelt (u. a. von Th. Kampmann und Fr. Leist); II. Vertiefendes Schrifttum (u. a. von M. Buber, J. Daniélou und J. Schildenberger). Diesmal betrachten wir: III. Text-Ausgaben und Kommentare; IV. Gesamtübersichten und Einzeldarstellungen; V. Lexika und andre Hilfsmittel zum Bibel-Verständnis.

III. Text-Ausgaben und Kommentare

Vor allem andern meinen wir, dankbar erwähnen zu sollen, daß endlich eine billige, vollständige, urtextgemäße und ansprechende Ausgabe des Alten Bundes-Buches für die katholische breiteste Öffentlichkeit vorliegt: *Das Alte Testament*, nach den Grundtexten übersetzt und herausgegeben von Vinzenz Hamp und Meimad Stenzel (Paul Pattloch Verlag, Aschaffenburg 1955), so daß die Millionen deutscher Katholiken, die bisher nur ein Neues Testament besitzen, sich endlich auch das zu dessen wirklichem Verständnis unentbehrliche Alte ohne unverhältnismäßige Mehrausgabe dazu erwerben können, wenn sie es wünschen. Die Übersetzung kann — auf Grund von Stichprobenvergleichen — als den bisher meistverbreiteten mindestens ebenbürtig bezeichnet werden. Besonders begrüßenswert ist das Prinzip, „bei den Erklärungen . . . nicht so sehr Einzelverse, als vielmehr größere Verskomplexe zu besprechen“, so daß die Kompositionseinheiten als ganze auf ihren Sinn befragt werden, wie es ja auch in Herders Laienbibel zur Einführung ins Bibellesen (u. W. erstmals) geschehen war. Im einzelnen würde man sich bei den gebotenen Hinweisen zwar so manches Mal noch etwas weniger Apologie, kräftigere bibelgemäße Schwarz- und Weiß-Tönung gewünscht haben. (Jakob „entspricht nicht dem jüdischen Ideal . . .“, ist eine zu blasse Formel für den ‚betrogenen Betrüger‘, — der dann trotzdem ‚Gottesstreiter‘ werden darf; vgl. immerhin den treffenden Hinweis auf Os 12, 4 u. Jer 9, 3 zu Gen 27!) Dafür gibt es aber auch gelegentlich besonderen Anlaß zum Beifall für diese Erklärung etwa, wo zu Hamans Beschuldigung der Juden im Ester-Buch (3, 8) zu lesen steht: „Das Judentum ist von jeher eine Religion des Martyriums gewesen . . .“ (ähnlich zu 2 Makk 6). Im ganzen jedenfalls kann man sich über das Vorliegen dieser Ausgabe nur aufrichtig freuen. (Auch begrüßen, daß sie nun mit Kürzingers Neuem Testament zusammen als Voll-Bibel vorliegt, ebenda 1956.)

Ähnliches gilt bei gesteigerten Ansprüchen an die fachliche Belehrung von der seit 1947 in Einzelbändchen erschienenen und nun als erweiterte Neu-Ausgabe in vier großen handlichen Bänden herauskommenden *Echter-Bibel*: ‚Die Heilige Schrift in deutscher Übersetzung‘, worin das Alte Testament von Friedrich Nötscher herausgegeben, von ihm selbst und einer Reihe angesehener Fachgelehrter bearbeitet worden ist, zurückhaltend in der theologischen (gar typologischen), sehr brauchbar in der philologisch historischen Interpretation der Texte, so daß diese Ausgabe schon von evangelischer Seite durch die Bezeichnung als ‚Kautzsch des deutschen Katholizismus‘ geehrt wurde: Symptom dafür, daß jenseits der ‚Modernismus‘-Krise vor fünf Jahrzehnten heute — nicht zuletzt dank Pius’ XII. Bibelenzyklika von 1943 — aufgeholt ist, was damals schmerzlich als ‚wissenschaftlicher Vorsprung‘ der nichtkatholischen Bibel-Forschung erfahren wurde.

Fragt man sich nun nach dem weiteren Fortgang des Weges der ‚Exegese für ein breiteres gebildetes Publikum und insbesondere für den Klerus‘, so wird man geneigt sein, zu entsprechenden Ausgaben evangelischer Verlage hinüberzublicken. Zunächst sieht man dann — ein Gegenstück zu dem schon seit Jahrzehnten vorliegenden Neuen Testament Deutsch — *Das Alte Testament Deutsch*, das seit 1949 bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen erscheint und in Gestalt von 14 der vorgesehenen 25 Teilbändchen schon mehr als zur Hälfte vollendet ist. Dahinter aber taucht als noch wesentlich weiter führend ein *Biblischer Kommentar*, ‚Altes Testament‘ auf, dessen erste drei Lieferungen im Laufe des letzten Jahres vom Verlag der Buchhandlung des Erziehungsvereins Neukirchen (Kr. Moers) vorgelegt wurden. Gilt vom Kommentar der Echter-Bibel, wie es in den ‚Kathetischen Blättern‘ heißt: „Er überläßt dem Leser jede Art von theologischer, asketischer oder theoretischer Anwendung“, so versucht umgekehrt das Alte Testament Deutsch im ganzen wie auch im einzelnen überall zum kerygmatischen Gehalt der biblischen Texte durchzustoßen. (Besonders ge-

glückt erscheint uns das etwa in den Genesis-Erklärungen G. v. Rads, aber auch bei scheinbar so trockenen Büchern wie den chronistischen — 1, 2 Chron, Esra, Nehemia — in der Erläuterung K. Gallings, z. B. da, wo er Esras ‚großen Kirchentag‘ (Neh 8 f.) behandelt, oder wo er zum Ganzen schreibt: „Was es um Erweckung, Restauration und Orthodoxie ist, wird innerhalb des Alten Testaments in keinem Buch so deutlich wie in dem chronistischen Gesamtwerk.“)

Noch weiter geht der ‚Biblische Kommentar‘, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, „dem Leser den ganzen Weg einer vollständigen Interpretation von einer historisch-kritischen Exegese bis zur Erhebung des Zeugnisses in seiner jeweiligen Besonderheit sichtbar zu machen“, — wovon die bisher vorliegenden Proben einen vielversprechenden Anfang bieten: W. Zimmerlis gründliche Erläuterung von Ez 1–6 und H.-J. Kraus’ Kommentierung der Klagelieder; man braucht sie nur mit der an sich durchaus konvergierenden in der Echter-Bibel zu vergleichen, um sich darüber klarzuwerden, wie dankbar man doch als Leser sein darf, wenn einem nicht zu viel von der Herausarbeitung des eigentlich religiösen Gehalts der Texte selbst überlassen bleibt. (Etwa zum Schluß-Vers des vierten Lieds — 4, 22 — heißt es in der Echter-Bibel: „Sion hat gesühnt, Edom hat die Strafe noch zu gewärtigen. Gleiches Recht für alle!“ Bei Kraus u. a.: „Das Gericht ist abgeschlossen. Der klagenden Gemeinde wird keine enthusiastische Heilsbotschaft übermittelt, ihr wird nicht das Tor zu einer strahlenden Zukunft aufgestoßen. Nur das eine wird ihr gesagt: *Das Gericht ist abgeschlossen* . . . Jahwe ist nicht mehr der zürnende Gott. Es wird niemand mehr exiliert — das ist das Zeichen. Und zugleich weisen die beiden Sprüche in 21 und 22 — ‚Gott ist auf dem Wege, die Verfehlungen Edoms aufzudecken‘ — darauf hin, daß Jahwe in der Geschichte bereits am Werke ist, um in Gericht und Gnade sein Werk weiterzuführen.“)

Daß neben den bisher erwähnten christlichen nun auch noch zwei jüdische Neuausgaben des Alten-Bundes-Buches in deutscher Sprache im ersten Jahrzehnt nach dem Ende der mörderischen Verfolgung des Alten Bundes-Volkes zu erscheinen begonnen haben, kann nur mit besonderer Dankbarkeit für die unverdiente Gnade vermerkt werden, die es uns dadurch wesentlich erleichtert, auf den Spuren St. Hieronymus’ und so vieler anderer christlicher Bibelgelehrter auch weiterhin mit den jüdischen im Gespräch zu bleiben. Es handelt sich einerseits darum, daß bei Jakob Hegner *Die Schrift*, zu verdeutschen unternommen von Martin Buber, gemeinsam mit Franz Rosenzweig’ (seit 1925), in von Buber neu bearbeiteter Ausgabe zu erscheinen begonnen hat (‚Die fünf Bücher der Weisung‘, 1954; ‚Bücher der Geschichte‘ — Josua, Richter, Samuel, Könige — 1955). Andererseits liegt auch *Die Heilige Schrift*, neu ins Deutsche übertragen von N. H. Tw-Sinai (H. Torczyner). Erster Band: Tora/Fünfbuch, in einer von The Jewish Publishing House Ltd. Jerusalem 1954 für den Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund veranstalteten deutsch-hebräischen Neuauflage vor, welche insbesondere dem Leser helfen will, „der, mit Hilfe der Übertragung, den Weg zum Verständnis der Bibel in ihrer Sprache finden will“. Was jeweils geboten ist, meinen wir, den RUNDBRIEF-Lesern am einfachsten deutlich machen zu können, indem wir zunächst nacheinander von Bubers Übertragung (unter eingeklammelter Angabe der 1. Fassung, wo sie abwich) und von Tw-Sinai je die ersten Verse der Bibel wiedergeben. Buber faßt sie so:

Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde.

Die Erde aber war Irrsal und Wirrsal (1: Wirrsal und Wüste).

Finsternis über Urwirbels Antlitz (1: allüber Abgrund).
Baus Gottes schwingend über dem Antlitz der Wasser
(1: brütend allüber den Wassern).

(1: Da sprach) Gott sprach: Licht werde! (1: Und) Licht ward.

(1: Und) Gott sah das Licht, daß es gut war.

(1: So schied) Gott schied zwischen dem Licht und der Finsternis.

(1: Dem Licht rief) Gott rief dem Licht: Tag! und der Finsternis rief er: Nacht!

Abend ward und Morgen ward: Ein Tag.

Bei Tur-Sinai sieht dasselbe so aus:

Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde. * Die Erde aber war bloß und bar, und Dunkel lag über dem Grund, und Gottes Windhauch wehte über die Wasser. * Da sprach Gott: „Es werde hell!“, und es ward hell. * Und Gott sah die Helle, daß sie gut war. Da schied Gott zwischen der Helle und dem Dunkel. * Und Gott nannte die Helle Tag, das Dunkel aber nannte er Nacht. Und es ward Abend und ward Morgen — ein Tag.*

Mag hier noch mancher zu der Meinung geneigt sein, *rein ästhetisch* zwischen der einen und der andern Übersetzung wählen zu dürfen, je nachdem, ob er das Erlesenere oder das Gewohntere vorzieht, so wird die letzten Endes *exegetische* Bestimmtheit der verantwortungsbewußten Wahl in jedem Falle bei den folgenden Proben aus der Dornbusch-Theophanie deutlicher werden. — Bei Buber liest man da (Ex 3, 11—14; diesmal *ohne* Rückgriff auf 1. Fassung):

Mosche sprach zu Gott:

wer bin ich,

daß ich zu Pharao gehe,

daß ich die Söhne Israels aus Ägypten führe!

Er aber sprach:

Wohl, ich werde dasein bei dir,

und dies hier ist das Zeichen, daß ich selber dich schicke:

hast du das Volk aus Ägypten geführt,

an diesem Berg werdet ihr Gott *dienstbar*.

Mosche sprach zu Gott:

Da komme ich denn zu den Söhnen Israels,

ich spreche zu ihnen: Der Gott eurer Väter schickt mich zu euch,

sie werden zu mir sprechen: *Was ist's um seinen Namen?* — was spreche ich dann zu ihnen?

Gott sprach zu Mosche:

Ich werde dasein, als der ich dasein werde.

Und sprach:

So sollst du zu den Söhnen Israels sprechen:

ICH BIN DA, schickt mich zu euch. (Auszeichnungen von uns)

Bei Tur-Sinai dagegen lautet die Bestimmung des ‚Zeichens‘, an dem Moses merken soll, daß es wirklich er war, den Gott bevollmächtigte, noch so, wie es in der ersten Fassung auch bei Buber-Rosenzweig gelaute hat: „An diesem Tag werdet ihr Gott *dienen*“;

Moses' Frage daraufhin lautet, wie wir es zu lesen gewohnt sind, man werde ihn, wenn er als Gesandter des Väter-Gottes komme, fragen: *Wie ist sein Name?*“ (Der Name selbst, nicht sein Mysterium, wird erfragt.) Und Gottes Antwort darauf:

„Ich bin, der ich sein mag ... ‚Ich bin!‘ hat mich zu euch gesandt.“

Wer von der eben so fruchtbaren wie unabschließbaren Diskussion um Rosenzweigs Verständnis des Gottes-Namens als Selbstbezeichnung dessen weiß, der nicht nur (statisch) *ist*, sondern *jeweils* (dynamisch für seine Kreaturen) *da ist*, wird hier besonders deutlich empfinden, wie eben alles Übersetzen zugleich Auslegen ist — und wie dankbar wir sein dürfen, daß wir neben der so unerhört geistvoll avantgardistischen Buber-Rosenzweigs auch die traditionellere jüdische Auslegung in Gestalt von Tur-Sinai's Übertragung nun wieder deutsch in Händen haben. Hinzu kommt, daß Tur-Sinai's Ausgabe nun eben nicht nur eine hebraisierende deutsche, sondern wirklich eine deutsch-hebräische Ausgabe ist, also unmittelbar an den Urtext heranführt, gerade auch den „Nicht-Fachmann“, der so nahe wie nur irgend möglich zur Quelle hinzutreten möchte, die von lebendigem Wasser überströmt.

In *diesem Zusammenhang* aber ist es ganz besonders beglückend, nun berichten zu dürfen, daß inzwischen auch von katholischer Seite eine deutsch-hebräische Ausgabe, zunächst des Buches *Ijjob* — übertragen, ausgelegt und mit Text- und Sacherläuterungen versehen von *Fridolin Stier* — (Kösel-Verlag, München, 1954) — vorgelegt worden ist, buchkünstlerisch ein Juwel (nicht zuletzt dank dem unpunktierten Hebräisch!), exegetisch eine (nicht nur in ihrer überlegenen Abfertigung der Elihu-Reden, S. 239 ff., weit mehr noch in ihrem ehrfürchtigen Verstummen vor dem Unsagbaren, S. 251) des behandelten Werkes ausnahmsweise würdige Auslegung, als Übersetzung gewiß die gewichtigste bisher deutsch vorliegende, mit all ihren bewußt aus Gehorsam gegen das Original gewollten Härten. (Was im ‚Postscriptum‘, S. 357 ff. zum Thema des Übersetzens gesagt ist, dürfte das Bedeutendste dazu sein seit Walter Benjamin, Die Aufgabe des Übersetzers und Buber-Rosenzweig, Die Schrift und ihre Verdeutschung.) So glauben wir diesen Abschnitt unsres Berichts nicht besser abschließen zu können als mit einer Probe aus dieser neuen Übertragung, dem Anfangsstück der ersten Gottes-Antwort auf Ijjobs Anklage:

Jahwe entgegnete Ijjob aus dem Wettersturm,
sprach:

Wer ist da, dunkelnd den Plan,
mit Gerede — Wissens bar?

Gürte mannhaft dir die Lenden,
ich frage dich, du tu mir kund!

Wo warst du, als die Erd ich gegründet?
Sag an denn, so Bescheid du weißt!

Wer hat gesetzt ihre Maße? Du weißts!
Wer hat ob ihnen die Meßschnur gespannt?

Wohinein sind ihre Sockel gesenkt.
wer ists, der ihren Eckstein gelegt,

als allzumal jauchzten die Morgensterne,
jubelten alle die Gottessöhne?

IV. Gesamtübersichten und Einzeldarstellungen

„Einen und denselben Gott bekennt die Heilige Römische Kirche als Urheber des Alten und des Neuen Testaments, d. h. des Gesetzes und der Propheten sowie auch des Evangeliums“, so dekretierte das Unionskonzil von Florenz (1441) auf den Spuren des II. Lyoner Konzils (1274) — im Sinne der Statuta Ecclesiae antica aus dem 5. Jahrhundert und des I. Konzils von Toledo (400), d. h. einer Überlieferungsreihe, die über das Väterzeugnis gegen den Zertrenner der beiden Bünde, Marcion, bis zur Zeit der Apostel selbst zurückreicht.

Unter diesem Leitworte steht die schöne Gesamtübersicht: *„Gottes Volk und Gottes Sohn*. Zum christlichen Verständnis des Alten Testaments‘ von *Josef Maria Nielen* (Verlag Josef Knecht, Frankfurt am Main), die er 1954 als Neubearbeitung eines 1934 in erster, 1938 in zweiter Auflage erschienenen Werkes der Abwehr gegen die damals üblichen Angriffe auf das Alte Bundes-Buch erscheinen ließ. Sie dürfte ganz besonders geeignet sein, Christen, die das Alte Testament noch nicht gebührend würdigen (weil sie es nicht genügend kennen), an seinen Kerngehalt heranzuführen; zunächst schon dadurch, daß sich Nielen dem „Ärgernis des Alten Testaments“ entschlossen stellt, wie es mit falschen Voraussetzungen daran Herangehende immer wieder nehmen und nehmen werden:

„Viele, die im Alten Testament bestimmte Vorbilder religiös-sittlichen Lebens nach ihrer Auffassung suchen, legen es enttäuscht beiseite und verbergen es vor Schülern und Kindern. Sie vergessen, daß dieses Buch nicht menschliche Tugenden preisen will — so viele tugendhafte Menschen es preisen könnte —, sondern die Güte dessen, der *sündige* Menschen aus der Finsternis in sein wunderbares Licht be-

rief (1 Petr 2, 9). Es geht dem heiligen Buche nicht darum, menschliche Frömmigkeit darzustellen, sondern menschliche *Begnadung*. Nicht das Aufsteigen frommer Menschen von der Erde zu Gott will es künden, so sehr es davon künden könnte, sondern gerade das Umgekehrte, das Sich-Erniedrigen des Herrn in die Gestalt des Knechtes, das Herabsteigen Gottes zu den sündigen Menschen.“

Weit entfernt davon, mit dem letztzitierten Gedanken ‚antinomistische‘ Bahnen einzuschlagen, hat nun aber Nielen gut katholisch einen ganzen Abschnitt über ‚*Das Gesetz Gottes*‘ (in sein Kapitel über die Grundwahrheiten des AT) eingereiht, welches er als „ein *Liebesgeschenk* des begnadenden Gottes an sein Volk, das auf ihn hören soll, um ihm zu gehören“, bezeichnet und diesen Abschnitt — durch das doppelte Liebesgebot hindurch — organisch in den vom Reiche Gottes, von seiner Königsherrschaft einmünden lassen, „die in der Stufenfolge der Schöpfungstage Menschen und Welt durchdringen und erfüllen muß, bis Gott alles in allem ist“. (Vgl. 1. Kor 15, 28; Franz Rosenzweigs neutestamentliches Lieblingswort!)

Zwingend wird von da aus auch der Übergang zum Neuen Bunde gefunden:

„Wir können uns heute kaum noch vorstellen, wie sehr diese Tatsache, daß Jesus von seinem eigenen Volke und dessen rechtmäßiger Obrigkeit als Messias nicht anerkannt und den ‚Heiden‘ überliefert wird, um als Gekreuzigter zu enden, die Herzen seiner Jünger verwundete und belastete. Doch auch dieses Leid und alles, was es umfaßt, überwindet das frühe Christentum schließlich dadurch, daß auch dieses Leiden und Sterben Jesu im Alten Testament vorausgesagt ist, und daß alles so geschehen mußte, *wie es da gesagt* ist. Auf Grund der heiligen Schriften des Alten Testaments ist Jesus als der Christus gekreuzigt worden.“

„... gerade wenn und *weil*“ nun „*die Apostel die Erfüllung dessen predigten, was Gott im Alten Testament verheißen hatte*, war es folgerichtig für die christlichen Gemeinden, dieses Wort der Apostel, soweit es schriftlich vorlag, neben die Autorität der Schrift zu stellen.“ Zugleich aber „blieb das Augenmerk der ersten Christen noch lange *einzig* auf das Alte Testament gerichtet“, als auf „das *eine* von Gott den Christen, ja gerade und eigentlich den Christen gegebene heilige Buch“, „dessen Worte absolute Autorität beanspruchen können und das erste und bedeutendste Fundament aller christlichen *παράδοσις* (Unterweisung) bilden“; „für manchen Neubekehrten der *Weg zum Christentum*“ (wofür Tatians Oratio ad Graecos 29 ausführlich zitiert wird).

Was Nielen hier so klar und wohlbegründet und hoffentlich zu seinem Teil grundlegend für eine Wiederherstellung des in den letzten beiden Jahrhunderten erschütterten traditions-gemäßen und gottgewollten Verhältnisses der Christenheit zur alttestamentlichen Offenbarung ausführt, darum ringen auch zwei bemerkenswerte neue Arbeiten evangelisch-reformierter Theologen: ‚*Die christliche Kirche und das Alte Testament*‘ von dem niederländischen Dogmatiker Arnold A. van Ruler (1955) und ‚*Das Alte Testament als Anrede*‘ von dem Schweizer Alttestamentler Walther Zimmerli, Professor in Göttingen (1956; beide im Chr. Kaiser Verlag, München). Ausgehend von den höchst bemerkenswerten Beiträgen, die das der lebhaften Nachfrage halber sogar in einer 2. Auflage erschienene Juli/August-Heft 1952 der Monatschrift ‚*Evangelische Theologie*‘ dem heutigen Stande der alttestamentlichen Hermeneutik aus der Feder führender Fach-Vertreter (G. v. Rad, M. Noth, W. Zimmerli, H.-J. Kraus und H. W. Wolff) gewidmet hatte, stößt van Ruler mit atemraubender Kühnheit in einer Richtung vor, in der er so weit geht zu sagen, angesichts des einseitigen Vordringens ‚soteriologischer‘, den Erlöser und die Erlösung (also Mittel und Weg, nicht so sehr Ursprung und Endziel) betonender Momente in der apostolischen Verkündigung müsse nun wieder „mit großem Nachdruck von einem Mehrwert des Alten gegenüber dem Neuen Testament gesprochen

werden. Da geht es viel positiver um die Schöpfung und das Reich, um die ersten und die letzten Dinge, das Bild und das Gesetz, die Heiligung und die Humanität, das Ethos und die Kultur, die Gesellschaft und die Ehe, die Geschichte und den Staat“ (S. 82, ähnlich S. 32). „Das Alte Testament ist und bleibt die eigentliche Bibel... und das Neue Testament dessen erklärendes Wörterverzeichnis“ (S. 68).

Eine trotz dialektisch glänzender und zu gründlichem Nachdenken nötigender Begründung nun doch wohl aus chilias-tischem Übereifer für eine allerletzten Endes gradlinig bruchlose Fortentwicklung dieser Welt zur paradiesischen ‚Neuen Erde‘ stammende These, der Zimmerli mit Recht vorwirft, „die Verkündigung der Herrschaft Gottes (die Botschaft vom Reiche Gottes) in gefährlicher Weise von Christus zu trennen“ (S. 85, Anm. 33); — was man nur dürfte, wenn der Erlöser *bloß* Gottes menschliches Werkzeug in unserm Dienste wäre, nicht — Wunder aller Wunder! — *Gott selber*. Trotzdem ist van Rulers Buch als Wahrzeichen der äußersten heute möglichen, sich selbst noch als christlich verstehenden Annäherung an das jüdische Offenbarungsverständnis ähnlich bedeutsam wie etwa Schoeps’ Konzeption als äußerste heute mögliche sich selbst noch als jüdisch verstehende Annäherung an das christliche.

Behutsamer freilich und weniger über das AT spekulierend als vielmehr direkt von ihm Kunde gebend sind Zimmerlis Studien und Predigten, zusammengefaßt unter dem Titel: ‚*Das Alte Testament als Anrede*‘, welche den Gesamtcharakter seiner geschichtlichen Bücher als aus winzigen Keimzellen (wie Deut 26, 5—9) machtvoll entfaltetes Credo kennzeichnen, Ezechiels unerhört strenge Botschaft vom verdienten Todes-Schicksal Israels — und der dennoch von Gott verheißenen Auferstehung unreißen¹ und sehr wertvolle Hinweise auf das — um der echten Geschichtlichkeit bzw. ‚Leibhaftigkeit‘ unsrer Predigt willen — Unwegdenkbarsein des Alten-Bundes-Buches (und Bundes-Volkes!) in der Verkündigung der christlichen Kirche bieten.

Wenn bei alledem Zimmerli vermeidet, auch nur jene geläuterte ‚Typologische Auslegung des Alten Testaments‘, also den prophetischen ‚Vorbild-‘ bzw. Hinweischarakter alttestamentlichen Geschehens mit Bezug aufs neutestamentliche ausdrücklich anzuerkennen, zu dem sich von Rad (im genannten Heft der ‚Ev. Theologie‘, S. 17—33) mit aller Vorsicht bekannt hat, dann nimmt er wohl auf van Rulers, gewiß bedenkenswerte, Einwände dagegen Rücksicht, gibt aber faktisch doch auch zu, „daß in der vom NT verkündeten Christusbotschaft nicht nur das Heilswort, sondern ganz ebenso das Gerichtswort (*-geschehnis*) des Alten Testaments voll (und das heißt dann wohl auch ‚erfüllt‘) wird“ (S. 82, Anm. 31; Auszeichnung von uns).

Angesichts dieser schrittweisen Annäherung auch der evangelischen alttestamentlichen Fachwissenschaft an die neutestamentliche, patristische und ganz generell katholische Typologie ist es schwer verständlich, daß *Joseph C. L. Coppens* in seinem Vortrag ‚*Vom christlichen Verständnis des AT*‘ (Freiburg 1952) einen Daniélou als Origenisten abzustempeln (S. 13), Schildenberger ganz zu Unrecht gegen ihn auszuspielen (15) und die Typologie als angeblich nicht klar genug von bloßer hellenistischer Allegorese abgrenzbar, ja als Entleerung des Literalsinns, den sie doch grade ‚durchrettet‘, zu verdächtigen sucht (16).

¹ Mit welchem Mute zu unpopulärer Aktualität in der Predigt, zeige folgende Probe: „Wir wollen gerettet sein. Wir wollen auch mit und durch Gott gerettet sein. Aber wir wollen dabei auch mit unserem alten Leben fortfahren. Die SS-Tagung, die heute in Göttingen hätte stattfinden sollen, wird zwar ... verschoben. Aber es kommt nicht zur klaren Absage an einen Namen, der zur Devise von Blut und Grauen für ungezählte, nicht nur jüdische Menschen geworden ist. ... Über all solcher Neuansiedlung auf den Trümmern aber steht Gottes gültige Drohung. „So wahr ich lebe, die auf den Trümmern sollen durchs Schwert fallen ...“ (Ez. 33, 27. 29). Hier ist Gott nicht Gott gebe uns die Gnade, seinen Ruf zur Umkehr beizeiten zu hören. ...“ (Vgl. „Die Rolle der Waffen-SS. Zur Auseinandersetzung um die deutsche Bundeswehr“, in: JUNA [56/6], Zürich v. 17. 10. 1956!)

Er macht sich das um so leichter, als er Daniélou im Anschluß an *Hemmi de Lubac* behandelt, dessen 'Histoire et esprit' (Paris 1950) nun wirklich allzu unkritisch die origenistische Allegorese propagiert, so daß es kaum begrüßt werden kann, wenn gerade daraus das zusammenfassende Schlußstück (*Vom geistigen Sinn der Schrift*, mit Geleitwort H. U. v. Balthus, im Johannes Verlag, Einsiedeln, 1952) in deutscher Übertragung noch vor einer solchen von Daniélous unvergleichlich gewichtigerem SACRAMENTUM FUTURI (Paris 1950) vorgelegt wurde.

Von weiteren neuen Gesamtübersichten ist — abgesehen von der in ihrer Art ja auch dazugehörigen, an anderer Stelle dieses Rundbriefs gewürdigten spezifisch jüdischen von *Leo Baeck* (*Dieses Volk*, Frankfurt 1955, s. u. S. 57) — zunächst noch zu erwähnen: *Die Entstehung des Alten Testaments* von *Curt Kuhl* (Lehnen Verlag, München 1953), eine knappe und materialgesättigte Zusammenfassung des heutigen Standes der 'Einleitungswissenschaft', die gewissermaßen eine 'Literaturgeschichte Alt-Israels' bietet, wobei auch die sog. deuterokanonischen Schriften (als angebliche „Apokryphen“, wie seit Luther üblich) einbezogen sind. Im allgemeinen wird ein gemäßigt kritischer Standpunkt vertreten, dem man nicht immer notwendig beipflichten muß. Einerseits wird z. B. im 'Schlußwort' durchaus treffend gesagt:

„Die ‚Fehltheits‘-Frage, die früher in der alttestamentlichen Forschung eine große Rolle spielte, tritt jetzt mehr in den Hintergrund. Es bahnt sich eine neue Auffassung an, der es um die Erkenntnis dessen geht, was mit solchen Zusätzen beabsichtigt ist, und um das Verständnis der Komposition als solcher. Warum hat der Redaktor die Stücke gerade so, wie sie jetzt stehen, angeordnet...? Wir rühren da an eine Problemstellung, über die noch wenig gearbeitet, die aber berufen ist, die Tätigkeit des früher so viel geschmähten Redaktors in ein besseres Licht zu rücken... Es geht eine Linie vom Ursprünglichen bis hin zur letzten Bearbeitung; und diese Linie zeichnet sich ab durch den Glauben und die Frömmigkeit derer, die am Werke waren.“ (S. 326)

Dieser Hinweis auf die Traditions-Linie, durch welche die Bibel erst zum Ganzen wird („Wald“, statt nur „Bäume“!), ist überaus zutreffend, nur hätte dann vielleicht auch ein wenig respektvoller, etwa über den ‚Redaktor‘ des Pentateuch gesprochen werden können, als es S. 86 geschieht, wo von seinem „schematischen“ Verfahren und weithin „bloßen Addieren der Quellen“ die Rede ist. Um so mehr, als durchaus auch schon ältere vollgewichtige Literatur zur literarischen und theologischen Leistung gerade der Endredaktion vorliegt, bes. etwa in Gestalt des von Buber und Rosenzweig überaus hochgeschätzten Buches von *Benno Jacob*, *Der Pentateuch* (Leipzig 1905, Verlag von Veit & Co.), das nur leider von der damaligen Forschung so gut wie völlig ignoriert wurde, so daß selbst Fachgelehrte wie Schildenberger so manches erst wiederentdecken mußten, was Jacob längst festgestellt hatte.

Gesamtübersichten unter mehr pädagogischem Gesichtspunkt bieten noch: *Hemrich O. Kühner*, *Ein Gang durchs Alte Testament* (Zwingli Verlag, Zürich 1953), ein kurzgefaßtes evangelisches Gegenstück zum oben erwähnten Büchlein von Nielsen, bei welchem ebenso wie in dem ausführlicheren und sehr anregenden Buche *Das Alte Testament im kirchlichen Unterricht* von *Gerhard Schmidt* (2. Aufl. v. G. Schlichting, Chr. Kaiser, München 1953) dem katholischen Leser die extrem verkürzte Behandlung der nachexilischen Zeit (Folge der Verfemung des Deuterokanonischen als apokryph; Kühner S. 24; Schmidt S. 178—180) als bedauerlich auffällt.

Allerdings muß dazugesagt werden, daß etwa Schmidt aus dem, was er bringt, den aktuellen Aspekt deutlich und doch unaufdringlich herauszuholen versteht (etwa S. 170 bei Jeremia), während ihn das an sich viel umfänglichere ‚Methodische Handbuch zur katholischen Schulbibel‘ (I: AT, Patmos-Verlag, Düsseldorf 1951) von *Fassbinder und Pick* völlig beiseite läßt (S. 387 ff.). Auch die Gelegenheiten zur Entlarvung des Antisemitismus bei der religionsunterrichtlichen Behandlung der Geschichten von Esther (S. 430) und von

Daniel (S. 418) werden hier genau so ungenutzt gelassen wie schon im alten ‚Handbuch zur Schulbibel‘ von Kastner (S. 194 u. 199): die gerade für den katholischen Christen so besonders verehrungswürdige Gestalt des Gesetzes-Erneuerers Esra (Esdras) wird knapp eben erwähnt (S. 428), und von der schließlich doch auch biblisch bezeugten Auslösung der ‚makkabäischen Verfolgung‘ durch Selbst-Assimilation der jüdischen Oberschicht (1 Makk 1, 12 ff., 2 Makk 4, 7 ff.), die geradezu als Urbild aller Versuchtetheit des Gottesvolkes zur ‚Weltförmigkeit‘ zu behandeln wäre, findet sich nicht die geringste Andeutung (S. 434 f.); Wissenschafts- wie auch Zeitgeschichte der letzten Jahrzehnte scheinen an diesem Handbuch unbemerkt vorübergegangen zu sein. Etwas besser steht es in dieser Hinsicht mit den — freilich sehr knappen — alttestamentlichen Partien von *H. Rössler*, Gott und Mensch (Schöningh, Paderborn 1953) sowie der ‚*Kleinen Chronik des Volkes Israel*‘ von *Angelika Probst* und *Eckart Peterich*, worin wenigstens zu Esther — S. 190 — und zur vormakkabäischen ‚Assimilation‘ — S. 205 — das Nötigste gesagt ist: immerhin befremdet hier die Behauptung (S. 196), das AT lehre „nur den Volksgenossen vollkommen lieben“, obwohl doch Lev 19 34 genau das Gegenteil geboten wird (ähnlich in Rösslers Beiheft für die Hand der Lehrer S. 29). Auf den 73 Seiten über die ‚Zeit des Moses‘ bei Fassbinder-Pick aber fehlt überhaupt jedes Wort vom alttestamentlichen Gebot der Nächsten- und Fremdenliebe!

Unvergleichlich richtiger belehrt in dieser Hinsicht das auch sonst bemerkenswerte Werkbuch: *Das Alte Testament in Bibelkunde*, Geschichte, Auslegung“ von Helene Rotscheit (Martin-Heilmann-Verlag, Gladbeck, Teil I und II: Urgeschichte bis Salomo 1950), das synoptisch neben den Stichworten zur biblischen solche zur Welt-Geschichte aufreicht, neutestamentliche Parallelen und sogar noch Proben der überlieferten Auslegung, wobei neben alten und neuen evangelischen Exegeten (häufig Hamann!) unbefangen auch Buber und gelegentlich Bernhard von Clairvaux zitiert wird, wodurch ein mit Recht von Lehrern wie (sehr namhaften) Theologen gerühmtes Arbeitsmittel entstanden ist.

*

Indem wir nun von den Gesamtübersichten zu Einzeldarstellungen bestimmter alttestamentlicher Probleme und Problemkreise übergehen, beginnen wir mit zwei Büchern von *Martin Buber*. Das eine ist die hochwillkommene dritte Auflage jenes Werkes über das ‚Königtum Gottes‘, worin er erstmals schon 1932 die exegetischen Früchte weitergab, welche ihm die gemeinsame Bemühung mit Franz Rosenzweig um Einddeutschung der SCHRIFT seit 1925 einzutragen begonnen hatte: wertvoll bereichert durch ein weiteres Vorwort (S. L bis LXIV), woselbst er sich mit seinen Kritikern auseinandersetzt, u. a. auch mit H. J. Kraus, Gespräch mit M. Buber, in der schon erwähnten Sonderdoppelnummer der ‚Evangelischen Theologie‘. Eindrucksvoll verteidigt er hier die Abgrenzung der von ihm als urisraelitisch angesehenen echten Theokratie, des sozusagen unmittelbaren Gottes-Königtums, gegenüber jeder bloßen ‚Hierokratie‘, wie sie so leicht landläufig als Theokratie bezeichnet wird. — Bemerkenswert sind auch die beiden Studien, die er unter dem Titel: ‚*Sehertum*, Anfang und Ausgang‘ bei Jakob Hegner (Köln und Olten 1955) vorlegt, besonders die erste über Abraham, deren Erstdruck der berühmten Kristallnacht 1938 zum Opfer gefallen war, während er uns in der zweiten: ‚*Prophezie und Apokalyptik*‘ in der allzu weitgehenden Verständnislosigkeit gegenüber der letzteren hinter schon von ihm selbst errungene Einsichten (in ‚Zwei Glaubensweisen‘, S. 114 ff.) zurückzufallen scheint. (Und dann doch S. 69 immerhin „versprühte Funken des prophetischen Feuers“ auch in Marx‘ Apokalyptik zugeben muß, nachdem er ihr S. 68 jeden „prophetischen Urgrund“ glatt absprach!).

Als gerade auch mit Buber sich auseinandersetzend erwähnen wir dann den von dem seinen (vgl. FR 5/6, S. 24) grundverschiedenen ‚Moses‘ von *Elias Auerbach* (Amsterdam 1953, G. J. A. Ruys Verlag), das Werk eines reinen Profanhisto-

rikers, der — auf Eduard Meyers Spuren — die Bedeutung der Oase Kades für die sud-israelitische Eidgenossenschaft (S. 205 nach Ri 1, 16—34) unter Mose scharf herausarbeitet und mit allem dazu Gesagten zweifellos beachtenswert ist. (So auch mit seinen Einwänden zu Buber-Rosenzweigs Verständnis der Dornbusch-Epiphanie, S. 37 ff.) Weniger überzeugend ist sein Bild der Persönlichkeit Moses, gerade im Vergleich mit dem doch schon etwas zurückhaltender, mehr von fern her und eben darum überzeugender gezeichneten bei Buber. — Formeln wie die, daß für Mose letzten Endes „Gottes Wesen das Sittengesetz“ sei (S. 229), vereinseitigen auch zu sehr die an sich richtige Erkenntnis von der überragenden Bedeutung der *Praxis* in aller jüdischen Religion seit jeher. Auerbach, (wie ja selbst noch Buber!) berücksichtigt zu wenig, was Gelin in der bemerkenswerten Sonderausgabe der *Cahiers Sioniens* über ‚Moses‘ (VIII, 2/4, 1974) mit dem Satze ausdrückt. „Die heiligen Texte, die von Mose zu uns sprechen, ermutigen kaum ein Unternehmen wie das des Plutarch... ihr Blickpunkt ist nicht näherhin biographisch; man findet darin weder Psychologie, noch Ausgangs- und Endpunkt einer menschlichen Entwicklung, noch auch nur die schlichten Einzelheiten eines Lebens.“ Das muß hier (wie etwa auch gegenüber all den unzähligen von vornherein zum Scheitern verurteilten Versuchen eines ‚Leben Jesu‘!) genau so deutlich gesagt werden, wie von demselben Verfasser dem zu weit getriebenen kritischen Radikalismus der Überlieferungsgeschichtlichen Schule (z. B. M. Noths) entgegengehalten wird, daß ohne eine wirkliche Stifter-Persönlichkeit wie Mose Israel so wenig vorstellbar ist, wie der Islam ohne Mohammed, Sparta ohne Lykurg, auch wenn wir Lykurg wie Mose nur durch sagenhafte Überlieferung hindurch zu fassen bekommen. (Neben Gelins ‚Moïse dans l’Ancien Testament‘ sind für uns hier noch besonders erwähnenswert in jenem Heft: *Caëllès*. ‚Moïse devant l’Histoire‘ und der ausführliche Beitrag der so früh heimgerufenen *Renée Bloch* über Mose in der rabbinischen Tradition; nicht minder zu begrüßen aber auch die andern Beiträge über die Mose-Gestalt im Lichte der neutestamentlichen, patristischen und weiteren Überlieferung bis hin zu der des Islam; Gegenstück zu einer früheren Publikation der *Cahiers Sioniens*, die deutsch unter dem Titel ‚Abraham, Vater der Gläubigen‘ als Heft 2 des Jahrgangs 1952 von ‚Bibel und Kirche‘ erschienen und ähnlich verdienstvoll ist.)

Als weitere zusammenfassende Darstellungen größerer alttestamentlicher Komplexe möchten wir wenigstens noch erwähnen: Das sehr schöne und in die Unmittelbarkeit des biblischen Gebetslebens hineinführende Buch *Der Mensch vor Gott*. Die Daseinserfahrung in den Psalmen von *Hermann Krings* (mit Unterabschnitten wie: Die Entschlossenheit, Die Tränen, Die Angst und: Die Freude; Werkbund-Verlag, Würzburg); die höchst lebendige Text-Erschließung: *Worte der Propheten* in neuer Übertragung und mit Erläuterungen von *Joh. Hempel* (A. Töpelmann, Berlin 1949), die wohlgegliederte Übersicht *Israels Propheten* (von Samuel bis Daniel) aus der Feder *Curt Kuhls* (Lehnen Verlag, München 1956), sowie als — bescheiden einführendes — katholisches Gegenstück dazu: *Gottesboten im Gottesvolk*. Von Salomon bis zur Zerstörung Jerusalems von *Josef Solzbacher* (Verlag Herder, Freiburg 1951); nicht zuletzt: *L’essence du Prophétisme* von dem Straßburger Rabbiner und Professor *André Neher* (Paris 1955, Presses Universitaires de France), eine kraftvolle Konfrontation der außerbiblischen und der biblischen ‚Prophetie‘, wobei letztere nicht so sehr in ihrem Werden (wie von Buber) als vielmehr in ihrem Sein, in ihren dauernden Zügen, betrachtet und (mit A. Heschel) in ihrer einzigartigen Theozentrik erkannt wird (sie biete „weniger Theologie für den Menschen als Anthropologie“, Sich-Hin-einreißen lassen ins Geschehen am Eben-Bild, „für Gott“, heißt es mit kühner Paradoxie, S. 98); wenn dann auch leider wiederum die Apokalyptik bloß als Verfallserscheinung gilt und sich vorwerfen lassen muß, zur heidnischen, zyklischen Zeitvorstellung (statt Israels zielgerichteter) zurückzusinken (S. 55 ff., 246).

Schließlich sei noch auf ein paar Einzelstudien verwiesen, von denen uns durchwegs scheint, daß „ihre Bedeutung über den engeren Bereich der alttestamentlichen Forschung hinaus“ reicht, wie es von der eisterwähnten K. Koch im nach wie vor empfehlenswerten Theologischen Jahresbericht *Verkündigung und Forschung*, (1953/55, S. 129) schreibt, auf den wir auch für die genauere kritische Auseinandersetzung mit den drei nächstfolgenden verweisen dürfen. Es sind: *Th. C. Üriesen*, *Die Erwählung Israels nach dem Alten Testament*, wichtig vor allem durch die darin begründete These, Christi Kirche müsse „unbedingt mit Paulus Israels *Erwählung* anerkennen...“, aber ebenso unbedingt das jüdische Anrecht auf das *Auswahlsein* verneinen“ (das auch ihr selbst abgehe, sagt der niederländische Reformierte); eine These, auf die später anderwärts zurückgekommen werden muß. Sodann: *Georg Fohrer*, *Die symbolischen Handlungen der Propheten*; wichtig besonders als Beitrag zur immer klareren Unterscheidung der biblischen Prophetie von aller heidnischen Mantik, mit der sie so leicht verwechselt wird. (Beide im Zwingli-Verlag, Zürich, 1953, erschienen) Ebendazu wertvoll: *Ernst Ludwig Ehrlich*, *Der Traum im Alten Testament*; eine umfassende Analyse sämtlicher vorkommender Traum-Berichte und ihrer — in späterer biblischer Zeit ganz überwiegend kritischen — Bewertung als ‚Offenbarungsmittel‘ (A. Töpelmann, Berlin 1953). Weiter: *Hans-Joachim Kraus*, *Gottesdienst in Israel*. Studien zur Geschichte des Laubbüttenfestes (Chr. Kaiser, München 1954); ebenfalls hilfreich, um von allem heidnischen Religionsbetrieb und speziell Gottesdienst des Israels immer klarer unterscheiden zu lernen, der zugleich ‚Vergegenwärtigung der Heilsgeschichte‘ und Verkündigungsgelegenheit für den im ‚apodiktischen Recht‘ offenbarten Gotteswillen ist. Ganz stark arbeitet diesen geschichtlichen Charakter der israelitischen Religion auch *Hempel* heraus in: *„Glaube, Mythos und Geschichte im Alten Testament“* (A. Töpelmann, Berlin 1954); eine von der ‚Entmythologisierung‘-Debatte ausgelöste, aber weit über sie hinausführende Studie, die zeigt, daß schon im Alten, wie ja auch im Neuen Bunde Gott je und je geschichtlich geschehn lassen konnte, was der Mensch nur in mythischer Sprache — als Erhofftes oder Verheißenes, wie auch als Erfülltes — aussagen kann. Wir erwähnen noch: *Die ältesten Traditionen Israels*. Ein kritischer Bericht über C. A. Simpsons *The early traditions of Israel*, von *Otto Eissfeldt* (A. Töpelmann, Berlin 1950), eines jener Werke, deren subtile und im einzelnen auch häufig anregende Kleinarbeit in der Durchdiskussion der Quellenscheidung zugleich mit dem Respekt vor solcher ‚Andacht zum Kleinen‘ doch auch den Eindruck wachruft, daß auf diesem Wege der Aufdröselung des bunten Erzählungssteppichs in Einzelfäden wirklich nicht mehr weiterzukommen ist (so Eissfeldt selbst zu Simpsons Einordnung der Nimrod-‚Premiere‘, S. 58 f.). Und zuletzt: *Hans W. Hertzberg*, *Werdende Kirche im Alten Testament* (Chr. Kaiser Verlag, München 1950), worin für unsre Ekklesiologie wieder einmal „die heilsgeschichtliche Erweiterung nach rückwärts sichtbar“ gemacht wird, was sie so nötig hat, wenn auch mit protestantischer Akzentuierung und — leider — sogar gelegentlich pejorativem Gebrauch des Wortes „alttestamentlich“ (S. 23).

Stärker als es geschieht, hätte herausgearbeitet werden sollen, was v. Rad (bei Besprechung von Noths *Geschichte Israels*: VuF, a. a. O., S. 133) in den überaus wichtigen Satz zusammenfaßt: „Wir sehen, wie schwerfällig und zögernd sich Israel auf eine Staatenbildung hinbewegt hat, ja daß die Staatsform in gewisser Hinsicht ihm dauernd ein fremdes Gewand geblieben ist, aus dem es sich nach der Zerschlagung seiner staatlichen Existenz wieder in die Form einer *Sakralgemeinde* zurückentwickelt hat. Keines seiner Gesetzescorpora setzt, wie uns Noth anderwärts belehrt hat, Israel als *Staat* voraus; Israels Gesetze dienen vielmehr allesamt der Ordnung eines *sakralen Verbandes*.“ Einer ‚Kirche‘!

V. Lexika und andre Hilfsmittel zum Bibelverständnis

Wie die Aufreihung der Text-Ausgaben mit Hamps Altem Testament und der Echter-Bibel, die der Gesamtübersichten mit Niens Buch, so dürfen wir auch die der Hilfsmittel voll Dank für eine katholische Publikation eröffnen, für das bei Benziger, Einsiedeln, erschienene *Bibel-Lexikon*, herausgegeben von Professor *Herbert Haag*, Luzern, in Verbindung mit *A. van den Born* und andern, vornehmlich holländischen, Fachgelehrten, deren ursprünglich niederländisches Bibelwörterbuch hier in deutscher Neubearbeitung vorliegt. Es bietet eine umfassende Bibelkunde auf der vollen Höhe heutiger Wissenschaft, wenn man auch mit Ederbauer, der dies lobend anerkennt, — in ‚Wort und Wahrheit‘, XI, 483, Juni 1956 — manchmal (wohl raumbedingten) „Verzicht auf die Diskussion mit Vertretern anderer Meinungen“ bedauern wird; etwa unter ‚Moses‘ betreffs der oben erwähnten neuerlichen Infragestellung seiner geschichtlichen Gesamtrolle.

Wie fortschrittlich dieses Lexikon ist, empfindet man geradezu frappiert, wo einer seiner Sätze im Rahmen der Entmythologisierung-Debatte für Bultmann geltend gemacht wird: Die Auferstehung Jesu sei „... als Glaubensgeheimnis nicht eine Tatsache, die mit den Methoden der historischen Wissenschaft mit Sicherheit bewiesen werden kann“ (Sp. 128). Wenn diese (nachgerade Binsen-)Wahrheit freilich von H.-W. Bartsch (im Beiheft zu ‚Kerygma und Mythos‘ I–II, Hamburg 1954, S. 41) als Argument gegen den Satz zitiert wird, wonach eben diese Auferstehung „ein historisches Ereignis ist, sogar das historische Ereignis aller Ereignisse“ (a. a. O., S. 63, nach meinem Aufsatz über Bultmanns Lehre in katholischer Sicht in den FH 1953, S. 113), dann wird — gut positivistisch — verkannt, daß etwas mit den Mitteln historischer Forschung nicht „mit Sicherheit“ Beweisbares wahrlich trotzdem Ereignis, ja Ur-Ereignis schlechthin sein kann, was wahrlich auch die Bearbeiter des Bibellexikons nicht leugnen dürften.

Das nächste wichtige Hilfsmittel, das in der Berichtszeit erschien, ist das *LEXICON IN VETERIS TESTAMENTI LIBROS* (Leiden 1953, E. J. Brill), worin *Ludwig Köhler* die hebräisch, *Walter Baumgartner* die aramäisch geschriebenen Teile des Alten-Bundes-Buches nach dem neuesten Stande der Forschung deutsch und englisch wiedergibt; eine unschätzbare Gabe für jeden Freund des Urtextes, der etwas davon weiß, wie sehr auch die Wort-Forschung in den letzten Jahrzehnten fortgeschritten ist. Der Nichtfachmann freilich, für den dieser Bericht ja geschrieben ist, wird guttun, neben diesem großartigen neuen auch noch eines von jenen älteren Wörterbüchern zu benutzen, die wie etwa das von Eduard König (Leipzig 1910) durch Einschaltung und Analyse aller schwer erkennbaren Formen und deutsch-hebräisches Wortregister auch ihm den Zugang zu erleichtern vermögen, worauf dann jeweils das neuere Werk kontrollieren helfen kann, ob in dem betreffenden Fall unsre Wort-Kenntnis in den anderthalb Menschenaltern seither über den damaligen Stand hinausgeschritten ist, wie es sich nicht selten erweisen wird.

Anschließend ist nun noch von der seit November 1955 in Lieferungen bei der Privilegierten Württembergischen Bibelanstalt, Stuttgart, erscheinenden *Konkordanz zum hebräischen Alten Testament* (nach dem Text von Kittel und Kahle in der *Biblia Hebraica*) zu berichten, die von *Gerhard Lisowsky* unter Mitwirkung von *Leonhard Rost* bearbeitet wird. Jeder, der die große Verständnishilfe kennt, die Konkordanzen durch den Hinweis auf Wortverwandtschaften zu leisten vermögen, welche gerade in der Bibel so gut wie stets Sinnverwandtschaften, ja oft ausdrückliche, bewußte Verweisungen bedeuten, wird erlassen können, welche Erleichterung für die wirkliche Vertiefung in den biblischen Gesamttext, auf den es schließlich durch alle Einzel-Texte und -Bücher hindurch ankommt, solche Konkordanz zu bieten vermag; man kann nur hoffen, daß sie programmgemäß bis Ende 1957 komplett vorliegt — und ausgiebig benutzt wird.

Ganz zum Schluß möge nun noch auf eine völlig andersartige Gruppe von Hilfsmitteln zum Bibel-Verständnis kurz eingegangen sein, auf neu vorliegende Bibel-Bilder. Wir beschränken uns dabei auf zwei extreme Beispiele, welche die unterste und die oberste Grenze des neu auf diesem Gebiet Vorliegenden markieren.

Die aus Amerika übernommene ‚*Tausend-Bilder-Bibel*‘ des Herder-Verlags ist wohl nahezu das letzte an Kitsch- und Comics-‚Kindertümllichkeit‘, was der entarteten Phantasie unsrer Zeit, um sie zur Bibel hinzulocken, noch geboten werden konnte. In seinem sehr bedenkenswerten Diskussionsbericht dazu im ‚Christlichen Sonntag‘ (V, 41 vom 11.10.1953) bemerkt dazu der Schriftleiter des Großen Herder und der historischen Vierteljahrsschrift *SAECULUM*, Dr. J. O. Köhler:

„...keine einzige jener Zuschriften, die sich gegen dieses Buch aussprechen, hat sich so kritisch über die ‚Tausend-Bilder-Bibel‘ geäußert wie ihr Anwalt, Studienrat Dr. Thimm, selbst. Die ‚Tausend-Bilder-Bibel‘ ist in der Lage, heißt es da, „mit den Margarine-Bildern zu konkurrieren“; sie begibt sich also demnach auf deren Ebene. Und zur Besorgnis, ob durch diese Bilder eine falsche religiöse Vorstellungswelt geweckt wird, sagt die Zuschrift, daß der Religionslehrer weniger daran interessiert sein kann, ob die religiösen Vorstellungen vollkommener oder unvollkommener sind: „Es kommt mir gegenüber der Magie der Technik, des Sports, der Comics und der Margarinebilder darauf an, daß religiöse Dinge überhaupt noch aufgenommen werden.“ Niedriger hängen kann man in der Tat die ‚Tausend-Bilder‘ dieser ‚Bibel‘ nicht. Aber die Frage heißt ja: Hängen sie nicht genau so niedrig, wie hoch wir schauen können? Und hängen sie so niedrig, daß wir gerade noch mit unserm Zeigestock hinkommen, weil wir eben keinen längeren haben? ... Und darum ist sie eines der wichtigsten Bücher dieses Jahres. Wir sollten freilich noch hinzufügen: auch eines der Bücher dieses Jahres, die am schmerzhaftesten unsre Armut enthüllt haben.“

Man wird danach verstehen, daß wir auf jede Einzelkritik dieses ‚Hilfsmittels‘ verzichten und uns auf den Hinweis beschränken, daß es sich in gewisser Hinsicht konsequent auf den Standort der überhaupt erst durch Jesus vom wahren Gott Israels erfahrenden Heidenvölker stellt, d. h. von den 309 Seiten des Ganzen die ersten 152 der „Lebensgeschichte des größten Menschen, der je gelebt hat“, gewidmet sind, dann ein II. Teil von 98 Seiten den Geschichten, „die Maria ihrem Sohn erzählt haben wird“, — „Die Geschichte Seines Volkes“ — (ein III. von 59 Seiten der apostolischen Früh-Geschichte Seiner Kirche).

An der obersten Grenze dieser Gruppe von Hilfsmitteln stehen demgegenüber die ‚*Holzschnitte zur Bibel*‘, von *Hildegard Domizlaff* (mit Nachwort von *Robert Grosche* im Johannes-Verlag Einsiedeln im selben Jahr 1952 wie die ‚Tausend-Bilder-Bibel‘ erschienen).

Von der göttlichen Geist-Taube über den Wassern bis zur makabäischen Mutter (und dann natürlich auch von der ‚Wurzel Jesse‘ bis zu Christi Himmelfahrt) führen gut 40 aus den mehr als 100 Bildern zur Bibel, welche die Künstlerin geschnitten hat und von denen nur zu hoffen steht, daß sie bald auch bestimmungsgemäß vollzählig als Illustrationen zu einer würdigen Bibel-Ausgabe erscheinen werden.

Denn mit Recht fordert Grosche, die Darbietung einiger ausgewählter Bilder (mit je gegenübergestellten von ihnen ‚illuminierten‘ Bibel-Texten) dürfe den Betrachter nicht dazu verführen, in dem Gebotenen

„nur eine Folge von biblischen Geschichten zu sehen, sondern es ist daran festzuhalten, daß es hier um die biblische Geschichte geht, um das Geschehen der göttlichen Offenbarung von der Schöpfung bis zur Vollendung dieser Welt, ... um jene Heilsbotschaft Gottes, die uns das Heilige Buch der Schrift bezeugt; und deren Zeugnis wird hier übersetzt in die Sprache des Bildes, und zwar aus dem Geist unserer Zeit heraus...“ und zugleich aus dem der Tradition, dem

„des Glaubens, der immer neu und in dieser Künstlerin mit starker Ursprünglichkeit die Offenbarung ergreift. Von diesem Geist des Glaubens erfüllt, zugleich aber geformt durch die Strenge der kirchlichen Liturgie hat Hildegard Domizlaff die Heilige Schrift in sich aufgenommen und dann ins Bild übertragen: mit einer großer Verhaltenheit und doch innerlich brennender Leidenschaft, sparsam in ihren Mitteln, nie jener novellistischen Geschwätzigkeit verfallend, mit der ein vergangenes Geschichtsbild die Vorgänge dramatisierte, sondern immer auf das Wesentliche hinzielend, und doch eben nun in die strengen Gesten und Bewegungen von ein paar Figuren den heilsgeschichtlichen Vorgang... mit sicherer und genauer Hand auf den kleinen Raum ihrer Blätter einfügend“¹.

Wie reich könnten wir sein durch Gottes Gnade, auch an Schrift-Verständnis, wenn wir nicht aus purer Trägheit und Bequemlichkeit in unsrer Armut und Erbarmlichkeit verharrten. Veni Sancte Spiritus!

¹ Mit frdl. Erlaubnis des Verlags bringen wir die obenstehende Probe.

Der Berg Sinai war ganz in Rauch gehüllt, weil der Herr im Feuer auf ihn herabgefahren war. Der Rauch stieg von ihm auf wie von einem Schmelzofen, und der ganze Berg erbebt gewaltig. Und der Posaunenschall wurde je länger je stärker: Moses redete und Gott antwortete ihm im Donner. Als nun der Herr auf den Berg Sinai herabgefahren war, auf die Spitze des Berges, rief er Moses auf die Spitze des Berges, und Moses stieg hinauf. Da sprach der Herr zu Moses: Steige herab und warne das Volk, daß sie nicht zu dem Herrn vordringen, um ihn zu sehen, sonst müßten viele



von ihnen umkommen. Und als er zu Moses auf dem Berge zu Ende geredet hatte, übergab er ihm die beiden Tafeln des Gesetzes, steinerne Tafeln, vom Finger Gottes beschrieben.

Exodus 19, 18—21; 31, 18

II. Literaturhinweise

Leo Baeck: Dieses Volk, Jüdische Existenz. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt a. M. 1955, 182 Seiten.

Mit freundlicher Genehmigung der Schriftleitung 'Die Sammlung', vom Juni 1955 (10, 6), S. 295 ff., entnehmen wir folgenden Beitrag über Leo Baeck, 'Dieses Volk' (vgl. Nr. 29/32, S. 61 f.).

Diese Selbstdeutung der jüdischen Existenz, die Leo Baeck, der nun bald 82jährige frühere Berliner Rabbiner und Lehrer an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums, unter dem Titel „Dieses Volk“ vorlegt, ist ein beeindruckendes Buch. Angefangen und in seinen zwei ersten Teilen geschrieben als innere Rechenschaft vom jüdischen Leben in der Zeit des anhebenden Dritten Reiches in Berlin, dem Ort, den Baeck auch in der Zeit steigender Bedrängnis nicht verlassen wollte, in seinen beiden letzten Teilen in Theresienstadt, wohin Baeck 1943 verschleppt wurde, auf Blättern, die vor den Augen der Späher immer neu versteckt werden mußten, zu Ende geschrieben, und dann erst hinterher als Zeugnis vom wirklichen Wesen des Judentums einer weiteren Öffentlichkeit, für die diese innere Rechenschaft ursprünglich gar nicht bestimmt gewesen war, zugänglich gemacht. Man möchte erwarten, daß sich auf dieses Nachdenken über das Wesen jüdischer Existenz die dunklen Schatten jener bösen Zeit der Zertretung und Entwürdigung des jüdischen Menschen legen möchten. Man könnte es verstehen, wenn die Rede hart und zornig würde und das Gericht über die Menschen herabgerufen würde, die den Wehrlosen schändeten. Von alledem ist im ganzen Buche, wenn schon die Auseinandersetzung mit den zeitgenössischen Schmähungen des Judentums im Hintergrunde zu spüren ist, nichts zu finden. Dafür aber ist in einer wahrhaft freien, von aller Verkrampfung und Komplexen gelösten Menschlichkeit die Sinndeutung jüdischen Wesens und sein besonderer Auftrag im Ganzen der Völkerwelt sichtbar gemacht.

Es spricht daraus ein Adel der Gesinnung, vor dem man sich nur in Hochachtung — und wohl auch in heimlicher Beschämung — neigen kann.

Baecks Deutung der „jüdischen Existenz“ (diese Bezeichnung findet sich im Untertitel des Buches) vollzieht sich nicht im freien Nachdenken über das Judentum, sondern als eine ständige Interpretation der im Alten Testament sich findenden Grundworte über dieses Volk, seinen Ursprung und sein Ziel, wie denn ja schon der Buchtitel „Dieses Volk“ eine alttestamentliche Redeweise über Israel wiedergibt. Auf dem zweiten Blatt ist Jesaja 43, 21 zitiert: „... dieses Volk, das Ich mir gebildet habe, Meinen Ruhm wird es künden.“ Gewiß steht dann auch immer wieder die ganze folgende Geschichte dieses Volkes vor Augen, die Zeit der Talmudlehrer, die mittelalterliche jüdische Philosophie, die kabbalistische Mystik und der Chassidismus. Aber eigentlich tragende Grundlage ist die Aussage des Alten Testamentes. Von hier kommt alles her, auf diese Quelle bezieht sich immer neu die Erinnerung und das Sich-Zurecht-tasten dieses Volkes. So wird sich denn auch jeder, dem das Alte Testament köstlich ist, von dieser Deutung der alttestamentlichen Aussagen anrufen wissen und nach dem richtigen Verständnis der alttestamentlichen Aussagen gefragt fühlen.

In vier Kreisen ordnet Baeck sein Nachdenken über das Wesen des jüdischen Volkes. „Der Bund“ ist der erste von diesen Kreisen überschrieben, Israel ist darin ein Volk eigener Art, daß es an seinem Anfang die Offenbarung des Einen, der hinter allem Vielfältigen ist, weiß. Er erteilt ihm den Auftrag des Lebens. Dieser Auftrag umfaßt von Anbeginn an das ganze Leben und wehrt der sonst allenthalben üblichen Scheidung des Lebens in die zwei Sphären eines geistigen und eines materiellen Lebens. Rationales und Nicht-rationales sind hier von Anfang an in einer unscheidbaren

Ganzheit verbunden. So wird dieses Volk in besonderer Weise das Volk der Leiblichkeit des Geistigen, oder, wie Baeck sagt, „ein Volk der Bedeutung“, nicht nur Volk einer Geschichte, sondern Volk der Geschichte und darin zugleich Volk der Menschheit werden. Aber dieses nun eben nicht nur als Volk des Privilegs, sondern als das Volk des Bundes, dem alles, was ihm gegeben ist, Schöpfung und Offenbarung, und zugleich Auftrag und Gesetz wird. Alles, was an dieses Volk herankommt, kann nur von dem Einen herkommen, zu dem allein es sich hin bestimmt weiß. In allem aber wird ihm zugleich die Forderung dieses Einen entgegen treten. Eine Welt, die sich erst denkend erfassen ließe, wobei dann hinterher auch noch von einer Ethik zu reden wäre, kennt es nicht. Sondern alles von dem Einen Herkommende ist auch sofort in eine Verantwortung hineingegeben, über der auch das Gericht als Möglichkeit steht. Das so gerufene Volk ist als das zum Bund gerufene „Knecht Gottes“. —

„Das ist das Ideal, daß sie alle Helfer Gottes, Knechte Gottes heißen dürfen, indem sie alle daran mithelfen, daß der Bund, den Gott geboten, das Gesetz, das Gott gegeben hat, zum Zeugnis des Lebens auch unter den Menschen werde“ (30). Dabei darf Gesetz nicht als neutrale Ordnung verstanden werden. In ihm begegnet der Eine, er selber. Gehorsam gegen das Gesetz ist der Wille zu dem Einen. Oder, wie an anderer Stelle schön formuliert werden kann: „Glaube ist daher kein gebotener Glaube — du sollst glauben, das wäre hier ein fremdes Wort —, sondern ein gebietender Glaube... er ist weder die Orthodoxie noch die Ekstase, sondern er ist die Wahl des Standortes und damit des Wesens“ (34).

„Der Auszug“, heißt ein zweites Kapitel. Daß Israel durch den Auszug aus Ägypten erst Volk geworden ist, bedeutet für dieses Volk mehr als eine lediglich historische Erinnerung. Hier sieht es sich in seinem Wesen bestimmt. Hier lernt es aber zugleich die Menschheit begreifen. Denn so werden ja alle Völker dieser Menschheit geführt, daß sie, aus dem Geheimnis des Anfangs aufsteigend, nach einer Zeit des Wanderns einmal nach den festen Grenzen und damit auch nach einer bestimmten Geschichte greifen und ihre Verantwortung auf sich nehmen. Aber wieder zeigt es sich, daß dieses Volk, so sehr es in seiner besonderen Berufung um seine Besonderheit weiß und sie immer bewußter in aller Entschlossenheit behauptet, doch, weil es um die Einheit aller Dinge weiß, seine eigene Geschichte nie abgesehen von der Geschichte der Welt verstehen kann. So erzählt das Alte Testament in seinem ersten Buch von der anfänglichen Finheit der Menschen, ihrer Sonderung, die von da herkommt, daß Menschen mehr sein wollten als nur Menschen. Es weiß vom Ruf an seinen Vater Abraham, der ihn um der Menschheit willen, damit er ein Segen würde, traf. Es weiß um die Gerichte Gottes über diesem Geschehen — etwa dem Gericht, das über Ägypten geschah, und weiß gerade darin, daß es nicht am Menschen ist, solche Gerichte zu vollziehen und Rache zu üben. Es weiß von der Gnade der Befreiung aus Ägypten und davon, daß es daraufhin ein singendes, den Befreier lobpreisendes Volk zu werden hatte. Von dieser Befreiung her hat es den Beginn seiner Geschichte datiert. Datierte Rom seine Geschichte vom Bau und der Befestigung einer Stadt her, Griechenland von seinen olympischen Spielen, da die Griechen Zuschauer und Gestalter im „Schauspiel für Götter und Menschen“ waren, so Israel von seiner großen Freiheit her. Hier hat Israel aber auch gelernt, sich von dem bloß Großen, Mächtigen zu unterscheiden. Es hat auch in der Folge immer wieder gewagt, als Kleines ein Eigenes zu sein. Hier hat es aber auch das Achten auf das Schwache, den Fremdling, den Armen, das Tier gelernt — war es doch selber Fremdling gewesen in Ägypten. So ist für dieses Volk das Recht immer von Gott her bestimmt worden und nicht Sklave der Macht geworden. Dieses Volk wird sich nie der einfachen Macht der Tatsachen beugen können, sondern die Unruhe in all dem scheinbar durch die Macht der Tatsachen als Recht Erwiesenen blei-

ben. Es wird sich weder einer „Philosophie der Entschuldigung“ noch auch einer „Frömmigkeit der Entschuldigung“, die nur zu besänftigen und die, welche leiden, mit dem *pallium caritas*, dem „sanften Gewand der Liebe“ zu umhüllen sucht, verschreiben können. Es wird dadurch ein den Völkern bisweilen unbequemes Volk, weil es auf seinem Wege bleibt. Das Soziale und das Humane behielten die Bestimmtheit der Rechtssatzung, und die Erinnerung an das Haus der Knechte bewahrte vor der Vergesslichkeit“ (69 f.). Dieses Volk, das Geschichte nicht als Kreis, sondern nur als Weg sehen kann, bleibt auch in seiner Zukunftssehnsucht voll des Sozialen und Humanen.

Unter dem Stichwort „Offenbarung“ unternimmt es Baeck, zu zeigen, wie das Volk des Alten Testaments, das von seinem Buche, dem Alten Testament, nicht zu trennen ist, doch in einer steten Offenheit gegenüber neuer Offenbarung steht. „Der neue Tag sprach, und die alte Wahrheit wurde aufgerufen, daß sie ihm auch ihre Antwort gebe“ (83). Zweierlei ist dabei bedeutsam: Alles Neue, das gehört werden will, findet seine Grenze im Gebot, das nie verflüchtigt oder spiritualisiert wird. Andererseits aber kommt es in diesem Volke, das vom Glauben an die immer neue Offenbarung lebt und diese sich formuliert — Baeck möchte hier das Wort „Poesie“ einführen („Von den Menschen der Prosa und der Interessen, auch denen in seiner Mitte, wird es daher selten begriffen“ [85]) —, nie zur Formulierung eines Dogmas. In der Offenbarung wird das ganze Volk angesprochen, zugleich aber ist jeder einzelne aufgerufen. So entsteht das eigentümliche Phänomen der „Gemeinde“, das von der Masse ebenso zu unterscheiden ist wie von der aus der Sakramentsgemeinschaft erwachsenen Kirche, und in der eine doppelte Moral — diejenige der Gemeinschaft und diejenige des einzelnen — wesensmäßig unmöglich ist. Aus dem Dekalog und den Offenbarungen Gottes an Mose, in denen Gott sich als der „Ich bin“ (Exodus 3, 14) in der Einheit von Sein und Ich offenbart und zugleich (Exodus 33, 16—23) sichtbar macht, daß er der Erbarmende ist, werden weitere Züge der alttestamentlichen Offenbarung deutlich. Es ist für das Volk des Alten Testaments bezeichnend, daß es sich bei all seinem Gerufenwerden zum Unsichtbaren, zur Idee, nicht aus der gegenständlichen Wirklichkeit herauslösen läßt. Nie ist auf das Unsichtbare, aber auch nie auf das Sichtbare Verzicht geleistet worden. Schon der Zug zum Gebote, der den Menschen zur Formung und Gestaltung des Daseins hinweist, hat dahin gewirkt... Das Metaphysische wird zum Imperativ“ (120 f.). Am Beispiel der alttestamentlichen „Weisheit“, wie sie sich etwa in den beiden Büchern Hiob und Prediger erkennen läßt, die beide an den Rand menschlichen Verstehenkönnens führen und doch zeigen, wie der alttestamentliche Mensch im Gebote Gottes stehen bleibt, kann dieses recht deutlich werden. „In dieses Volk sind darum keine festen Sätze des Bekenntnisses hineingestellt worden. Gott will in seiner Mitte sein, die Schedinah (d. h. Gott in seiner Thronerscheinung) in ihm den Platz haben. Gott ist hier nicht der offenbare Gott, sondern der offenbarende Gott“ (130 f.).

Von „Wüste und Land der Väter“ handelt der letzte Gedankenkreis. Baeck bedenkt hier das eigenartige Gegenüber von Wüste und Fruchmland, das durch die ganze alttestamentliche Zeit, nicht nur die Frühzeit hindurch, für Israels Denken bedeutsam ist. Bei den großen Lyrikern unter den Propheten, einem Hosea und Jeremia, ist es zu sehen: „Von des Volkes großer Bereitschaft für Gott, die, wenn Gott verlangt, auch eine Bereitschaft zur Wüste sein muß, sprach zu ihnen die Wüste, und sie haben davon gedichtet“ (138). „Eine Poesie, die vorher nicht gekannt war, ist hier aufgefunden, die Poesie von dem freien Entbehren und Verneinen und Verzichten um Gottes Willen“ (139). So ist Israel von seiner Wüstenzeit her ein Puritanismus eigen geworden, der bereit ist, um Gottes Willen auch auf Güter zu verzichten. Von da her ist dieses Volk auch bereit geworden, nachdem die zweimalige Zerstörung des Tempels den Weg freigemacht hatte, einen Gottesdienst ohne Opferdienst und

Priestertum zu schaffen. „Die Jahre der Wüste waren zur Idee geworden, die im Seelischen der Jahrhunderte blieb“ (143). Von da her konnte der Alltag, das Unfeierliche, seine Feierlichkeit gewinnen. Es ist von da her zu verstehen, daß in der Folge auch das Land, in welches das Volk aus der Wüste kam und welches das Volk gleich mit all seinen Gefahren anfiel und ihm die Stille der Wüste zu rauben drohte, ein anderes Land werden mußte. Israel hat sich hier die Reinheit erkämpft, die es auch weiterhin zu bewahren hatte. „In der Antike, inmitten einer Welt, in der weithin der Phallus seine Kulte hatte, und dann im Mittelalter, in einer Welt, in der Trunksucht und Unzucht und die Roheit auf gemeinsamem Wege weithin durch die Völker schritten, blieb dieses Volk, als ganzes, für dies alles unnahbar; es blieb eine Welt für sich, ein Volk auf reinem Boden“ (160 f.). Das Hohelied und das Büchlein Ruth sind Zeichen der Natürlichkeit, in die Liebe und Ehe im Alten Testament zu stehen kommen. Nur in dieser Reinheit konnte Kanaan für Israel ein Boden der Freiheit werden, konnte es auch geschehen, daß hier der Mensch um das Recht auch des Mitmenschen am Boden wußte und dieses Recht achtete. So konnte sich die Freude am Besitz und die Freude am Wohltun verweben. „Eine eigentümliche Poesie hat sich darin entfaltet, die Poesie der beschaulichen, stillen, alltäglichen Mildtätigkeit, ein Idyll des Liebeswerkes“ (167). „Die Poesie des Wohltuns ist ein Stück der Lebenspoesie dieses Volkes“ (168). So ist auch die auffallende Diesseitigkeit und Verhaltenheit an Worten über ein Leben über den Tod hinaus zu verstehen. Im Sabbat, den Mensch und Land halten sollen (Sabbatjahr), spricht sich das Wissen um die Ruhe des Menschen und des Landes aus, zugleich die Zuordnung zum Geheimnis Gottes, das vom Menschen nicht zu lüften ist („Manches Kapitel der Religionsgeschichte könnte überschrieben werden: Das verstoßene Geheimnis“ [172]), aus. So ist Israel seinem Lande treu geblieben; auch in der Zeit, da es körperlich von ihm getrennt wurde, ist es ihm seelisch verbunden gewesen. In der Treue ist wohl der entscheidende Charakterzug dieses Volkes zu erkennen. „In seinem Bleibenden, Ewigen, heißt der Bund: Gesetz, in seinem Menschheitlichen, seinem in Zeit und Raum Gebundenen heißt er: Treue. Die Treue ist das Ebenbild des Gesetzes. Durch sie trägt der Mensch ein Dauerndes, Beständiges in die irdische Vergänglichkeit hinein. Durch sie versöhnt er die Einzigartigkeiten und Einmaligkeiten“ (178).

Es ist eine ungemein reiche Skizze der biblischen Gedankenwelt, von der das Judentum nach der Baeckschen Sicht lebt. Sie vermag manches vom Geheimnis und den hohen Werten dieses besonderen Volkes von der innersten Mitte her zu beleuchten. Wenn nun im Anschluß an diesen Bericht doch einige Fragen ausgesprochen werden, so sollen es nicht Fragen von außen her sein, sondern lediglich Fragen, die dem, der vom Alten Testamente her kommt, angesichts der Baeckschen Entfaltung des alttestamentlichen Erbes im Judentum aufsteigen.

Es ist in dem Buch ohne Zweifel viel echte Erkenntnis alttestamentlicher Rede, die eine Zerreißung der Welt des Geistigen und der geschichtlichen Leiblichkeit nicht duldet, ausgesprochen. Und doch hinterläßt das Buch als Ganzes die Frage, ob die Realistik der alttestamentlichen Aussage in ihm voll zur Geltung gekommen ist. Am stärksten wird es einem im letzten Teil auffallen, wo Baeck von Wüste und Land redet, wie sehr hier doch eigentlich Wüste und Land zu „Vokabeln der Bedeutung“ geworden sind und nicht mehr in ihrem eigentlichen Sinn, den das Alte Testament ihnen beilegt, verstanden werden. Nach alttestamentlichem Selbstverständnis ist das Land für Israel Unterpfand der göttlichen Nähe zum Volke. Verstoßung aus dem Lande ist die unheimliche Grenzmöglichkeit eines Verlustes des ihm freundlich zugewandten Angesichtes Gottes. Ein zweites Wüstendasein ist darum etwas anderes als nur eine im Glauben Israels immer vorhandene dialektische Gegenmöglichkeit zum Wohnen im Lande. Es geht darin nach Meinung der Propheten um etwas radikal anderes als „die Poesie von

dem freien Entbehren und Verzichten um Gottes Willen“. Der Verlust Jerusalems, des Ortes, an dem allein ein Altar für Gott errichtet werden darf, ist für den alttestamentlichen Glauben nicht nur etwas Außerliches, das dann gar zu der wertvollen Weiterbildung zu einer kultlosen Gottesdienstform helfen kann. Es ist ein Hinausfallen in eine Heimatlosigkeit, die voller Fragen ist. Galutdasein ist Dasein unter der Frage. Ist Gott ohne den Ort, von dem im Deuteronomium immer wieder gesagt ist, daß Gott daselbst seinen Namen habe wohnen lassen, überhaupt noch nahe? Es hängt damit zusammen, daß bei Baeck nirgends ein leidenschaftlicher Ton des Verlangens nach einer Heimkehr ins verheißene Land, wie er sich — gewiß in einer eigenartig säkularisierten Form — dann im Zionismus Bahn gebrochen hat, zu hören ist. Das alttestamentliche Volk scheint sich nach Baeck auch ohne sein ihm von Gott verheißenes Land in einer durchaus legitimen Daseinsform zu befinden, die keineswegs vom Glauben her einer Änderung bedarf. Das ist ohne Zweifel nicht die Sprache des Alten Testaments selber. — Man wird von da aus noch weiter gehen und die Frage stellen müssen, ob nicht Baecks Ausführungen im Grunde auf eine weite human-soziale Menschheitsreligion führen, bei der die Beschränkung auf das Volk Israel eigentlich nur mehr die pädagogische Bedeutung eines Festhaltens der ehrwürdigen Volkstradition besitzt — in Wirklichkeit ist diese Volkstradition aber „Vokabel der Bedeutung“ für ein Tieferliegendes geworden. Gewiß, Israel ist das Volk der Bedeutung — aber es ist aus Baeck nicht recht ersichtlich, warum man, wenn schon einmal die ausschließliche Bindung an das Land Kanaan und Jerusalem gefallen ist und alles so menschheitlich bezogen werden kann, nicht die Schranken des Volkes Israel fallen lassen und sich der Menschheit in dem Raum eines human-sozialen, geschichtskonkreten Gottglaubens öffnen sollte. Der Hinweis auf das „Gesetz“ schließt diese Möglichkeit keineswegs aus, da ja auch das „Gesetz“, ganz so wie Wüste und Land Vokabeln der Bedeutung geworden sind, bei Baeck nur in seinen menschheitlich bedeutsamen Zügen in Erscheinung tritt.

Ein zweites hängt eng mit dem ersten zusammen. Gewiß zeichnet das Alte Testament Israel als das Volk, das von Gottes Gebot angeredet ist. In den Prophetenschriften wird daneben aber auch in erschreckender Schärfe deutlich gemacht, wie Israel an diesem Gebote scheitert. Das ist, wie neuere Untersuchung deutlich gemacht hat, etwa das große Thema des von Deuteronomium bis 2. Könige reichenden deuteronomischen Geschichtswerkes, das im hebräischen Kanon vom Buche Josua ab den sogenannten „vorderen Propheten“ zugerechnet wird. Und besonders scharf wird dieses in den Worten der vorexilischen Schriftpropheten laut. Eine Formulierung, wie sie bei Baeck, Seite 164, zu lesen ist („Sicherlich hat es in diesem Volke immer und überall auch Raffgierige und Habsüchtige und Mißgünstige gegeben... Aber auf das Ganze hin gesehen, waltet hier die Bereitschaft zur sozialen Pflicht, und sie entfaltet sich hier mehr, und auch nach anderen Grundsätzen und in anderer Weise als meist sonst in der Welt.“), ist jedenfalls in der Sicht der Propheten, die vom untrüglichen Gotteswillen her urteilen, schlechterdings nicht möglich, mag sie auch im relativen Vergleich vom Menschen her durchaus zutreffend sein. Das prophetische Wort ist demgegenüber der Meinung, daß gerade in dem von Gott auserwählten Volke Israel besonders scharf in Erscheinung trete, daß es ein Bestehenkönnen des Menschen vor dem heiligen Gott nicht gebe. Israel ist auch gerade darin „Volk der Bedeutung“. Ein Bestehenkönnen ist hier nur aus der freien Schenkung Gottes heraus denkbar. Diese ganze, nicht außerhalb des Alten Testaments, sondern im Alten Testamente selber geschehende kritische Infragestellung gerade auch Israels vor dem heiligen Willen Gottes bleibt bei Baeck eigenartig verdeckt.

So kommt bei Baeck denn auch die ganze Glut der prophetischen Hoffnung auf ein Tun Gottes, das hier ein völlig Neues schenkt, nicht zum Ausdruck. Gewiß ist auch von einer Hoffnung des Volkes geredet, auch kann von messianischen

Zügen die Rede sein. Aber im ganzen fällt die nach einer Zukunft sich ausstreckende Hoffnung des Alten Testaments und sein gelegentlich sehr scharf ausgesprochenes „Noch-Nicht“ bei Baeck ziemlich aus. Das von ihm geschilderte Volk ist ein vorfindliches Volk, das sein Leben in seiner Bewährung am Gesetz besitzt, nicht ein Volk, das allein von einer neuschöpfenden Tat Gottes her leben kann — mag das dann mit Jeremia 31, 31 ff. in dem Wort von dem neuen Bunde oder mit Jesaja 9, 1 ff. in der Erwartung des Heilskönigs, mit Ezechiel 36, 26 f. im Wort vom geschenkten neuen Herzen und neuen Geist oder mit Jesaja 53 in Hindeutung auf eine Gestalt, die die Sünden der vielen trägt, formuliert sein.

Damit stehen wir nun allerdings auf der Schwelle zum Gespräch zwischen Kirche und Synagoge. Dieses ist hier nicht zu führen. Die an Baeck gerichteten Fragen sind lauter Fragen, die zunächst ganz einfach vom Verständnis des Alten Testaments herkommen. Steht nicht gerade das Alte Testament selber der menschlich so beeindruckenden Selbstdeutung des Judentums, wie wir sie Baeck danken, noch mit einer in letzte Tiefe greifenden Frage gegenüber?

Walther Zimmerli

H. G. Adler: Theresienstadt 1941—1945, Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft. J. C. B. Mohr. Tübingen 1955. 773 S.

Die Deutsche „Universitätszeitung“ (Heft 13/14 v. 19. 7. 1956, S. 11 ff.), Göttingen, bringt die folgende bemerkenswerte Besprechung, die wir mit freundlicher Erlaubnis der Schriftleitung übernehmen.

*„Ach, das Land, das wir doch heimlich lieben,
Deutschland ist nicht mehr das Reich der Dichter.“
(Aus einem Gedicht des jungen Georg Kafka, das in
Theresienstadt entstand. Der Autor ging im Konzentrationslager Schwarzhilde zugrunde.)*

Man liebt es neuerdings in Deutschland wieder, sich als Hüter der Kultur des Abendlandes zu empfehlen, und hat wie man noch nicht vergessen haben sollte, wenig Veranlassung dazu. Es ist nicht sehr lange her, daß Deutsche im Namen Deutschlands dieses Abendland bis auf seine Grundmauern zerstörten. Von „Kultur“ konnte dabei, außer für Propagandazwecke, keine Rede sein: nie wurde sie ärger verraten. Denn der Pfeiler, der sie einst trug in Europa, war jene Humanität, die die Schächer des Dritten Reiches als eine „Duselei“ verpönten, die wert sei, unter den Stiefelabsätzen der SA zertreten zu werden. Sie wurde zertreten. Deutschland johlte dem „Führer“ zu, in dessen „arischer“ Mißgeburt man die eigene Scheelsucht als „Größe“ bestätigt glaubte. Heute möchte man nun gern den menschlichen Auswurf, der den Namen Hitler führte, von dem Volke losrennen, das ihn vergötterte. Als ob er und sein Reich nur ein Zwischenfall gewesen wären, ein Verkehrsunfall auf der Straße der Geschichte, von der man das Blut wieder abzuwaschen vermöchte, ohne daß es Spuren hinterließe! Von den Schrecken, so sagt man, habe man nicht gewußt, und jetzt, wo es nun einmal geschehen, solle man doch endlich vergeben und vergessen. Aber wie sollten die, die es erlitten haben und noch am Leben sind, je das Grauen vergessen! Und auch ihr Vergeben darf kein Polster des guten Gewissens für die Schuldigen sein. Sie und alle, die bewußt oder unbewußt mitschuldig wurden, weil sie geschehen ließen, was geschah: wir alle sollten uns erinnern und uns nie vergeben.

Einen Teil des ungeheuren Ausmaßes an Schuld, das auf dem deutschen Volke lastet, kann man ermessen, wenn man H. G. Adlers Buch über Theresienstadt zur Hand nimmt. Der Verfasser, der selber drei Jahre als Gefangener in Theresienstadt war, hat auf fast 800 Seiten die Verhältnisse dieses „Musterghettos“ vom Beginn 1941 bis zur Auflösung 1945 geschildert. Damit hat er ein Werk geliefert, das als erstes unter Benutzung aller erreichbaren Quellen eine mög-

lichst erschöpfende Darstellung eines einzelnen Lagers zu geben versucht. Den Hauptteilen: „Geschichte“, „Soziologie“ und „Psychologie“ ist ein Wörterverzeichnis der Lagersprache vorangestellt sowie ein Anhang mit einer zeitlichen Übersicht, einem sehr ausführlichen und gut kommentierten Literaturverzeichnis (355 Nummern) und zuverlässigen Registern beigelegt. Im Text selbst sind zahlreiche Dokumente ganz oder in Auszügen veröffentlicht, bei denen es sich teilweise um gerettete Lagerpapiere, teilweise um Berichte Überlebender handelt; sie alle waren bisher meist noch gar nicht oder nur an recht unzugänglicher Stelle abgedruckt. Die kritische Sicht, mit der H. G. Adler das reichhaltige Material auswertet, um die jeweiligen Zustände oder Geschehnisse so genau wie möglich zu rekonstruieren, ist bewundernswürdig. Seine Objektivität ist dabei nie gefühllos oder ohne Standpunkt, nur ist dieser stets am Gegenstand, an der Situation, am Menschen orientiert. Ohne alle Ressentiments versucht der Autor gerecht zu sein, so daß man der ethischen Haltung, die hinter solcher Sachlichkeit steht, nur mit größter Hochachtung gegenüberzutreten vermag.

Theresienstadt fiel insofern aus der Reihe der eigentlichen „Konzentrationslager“ heraus, als die Nazis sich mit diesem Lager nach außen ein Alibi ihrer Judenpolitik verschaffen wollten. Man täuschte dem Ausland, aber auch den Juden im „Protektorat“ und im „Reich“ vor, es handle sich um ein „Altersheim“ oder ein jüdisches „Siedlungsgebiet“, in dem es sich unter eigener Verwaltung und unterm wohlwollenden Schutze der Deutschen recht wohl leben ließ. In Wahrheit verhielt es sich wesentlich anders. Es gab zwar eine sogenannte „jüdische Selbstverwaltung“; deren Befugnisse waren indessen auf unwesentliche interne Maßnahmen beschränkt: in allen entscheidenden Fragen hatte sie faktisch keine andere Aufgabe, als die Weisungen der SS durchzuführen. Und die Lebensverhältnisse in der kleinen, von Festungswällen umgebenen Stadt erreichten nie auch nur die Grenze des Erträglichen. Die Menschen lebten in überfüllten Massenquartieren — in Kasernen oder ehemaligen Wohnhäusern — zusammengepfercht auf Fußböden oder in „Dreistockbetten“, wobei man bedenken muß, daß der Prozentsatz der über 65jährigen zeitweise fast 30 Prozent betrug (S. 293). Diesen Alten, denen man bei ihrem Abtransport oft verlockende Versprechungen machte, erging es überhaupt am schlimmsten. Sie hatten bei der Hungerration, die man ihnen zubilligte und um deren gerechte Austeilung sie oft noch betrogen wurden, wenig Hoffnung, diese Zeit lebend zu überstehen. Man lese folgende Schilderung:

Wem keine hilfreiche Hand geboten wurde, oder wer nicht selbst die Kraft hatte, seine „Lebensform in dem gegebenen Rahmen zu gestalten“, war schlecht daran. Das galt besonders für die Greise, die oft monatelang auf unadaptierten stückigen Dachböden ohne alle Pflege hausten, wo sie sich über das Balkenwerk hinwegtasten mußten, um über steile Treppen auf die Höfe zu gelangen. Hier breiteten sie ihre armseligen Dinge aus, wollten sie säubern und ordnen, doch die ungeschickte Hast ihrer zitternden Hände brachte bloß alles in noch viel ärgere Verwirrung. Sie wollten sich waschen, hatten aber weder Seife noch Handtuch. Sie wußten nicht, wo ihre Sachen waren, hatten nichts mitgebracht oder alles eingebüßt. So waren die Greise sich und den anderen zur Last. Sehr alte Menschen im Elend eignen sich für eine Zwangsgemeinschaft am allerwenigsten. Man stieß sie unbarmherzig in den Schmutz, — woran hätten sie sich halten sollen? Darum soll man sich hüten, Theresienstadt ein „besseres“ Lager zu nennen. Hilfslos wankten diese Geschöpfe zur Essenausgabe und hielten statt eines rechten Gefäßes verbeulte Waschküßeln und sogar Nachttöpfe, um elende Suppe und verdorbene Kartoffeln zu empfangen. Löffel hatten die meisten nicht und mußten die schale Brühe schlürfen. Sicherlich hatten Jüngere und Lebenskräftigere mehr Chancen, das Dasein in Theresienstadt zu ertragen; doch ist das im Grunde nur ein illusorischer Sachverhalt angesichts der Todesbedrohung, in der alle Insassen des „Ghettos“ ständig

schwebten. In unregelmäßigen Abständen ordnete die SS immer wieder Transporte von Tausenden von Häftlingen an, und man wußte in Theresienstadt fast bis zum Ende nichts von der Bestimmung, der die Opfer entgegengeführt wurden. Zwar sickerte ab 1943 manches bei der Lagerleitung durch, aber das ganze entsetzliche Unmaß der Verbrechen — zu unmenschlich, als daß menschliche Gehirne sich nicht weigerten, sie zu fassen — vermochte man sich auch dort kaum vorzustellen. Die Transporte führten in die Gaskammern von Auschwitz und anderer Vernichtungslager. In nüchternen Ziffern ausgedrückt, wurden von den 141 000 Gefangenen, die bis April 1945 in Theresienstadt eingeliefert wurden, 88 000 auf den Transport geschickt, von denen nur 3 500 der Ermordung entgingen (S. 56). Aber auch von den im Lager Verbliebenen kam weitaus der größte Teil ums Leben: die Gesamtzahl der Überlebenden beträgt nur 23 000! Diese von H. G. Adler dokumentarisch erhärteten Zahlen sind der düstere Hintergrund, auf dem alle Zustände und Vorgänge im Lager selbst zu sehen sind.

Für diese Zustände spielten nun die Transporte nicht nur tatsächlich, sondern auch psychologisch eine erhebliche Rolle. Denn wenn man auch nichts wußte, so ahnte man doch, daß die Fahrten ins Unbekannte nichts Gutes bringen würden, und so stand jeder Gefangene fast ständig unter dem Druck der „Transportangst“. Sie bestimmte somit — selbst in der relativ „ruhigsten“ Zeit — das Leben in der Zwangsgemeinschaft. Wie dieses Leben sich unter solchen Gegebenheiten gestaltete, das ist der Hauptgegenstand des Buches. In der „Geschichte“ des Lagers, die natürlich weitgehend von äußeren Eingriffen, wie den Transporten und anderen Anordnungen der SS bestimmt wurde, werden von Adler vier Phasen deutlich unterschieden. Nach der Zeit des „geschlossenen Lagers“, in der direkte Eingriffe der SS an der Tagesordnung waren, erfolgte etwa ab Herbst 1942 eine Scheinnormalisierung, die 1944 mit der sogenannten „Verschönerung“ ihren grotesken Höhepunkt erreichte. Diese „Verschönerung“ erwies sich als notwendig auf Grund von Interventionen des dänischen Roten Kreuzes, das eine Delegation in das Lager entsenden wollte. In hektischem Eifer wurde alles getan, um das Stadtbild freundlich und gepflegt, die zu besichtigenden Unterkünfte sauber und ordentlich erscheinen zu lassen: „kulturelle“ Veranstaltungen (Konzerte, Theateraufführungen, Vorträge usw.) wurden gefördert, und Sport- und Kinderspielflächen angelegt. Alle diese Anstalten täuschten nicht nur die Herren der Kommission, sondern auch viele Gefangene, die die wahre Rolle, die sie unter der Regie ihrer Henker spielten, nicht bemerkten. Im Herbst 1944 wurden ihre Illusionen durch den Abtransport von fast 20 000 Menschen nach Auschwitz grausig zerstört. Von da ab datiert — als letzte Phase — der allmähliche Verfall und die schließliche Auflösung des Lagers.

Nach diesem geschichtlichen Längsschnitt widmet Adler den breitesten Raum dem zweiten, soziologischen Teil: einem Querschnitt durch die Verwaltung und die gesamte Organisation von Theresienstadt. An- und abgehende Transporte, die (sehr heterogene) Bevölkerungszusammensetzung, Unterkünfte-, Ernährungs-, Arbeits-, Gesundheits- und „Rechts“-verhältnisse, Fürsorge und Wirtschaft, Verkehr mit der Umwelt und kulturelles Leben werden eingehend behandelt. Erschreckend und wohl nicht untypisch für die Verhältnisse von Zwangsgemeinschaften unserer Zeit erscheint bei der Einsicht in die vorgelegten Dokumente das Unmaß der bürokratischen Reglementierung, der das erbärmliche Leben der Gefangenen ausgesetzt war. Eine Flut von Papier in Form von Verordnungen, Vorschriften, Berichten der einzelnen Abteilungen, Statistiken usw. überschwemmte täglich das Lager. Lächerlichste Verrichtungen und grausigste Maßnahmen wurden auf endlosen Dienstwegen an Hand umständlicher Formulare erledigt: Adler weist mit Recht darauf hin, daß hier fehlendes Leben und fehlende Ordnung durch tote Organisation ersetzt werden und die Scheintätigkeit betrieblichen Registrierungs- und Verordnungseifers der Vernich-

tung eine Larve vorhalten sollte. Daß unter diesen Umständen die Menschen sich an ihre Posten und Pöstchen festklammerten, als könnten sie durch pedantische Pflichterfüllung gerettet werden, ist kein Wunder, wie auch auf der anderen Seite der Umfang der Korruption im Lager nicht erstaunen darf. Adler verfährt scharf mit den jüdischen Stellen, die sich deren schuldig machten: wir dagegen sollten jene um so schärfer brandmarken, deren Schuld sich dadurch nur noch vergrößert, daß die Menschen, die sie ins Verderben stießen, in ihm auch moralisch den Halt verloren. In besonders erschütternder Weise war das bei der Jugend der Fall, mit deren sittlicher Verwahrlosung die SS ein nicht so auffälliges, aber um so weiter wirkendes Zerstörungswerk leistete.

Denn darauf allein lief alles hinaus: auf die Vernichtung des Menschen. Sie entsprang dem Nihilismus, hatte ihn nicht erst zur Folge. Nichtswürdig war von vornherein die Macht, die alles dem Unwert den sie an sich selbst spürte, gleich machen wollte. Daher läßt sich für ihren blinden Nihilierungswillen keine geschichtliche Analogie auffinden. Die Grausamkeiten vergangener Jahrhunderte waren wohl unmenschlich, aber als Leidenschaft. Blutgier, Rachetrieb standen sie noch mit dem Menschlichen in Beziehung, ließen sich noch mit der Sprache fassen. Die Massenausrottung von Menschen im Zuge eines Verwaltungsaktes dagegen ist zutiefst a-human, hat sich der Sphäre des Menschen entzogen, dem sie die Sprache verschlägt, und ist nur noch in der abstrakten Welt der Statistiken dem Begreifen — dem nichtfassenden Begreifen — zugänglich. Trotzdem ist aber Theresienstadt „ein Ort in dieser Welt, die unser aller Welt ist“ (S. 678). Es geht uns an, was dort geschah, und uns Deutsche vor allem. Denn wenn es auch richtig sein mag, daß die Nationalsozialisten und die SS sich als Verschwörergruppen innerhalb des Staates konstituierten, den sie beherrschten (S. 630 f.), so dürfen wir doch bei dieser Feststellung nicht stehenbleiben. Im Munde des Verfassers von „Theresienstadt“ zeugt sie von hohem Gerechtigkeitssinn, in unserem Munde würde sie zur schalen Selbstberuhigung. Für uns bleibt die Frage offen, wie es möglich war, daß eine Verbrecherclique mit ihren zum Teil ja von vornherein geäußerten Absichten (in „Mein Kampf“ und anderswo) und ihren nur im Extremfall verhüllten Untaten sich des Beifalls und der „Gefolgschaft“ der Mehrheit des deutschen Volkes versichern konnte. Diese Frage ist eine aktuelle Frage. Auch Theresienstadt ist deutsche Geschichte. Und nur auf Grund historischen Selbstverständnisses ist die Hoffnung möglich, daß der Weg unserer Kultur nicht zu Ende ist. Sonst wird die Berufung auf die Tradition zur Lüge.

Peter Michelsen

Eva G. Reichmann: Flucht in den Haß. Die Ursachen der deutschen Judenkatastrophe. Europäische Verlagsanstalt. Frankfurt/Main 1954. 224 Seiten.

Erstaunlich groß ist die Zahl der Veröffentlichungen, in denen Juden sich mit der Katastrophe ihrer Gemeinschaft in Deutschland auseinandersetzen. Erstaunlich ist auch das hohe Maß an Objektivität, das da immer wieder geübt wird. Diese Objektivität will uns als ein durchaus positives Zeichen erscheinen, wenn auch einige Skepsis am Platz ist, ob dieses Bemühen um Distance beim deutschen Leser richtig ankommt. Eva Reichmann gibt in ihrem sehr beachtlichen Buch keine Geschichte des deutschen und nationalistischen Antisemitismus, sondern eine tiefgreifende Analyse seiner wirtschaftlichen, sozialen, geistigen Voraussetzungen. Ein Hauptanliegen der Verfasserin ist die Warnung vor dem jüdischen Defaitismus, der als Folge der Judenverfolgungen in Deutschland nun die radikale Abkehr von jeder Symbiose verlangt. Das europäische Judentum unserer Tage zeigt aufs deutlichste den Substanzverlust im Geistigen, der mit einer Rücknahme aus der Welt verbunden ist. Aber der gefährlichen Krisis, in der das Judentum sich heute befindet, dürfte mit den Methoden der vor-nationalsozialistischen Zeit wohl kaum mehr begegnet werden können. Hier vereinfacht das Buch doch bedenklich

R. R. Geiss

Gerald Reitlinger: Die Endlösung. Hitlers Versuch der Ausrottung der Juden Europas 1939—1945. Berlin, Colloquium Verlag 1956. 698 Seiten.

Léon Poliakov — Josef Wulf: Das Dritte Reich und die Juden. Dokumente und Aufsätze. Berlin-Grünwald, Arani-Verlags-GmbH. 1955. 457 Seiten.

Carl Laszlo: Ferien am Waldsee. Erinnerungen eines Überlebenden. Basel, Gute Schriften. 1956. 80 Seiten.

Eva Gabriele Reichmann: Die Flucht in den Haß. Die Ursachen der deutschen Judenkatastrophe. Frankfurt, Europäische Verlagsanstalt. o. J. 324 Seiten¹.

In seiner Tübinger Universitätsrede von 1952 *Verantwortung*. Gedanken zur jüdischen Frage², wollte *Romano Guardini* seine Hörer „darauf aufmerksam machen, daß in der Geschichte unserer letzten zwanzig Jahre etwas Ungeheuerliches steht, das noch vollkommen unaufgearbeitet ist“.

Schon wieder vier Jahre später fragt in seinem Vorwort zu Reitlingers Buch *Rudolf Hagelstange*, „ob wir — ein jeder für sich selbst — das furchtbare Geschehen begriffen haben und ob wir, über die Geste einer rhetorischen Verdammung hinaus, die Unerbittlichkeit der Fakten in unsere Existenz aufzunehmen, sie zu ‚verarbeiten‘, bereit sind. Oder: ob wir, indem wir sozusagen geschlossenen Auges blind an diesen Vorgängen vorübergehen, den Verdacht mancher bestätigen, die da meinen, das deutsche Volk ‚verdränge‘ das Lästige aus seinem Bewußtsein und gebe dadurch zu erkennen, daß es an dieser Frage versage“.

Gelegenheit, die Fakten zunächst einmal überhaupt in ihrem ganzen Umfang überblicksweise zur Kenntnis zu nehmen und also wenigstens zu prüfen, wie weit man dann im Gewissen verpflichtet ist, sie auch — „ein jeder für sich selbst“! — in die eigne Existenz aufzunehmen, bieten die Bücher, die hier angezeigt werden.

Reitlingers Buch zunächst ist die Gesamt-Geschichte jenes Vorgangs, vor dessen Höhepunkts-Phase am 4. Oktober 1943 in Posen Himmler zu seinen Vertrauten in einer Rede, von der eine lange Nachschrift und zum Teil sogar eine Gramophonaufnahme vorliegt, u. a. gesagt hat:

„Ich will hier vor Ihnen in aller Offenheit auch ein ganz schweres Kapitel erwähnen... Ich meine jetzt die Juden-
evakuierung, die *Ausrottung* des jüdischen Volkes. Es gehört zu den Dingen, die man leicht ausspricht: ‚Das jüdische Volk wird ausgerottet‘ sagt ein jeder Parteigenosse, ganz klar steht in unserm Programm... Von allen, die so reden, hat keiner zugehört, keiner hat es durchgestanden. Von Euch werden die meisten wissen, was es heißt, wenn 100 Leichen beisammenliegen, wenn 500 daliegen oder wenn 1000 daliegen. Dies durchgehalten zu haben und dabei — abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwächen — anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. Das ist ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte...“ (S. 334 f.)

Reitlinger hat es geschrieben. Es zu lesen, könnte die intellektuelle Mutprobe der deutschen akademischen jungen Generation werden, wenn sich bei einer maßgebenden Auslese die Auffassung durchsetzte: Wer es bis zum Abschluß seiner Studienzeit nicht gelesen hat, ist ein Feigling. (Natürlich muß es zu diesem Zweck von allen solchem Leserkreis zugänglichen Bibliotheken im höheren und Hochschulbereich beschafft werden.)

Eben weil wir es wirklich zu lesen empfehlen, möchten wir der Lektüre durch keine Inhaltsübersicht vorgreifen, sondern uns darauf beschränken, zu äußern, daß die grausige ‚soziologische‘ Zwangsläufigkeit im Funktionieren der einmal angelaufenen Vernichtungsmaschinerie (obwohl sie der Kriegführung dringend für diese notwendige Kräfte entzog

und darauf hingewiesen wurde!) sehr eindrücklich herausgearbeitet ist, dagegen — hier m. E. legitimerweise — jene andre, psychologische Zwangsläufigkeit unerörtert bleibt, kraft welcher es zum Ausrottungsprogramm überhaupt erst kam, nachdem ‚der Jude‘ einmal zu Hitlers Parteifeind Nr. 1³ erklärt worden war (wie ‚der Kapitalist‘ zu Lenins, der ‚Deviationist‘ bzw. Trotzkist etc. zu Stalins). Etwas mehr zu diesem Punkt bietet (in seinem IV. Teil ‚Hitleriana‘) das Dokumentenwerk von Poliakov und Wulf, das sich im übrigen zu Reitlingers fortlaufender Darstellung wie ein Dokumenten-Anhang verhält in welchem Henker und Opfer so ausgiebig (auch im Bildmaterial) und in so zweckmäßiger Auswahl zu Worte kommen, daß wohl kaum einer sich dem Nach-Erleben des Geschehenen entziehen kann, der sich mit diesem Werk ernsthaft auseinandersetzt. Besonders begrüßenswert darin ist das Kapitel: ‚Solidarität und Hilfe‘, das ausgewählte Zeugnisse vom Einsatz für die verfolgten Juden bietet, sowohl im Ausland (besonders auch Italien!) wie sogar in Deutschland (etwa in Gestalt der Erklärung Yorks von Wartenburg vor dem Volksgericht gegen die Judenausrottung oder der Kanzelfürbitte „für die Juden“ von Prälat Lichtenberg, welche ihn das Leben kostete).

Ein in seiner unbestechlichen Nüchternheit und verhaltenen Selbstkritik besonders eindrucksvolles persönliches Zeugnis vom Erleben der Opfer, wie es uns in solcher Reife früher noch nicht begegnet ist, bieten die Erinnerungen des durch Auschwitz hindurchgegangenen ungarischen Studenten Carl Laszlo, welche dem Andenken des vermutlich umgekommenen Berliner Arztes und Lebensretters vieler Oranienburger Mithäftlinge, Dr. Benno Heller, gewidmet sind.

Wie konnte es dazu kommen?, fragt sich der Leser dieser Berichte, wie es sich die Welt seit mehr als zwanzig Jahren zu fragen begonnen hat, seit dem ersten Ausbruch der ‚Dritten Walpurgisnacht‘, als die Karl Kraus Hitlers ‚Drittes Reich‘ von Anfang an agnoszierte.

Einen Beitrag zur Antwort gibt Dr. Eva Reichmann, die vor Hitlers Zeit an den Universitäten Berlin, München und Heidelberg soziologisch ausgebildete Leiterin der Forschungsabteilung der zum Studium mitteleuropäischer Zeitgeschichte und insbesondere totalitaristischer Strömungen von Dr. Alfred Wiener geschaffenen Londoner Wiener Library.

Ohne uns hier mit ihrer ernsthaften und gewichtigen Arbeit mit der an sich gebotenen Gründlichkeit auseinanderzusetzen zu können, möchten wir zunächst zustimmend bemerken, daß sie eine ‚geistesgeschichtliche Herleitung‘ des Nationalsozialismus von einer Ahnenreihe wie „Luther, die Romantik, Darwin, Nietzsche“ mit Recht im wesentlichen ablehnt. (Die Romantik freilich, so fern wir ihr stehen, scheint sie uns trotz einem Generalvorbehalt auf Seite 223 doch noch etwas zu weitgehend — nicht so sehr für die chaotische nationalsozialistische ‚Weltanschauung‘ selbst, als vielmehr für die deutsche Anfälligkeit gegenüber einem ‚Dritten Reich‘ im allgemeinen — verantwortlich zu machen und ihr gegenüber die ‚westlichen Ideen‘ ein wenig zu überschätzen; doch geht es hier wirklich nur um Nuancen.)

Durchaus richtig sind auch ihre Beobachtungen darüber, daß im ganzen die ‚Integration‘ kraft Assimilation der Juden im 1930 in Deutschland schon viel weiter fortgeschritten war als zu den Zeiten früherer judenfeindlicher Bewegungen (nach 1815 und nach 1870) und — was auch gegen die Neubearbeitung von *Müller-Claudius*⁴ schon in DUZ IV/22, S. 14, von uns abgelehnter These unter dem Titel *Deutsche und jüdische Tragik*⁵ (Frankfurt. 1955) unterstrichen werden muß — daß „in der nationalsozialistischen Entscheidung der Wählermassen, der Antisemitismus keine entscheidende Bedeutung besaß“ (S. 227); — er gehörte (nun einmal) zum ‚rechtsrevolutionären‘, ‚system‘-feindlichen ‚Ticket‘ der nationalen Opposition, wurde aber nur von relativ wenigen — und meist sektiererischen Außenseitern — als die Endstation erkannt, die er allerdings für Hitler persönlich in einem ganz tiefen Sinne war, weil ja mit den Juden und den Unbelehrbaren unter den Christen „das Gewissen, diese jüdische Erfindung“ ausgerottet werden sollte, das der Ariosoph aus der Wie-

¹ Die Besprechung dieser 4 Bücher ist geschrieben für die ‚Deutsche Universitätszeitung‘, Jahrgang 1956. Mit freundlicher Erlaubnis ihrer Redaktion erscheint sie auch im Rundbrief als Dokument des Bemühens, über seinen Leserkreis hinaus zu wirken.

ner Unterwelt treffend als den eigentlichen bösen Feind seines naturalistischen Gnostizismus erkannt hatte.

Hier aber ist die Lücke in Eva Reichmanns Buch. Sie analysiert zwar sehr behutsam und subtil die „echten“ und die „unechten“ Ursachen judengegnerischen Empfindens, die durch tatsächliche, objektive Eigenheiten jüdischer Minderheiten und die durch bloße subjektive Einschätzung derselben im Volk bestimmten, bei der die Juden-Feindschaft nur als Begleitumstand (etwa mit Anti-Liberalismus, Anti-Kultur-Bolschewismus und dergleichen zusammen) auftritt, ohne daß „die Juden“ Anlaß dazu gäben. Die Analyse aber bleibt hier im ganzen zu sehr den Gegebenheiten und Begriffen positivistischer Sozialpsychologie verhaftet. Sie dringt nicht tief genug. Sie macht halt im Bereich der „Minderheit wie andre Minderheiten auch“ und dringt nicht dahin vor, wo von dem weltgeschichtlich einzigartigen Volke und seinem weltgeschichtlich einzigartigen Schicksal die Rede sein müßte. An diesem einzigartigen Volke hat sich Hitler im Namen des deutschen in geschichtlich einzigartiger Weise vergehen können. Das ist das Faktum, das ‚aufzuarbeiten‘ bleibt. Wäre es nicht nachgerade an der Zeit, daß es etwas rascher in diesem Lande damit voranginge?

Karl Thieme

Jüdische Volksbücherei, Zürich 1952 ff. Jüdischer Volksschriftenverlag.

Von dieser Kleinbücherei, aus der das Heft über Parallelen zwischen Judentum und Christentum schon in Rundbrief Nr. 19/20, S. 34 besprochen wurde, sind uns an weiteren Schriften zugegangen:

Band 1: **S. W. Boss**, Vorschriften in Thora und Talmud im Geiste moderner medizinischer Forschung, worin nach unzweideutiger Betonung, daß die Speisegesetze vor allem andern der Heiligung dienen, ausgeführt wird, inwiefern sie „zugleich einen Schutzwall um unsre Leiblichkeit bilden“.

Band 2: **Judaicus**, Ein Tag aus dem Leben eines Juden; Bericht von der Umkehr eines der Väterreligion Entfremdeten, an Bekehrungserzählungen aus dem pietistischen Bereich erinnernd.

Band 5: **Elie Munk**, Soziale Gerechtigkeit im Judentum; knappes Selbstresumé von des Verfassers Werk „La justice sociale en Israel“ (Neuchâtel 1947), worin die den katholischen so vielfach verwandten Soziallehren des gesetzestreuen Judentums zusammengefaßt und gegen Kommunismus wie Kapitalismus deutlich abgegrenzt werden.

Band 7: **Hermann Schwab**, 1933, Ein Tagebuch; anspruchsloser und dadurch erst recht herzbewegender Erlebnisbericht vom Geschehen jenes Schandjahres in einer mitteldeutschen Stadt; schließlich:

Band 6: **T. Lewenstein**, Moschiach; Erörterungen eines orthodoxen Rabbiners, teils aus dem Jahre 1941, teils aus der zweiten Nachkriegszeit, die ernsthafte Argumente aus der Schrift dafür anführen, daß das Kommen des Messias (für uns Christen also: Die Parusie Jesu Christi) schon in naher Zukunft, d. h. in wenigen Jahren oder allenfalls Jahrzehnten, bevorstehen könnte, als sogleich erfolgreiches des Messias ben David, wenn Israel noch rechtzeitig zu voller Gesetzestreue umkehren sollte, als zunächst in die härtesten Leiden hineinführendes des Messias ben Josef (bzw. Ephraim), wenn solche Umkehr auch weiter ausbliebe.

Aus allen diesen Kleinschriften spricht uns der Geist jener jüdischen Orthodoxie an, zu der sich die meisten heute im deutschen Sprachgebiet noch oder wieder tätigen Rabbiner bekennen und von deren Ringen um die volle Durchsetzung in Israel an anderer Stelle diese Rundbriefs berichtet wird. (s. o. S. 31) Büchlein, welche in keiner katholischen Priesterseminarbibliothek fehlen sollten.

Weisheit des Talmud, herausgegeben und eingeleitet von Alfons Rosenberg. 135 Seiten.

Dionysius Areopagita, Die Hierarchien der Engel und der Kirche, mit Einführung von Hugo Ball, übersetzt, eingeleitet und kommentiert von Walther Tritsch, 278 Seiten; beides München-Planegg 1955. O. W. Barth-Verlag.

Diese beiden Bücher, die auf das mystisch-gnostizistisch-theosophische Interessiertsein stets breiterer Kreise des gebildeten (und vor allem des halbgebildeten) Publikums ansprechen, sind dadurch verdienstvoll, daß sie gerade diesen, oft leidenschaftlich antisemitischen Kreisen ein etwas besseres Verstehen jüdischer Selbstzeugnisse und Anliegen nahebringen taugen könnten. (Anders als — laut Ehrlichs überzeugender Kritik in „Christlich-jüdisches Forum“ 14, S. 7 — „So spricht die Kabbala“ in der gleichen Reihe.)

Die „Weisheit des Talmud“ bietet eine im ganzen trotz ihrer „esoterischen“ Sprache akzeptable Einführung in das Wesen dieses Sammelbeckens aller rabbinischen Tradition vieler Jahrhunderte und daraus ausgewählte Texte, vor allem zur Traumdeutungslehre, Mystik, aber auch nüchternen Alltagsweisheit, etwa über Mann und Frau, wie: „Liebe ist Auftrag, geliebt werden Gnade.“ Zur Überwindung spezifischer Vorurteile der Angesprochenen also gewiß eine brauchbare Publikation.

Auf höherer Ebene leistet ähnliches die nach bemerkenswerten und grundsätzlich einleuchtenden Gesichtspunkten neu übersetzte und in bewußtem Hinblick auf das jüdisch-monotheistische Anliegen erläuterte Ausgabe von Pseudo-Dionysius' Büchern über die Himmlische und über die Kirchliche Hierarchie; diese gewaltigen Versuche, den antichristlichen Neu-Platonismus im fünften Jahrhundert zu „taufen“, — wie später Thomas den vorchristlichen Aristoteles getauft hat und heute so mancher gern auch den nachchristlichen Marx taufen möchte. Dazu die berühmte Einführung von Hugo Ball (im Auszug), dessen „byzantinisches Christentum“ den so lange bloß als „Fälscher“ verkannten Unbekannten erst wieder recht würdigen lehrte, dem wir diese Werke zu danken haben.

THE BRIDGE: A Yearbook of Judaeo-Christian Studies I; ed. by J. M. Oesterreicher. New York 1955. Pantheon Books. 349 Seiten.

Karl Epting: Der geistliche Weg der Simone Weil. Stuttgart 1955. F. Vorwerk Verlag. 102 Seiten.

Wie 1935 bis 1938 in Wien „Die Erfüllung“, die katholischerseits im deutschen Sprachgebiet den Anfang mit dem christlich-jüdischen Gespräch machte, so gibt seit 1955 Johannes Oesterreicher in Newark N. Y. das dem gleichen Gespräch in USA gewidmete Jahrbuch THE BRIDGE heraus. Aus dem I. Band erwähnen wir als besonders bemerkenswert eine schöne typologische Studie „Der Exodus einst und jetzt“ von B. M. Ahern C. P., eine solche über Chagall als Maler des Gekreuzigten von C. und I. Süssman, eine Untersuchung über den Prozeß Jesu von dem berühmten französischen Benediktiner H. Duesberg; nicht zuletzt als nach Umfang und Inhalt gewichtigstes Stück eine Arbeit Oesterreichers selbst über das Rätsel der Simone Weil. Zur selben Zeit, wo diese von Epting ganz unbefangen als christliche Mystikerin präsentiert und gerade den kirchlich nicht Ansprechbaren zur Nachfolge anempfohlen wird (immerhin solle man sich „hüten, die Mystikerin als Kronzeugin gegen die katholische Kirche anzurufen“, weil nicht feststehe, ob deren Gleichsetzungen mit dem „falschen Propheten“ der Apokalypse und dem „großen Tier“ nun „in inspirierten Augenblicken niedergeschrieben sind, oder ob sie der exegetischen Bewegung ihres natürlichen Denkens entstammen“; S. 81), entwickelt Oesterreicher auf den Spuren von Moeller (S. 153,

Anm. 113) und Moré (S. 147, Anm. 100) die eindeutige Nicht-Christlichkeit von S. Weils Doktrin, wobei er Morés Behauptung ihrer gewollten Häresie als übertrieben zurückweist. Auch die bloße Zurückführung auf den Gnostizismus genügt ihm nicht; er greift vielmehr mit Recht auf S. Weils autobiographische Bemerkungen über ihre Selbstverzweiflung mit 14 Jahren zurück (in „Das Unglück und die Gottesliebe“, S. 44) und findet hier die Wurzel jener vollkommenen ‚manichäischen‘ Weltverneinung, die von S. Weil selbst und ihren Verehrern immer wieder mit Gottesliebe verwechselt wird. Was freilich Oesterreicher entging, ist die Bedeutung, die uns der als Prolog zu ihren letzten Aufzeichnungen („Connaissance surnaturelle“) veröffentlichte Traum zu haben scheint, worin diese furchtbar Leidende von ihren Begegnungen mit Christus erzählt (den sie *begreiflich* mit Osiris und Baal zusammenwarf, wie Oesterreicher ausführt), ihrer Verstoßung durch ihn und — dennoch! — der Nötigung zu denken, „daß vielleicht, trotz allem, er mich lieben mag“. Und welcher Christ wollte das letzten Endes bezweifeln?

Guido Kisch, Forschungen zur Rechts- und Sozialgeschichte der Juden in Deutschland während des Mittelalters. Stuttgart 1955. Kohlhammer. 312 Seiten.

Der wohl international beste heutige Kenner der mittelalterlichen jüdischen Rechtsgeschichte veröffentlicht hier als Ergänzungsband zu *The Jews in Medieval Germany*, einer 1949 in Amsterdam von ihm erschienenen Studie über ihre rechtliche und soziale Lage, deren Gesamtbild (S. 13—93) und Untersuchungen über Einzelprobleme, Methodenfragen und Literatur zum Thema (S. 93—299), ein für jeden einschlägig Interessierten unschätzbare Werk. Zu einer Zeit, wo man auch von in jüdisch-christlicher Verständigungsarbeit tätigen Universitätslehrern zu lesen bekommt, in der mittelalterlichen Christenheit habe der Jude wohl „toleriert und zu Zeiten sogar gütig behandelt werden können, aber er genoß keine Rechte; er stand außerhalb des Gesetzes“ (Common Ground X, 5; Sept./Okt. 1956, S. 4), tut es wohl, die sehr präzisen Ausführungen Kischs über den anfangs durchaus privilegierten Rechtsstand der Juden unter den mittelalterlichen Kaisern zu lesen, die sogar den späteren Entzug des Waffentragens noch mit dem Klerus als Empfänger besonderen Königsschutzes teilten. Nach dem sozialen Rückschlag am Ende des 11. Jahrhunderts folgte erst im 13. der rechtliche in Gestalt der von Friedrich II. 1236 urkundlich festgelegten sogenannten „Kammerknechtschaft“, der „Begründung eines starken rechtlichen und wirtschaftlichen Abhängigkeitsverhältnisses vom Kaiser und seiner Kammer“ (S. 63), — womit eine an sich schon 900 Jahre ältere theologische Lehre, wonach der Ältere (Esau-Edom) dem Jüngeren (dem wahren Jakob-Israel) dienen soll (Gen 25, 23), insofern laut dem Römerbrief (9, 12 f.) dieser Ältere der Jude ist, in die öffentlichrechtliche Wirklichkeit übertragen wurde.

Wie sich das näherhin auswirkte, zeigen die einzelnen Studien, u. a. über die Rechtsstellung der Wormser Juden im Mittelalter, über das sogenannte ‚jüdische Hehlerrecht‘ (das aber den guten Glauben voraussetzte, angebotene Ware stamme nicht aus Diebstahl, wenn es ihre unentgeltliche Rückgabe an den Bestohlenen durch den Käufer ausschloß!) und über die Eidesformeln für Juden, — in denen dann doch auch gelegentlich die von der Christenheit einfach nicht auf die Dauer totzuschweigende offenbarte Wahrheit von der schließlichen Wiedervereinigung durchbricht, wo der Donauschinger Eidestext vorsieht, daß der Schwörende für den Fall des Meineids darauf verzichtet, „beim Jüngsten Gericht in das Reich der ewigen Gnade Aufnahme zu finden“, von der man wußte, daß sie „nach der auf Römerbrief XI, 19 ff. zurückgehenden Lehre Augustins“ (d. h. der Kirche!) „den Juden trotz des selbstverschuldeten Verlustes ihrer Auserwähltheit dennoch in Aussicht gestellt ist“ (S. 170).

Michael Müller-Claudius: Deutsche und jüdische Tragik. Frankfurt/Main 1955. Verlag Josef Knecht. 184 Seiten.

Adolf Leschnitzer: Saul und David. Die Problematik der deutsch-jüdischen Lebensgemeinschaft. Heidelberg 1954. Verlag Lambert Schneider. 213 Seiten.

Eleonore Sterling: Er ist wie du. Aus der Frühgeschichte des Antisemitismus in Deutschland (1815—1830). München 1956. Chr. Kaiser-Verlag. 235 Seiten.

Müller-Claudius legt hier eine recht weitgehende Neubearbeitung seines — schon in Nr. 2/3, S. 46 ff. ausführlich gewürdigten — Büchleins über den Antisemitismus und das deutsche Verhängnis vor. Trotz Beibringung von manchen annehmbaren historischen Einzelheiten und Abmilderung mancher Übertriebenheiten der 1. Auflage erscheint noch immer die Anklage der „antijüdischen Massendämonie während der Kreuzzüge“ wie auch des „christlichen Religionsunterrichts als Keimzelle des Antisemitismus“ zu stark vereinfacht — und vor allem die Behauptung unhaltbar: „Der Volksantisemitismus bringt Hitler den Aufstieg zur Macht“ (S. 121 ff.); dabei ist vom vernationalsozialistischen Antisemitismus der Stoecker, Lueger und Ahlwardt überhaupt nicht die Rede.

Wesentlich ernster zu nehmen ist Leschnitzers Buch, sowohl mit seinen Ausführungen über Gemeinsamkeiten im relativen Aufstieg und schließlicher Nichtdurchsetzung von Judenheit und städtischer Mittelklasse im deutschen 19. Jahrhundert, mit seinem — längst fälligen — Hinweis (S. 128 f.) auf die Verzerrung des Jüdischen in Freytags „Soll und Haben“ und Raabes „Hungerpastor“ (immerhin schrieb er auch: „Frau Salome!“), wie etwa auch mit Parallelisierungen von Judenfeindschaft und antikatholischem Kulturkampfaffekt (S. 130 f.), Juden- und Hexenverfolgung (S. 137); ganz besonders erhellend das Kapitel über „Die Geburt des ‚modernen‘ Antisemitismus aus dem Geist der Neuzeit“, der als Re-Archaisierung verstanden wird (wie bei Adorno).

Wer aber hier zu rasch als Christ die Schuld auf den Zeitgeist abschöbe, würde durch das in seiner konkreten Materialfülle gewichtigste dieser drei Bücher von E. Sterling Lügen gestraft, das erschütternd zeigt, wie sehr in allen Lagern, links wie rechts, „schon“ und „noch“, mörderischer Judenhaß auch in der Aufstiegszeit des Bürgertums schwelte, — womit zugleich Leschnitzers doch zu optimistische Sicht jener Phase zwingend widerlegt wird. Man kann die Gewissensprüfung, die vor allem dieses dritte Buch der Christenheit nahelegt, gar nicht ernst genug betreiben.

Walter Steinle: Die Juden. Das Rätsel ihrer Existenz als Frage an den Menschen. Oldenburg 1953. Jugenddienst-Verlag. 56 Seiten.

Dieses Büchlein stellt einen sehr gut gemeinten Versuch dar, jungen Christen, welche über die Juden bis dahin nichts als ein paar Schlagworte gehört haben, klarzumachen, wieso überhaupt Juden existieren. Nämlich: „Weil Gott ihre Existenz will. Warum er sie will, steht hier nicht zur Diskussion. Gott will, weil er will... Kann er die Juden nicht etwa dazu berufen und erwählt haben, daß die Völker erkennen, daß der Gott Israels ein *treuer* Gott ist?“ (S. 39). Woraus folgt: „Der Kampf der Welt gegen die Juden ist der Kampf der Welt gegen Gott“ (S. 41). „Man ver trägt sich mit den Juden nicht, weil man in der Feindschaft gegen Gott steht. Der Haß tr äfe Gott direkt, wenn er sichtbar wäre. Dort, wo er in die Geschichte einging, hat der Haß ihn sichtbar getroffen. Er trifft ihn aber darüber hinaus durch die Jahrtausende in seinem Volk...“, das hier in der großen Stellvertretung Gottes, als sein Knecht, den Haß der Welt trägt, und das darum leidet, weil es Gottes Volk ist. ... Auf den Haß gegen Gott folgt der Haß gegen den Bruder. Der Jude ist ein Mensch. Und wir können das Wesen des Menschen nirgends so gut ablesen wie gerade am Juden... Er ist der Mensch in seiner nackten, ungesicherten, verfolgten und verschuldeten Exi-

stanz. Der Mensch, der allein darum existiert, weil Gott ihn gerufen hat, und der allein darum fortexistiert, weil es so der Wille und die Treue Gottes ist. *Hier* kommt es an den Tag, wer der Mensch ist“ (S. 43).

Zu diesen Sätzen, die gewiß jeder gläubige Jude (ob orthodox oder liberal) unterschreiben könnte, kommen nun freilich andre spezifisch christliche Aussagen wie Seite 41 im unmittelbaren Anschluß an den oben von dort zitierten Satz vom Kampf gegen den Juden als Kampf der Welt gegen Gott: „Das wird geschichtlich sichtbar in dem letzten entscheidenden Kampf, den dann *die Juden* ihrerseits in voller Solidarität mit der Welt gegen Gott geführt haben. Jener Kampf ging darauf aus, *den Juden* Jesus Christus, den Sohn Gottes, so wie Israel auch schon ‚der Sohn‘ genannt wurde, zu vernichten.“ (Auszeichnungen von uns)

Wie hier „die Juden“ mit jenen jüdischen Obrigkeiten und Gottesgelehrten gleichgesetzt werden, die darauf ausgingen, „den Juden“, d. h. GOTTES Ebenbild, zu vernichten, das ist nur eines von vielen Beispielen einer ganz und gar unhaltbaren übermäßigen Vereinfachung in diesem Büchlein. Vor lauter Eifer in der Ausschließung jeder andern, zweitsächlichlichen Erklärung der Judenfeindschaft, etwa der religiösen, politischen, wirtschaftlichen, sittlichen, zugunsten ihrer ausschließend erstursächlichen (oben zitierten) rein theologischen Herleitung, wird beispielsweise die Frage offen stehn gelassen: „Gah es nicht jene berühmten ‚Protokolle der Weisen von Zion‘, deren heftig beteuerte Echtheit allerdings in einer Gerichtsverhandlung in Bern im Jahr 1935 als Fälschung entlarvt wurde? Aber, so könnte man weiterbohren: Wie war schon jenes Gericht zusammengesetzt? Gingen und gehen die Juden nicht auf die Weltherrschaft aus?“ (S. 28).

Hier wie überall (auch in der allzu flüchtigen Skizzierung der jüdischen Geschichte auf dem Jahrtausendweg von Ur in Chaldäa bis Tel Aviv (S. 5–23), ist, offen gesagt, dem Verfasser die lutherische (*pseudo*-paulinische) Gleichgültigkeit gegenüber dem Menschen als Sünder zum Verhängnis geworden, insofern dessen Natur durch den Fall eben so total korrupt erscheint, daß es auf etwas mehr oder weniger, auf relative Berechtigung oder völlige Unsinnigkeit beispielsweise der Anklage auf Weltherrschaftsstreben im Sinn der nun doch wahrhaftig notorisch gefälschten ‚Protokolle‘ überhaupt nicht mehr ankommt, — weil ja doch eben *der Mensch* überhaupt schlechthin unverbesserlicher Sünder sei und nur durch nominale *Zurechnung*, nicht durch real übereignende *Zuteilung* von Jesu Christi Heiligkeit und Heils-Wirken gerettet werden soll. (Während Katholik und Jude gewiß sind, daß Gott uns nicht ohne unsre tätige Mitwirkung erlöst.)

So können wir leider nur vor der Verbreitung dieses Büchleins warnen, das trotz mancher in wesentlicher Hinsicht tiefen und richtigen Einsichten gerade in den breiteren Kreisen, an die es sich wendet, nur verwirrend und Fehlurteile bestätigend statt beseitigend wirken kann.

Hans Bietenhard: Das tausendjährige Reich. Eine biblisch-theologische Studie. Zürich 1955. Zwingli-Verlag. 174 Seiten.

Joachim von Fiore: Das Reich des Heiligen Geistes. Bearbeitung Alfons Rosenberg. München-Planegg 1954. O. W. Barth-Verlag. 154 Seiten.

Bietenhard hat sich zunächst einmal schon dadurch aufrichtigen Dank verdient, daß er ein sehr ‚heißes Eisen‘ mutig anfaßt und recht gründlich bearbeitet, jenen ‚Chiliasmus‘ bzw. ‚Millenarismus‘, der als gut biblisch gemeinter selbst in katholischen Kreisen (vgl. Nr. 21/24, S. 55 über Chasles!), geschweige denn in protestantisch-freikirchlichen und durch die ‚Zeugen Jehovas‘ ständig an Boden gewinnt, obwohl ihm die Kirche größtes Mißtrauen entgegenbringt (um es milde zu sagen) und die Theologen ihn, wenn nicht als Häresie, so doch als Irrtum erklären (Gry, nach B. S. 134).

Dabei ist das Problem dieses Chiliasmus gerade für alle christlich-jüdischen Gespräche von größter Wichtigkeit. Geht es doch dabei nicht zuletzt um die Treue Gottes zu seinen Verheißungen gegenüber seinem Alten Bundes-Volk, den Juden, welchen die meisten christlichen Chiliasten (als zum Messias Jesus ‚Umgekehrten‘!) eine besondere Rolle im ‚Tausendjährigen Reich‘ zusprechen, während die Anti-Chiliasten häufig jede unmittelbare Gottesverheißung an das Alte Israel mit dem Neuen Bunde zwar erfüllt, aber auch als besondere „zerbrochen und abgetan“ erklären, Christus als „des Messias Ende“ (Althaus, zitiert von B., S. 129 f.). Was demgegenüber Bietenhard — in scharfer, aber wahrlich treffender Abrechnung mit Althaus‘ „halb antisemitisch bestimmten Theologismen“ (S. 132) und mit Bultmanns „Gnosis“ (S. 156) — auf der unerschütterlichen neutestamentlichen Basis des Römerbriefs und des Evangeliums in seinen vier Fassungen ausführt, ist durchschlagend und liegt ganz in der Richtung dessen, was hier so häufig dargelegt wurde: An der verbleibenden besonderen Hoffnung „ganz Israels“, der leiblichen Abkömmlinge derer, mit denen Gott am Sinai Seinen Bund geschlossen hat, kann und darf auf Grund *beider* Testamente nicht gerüttelt werden.

Was aber nun das spezielle Thema des Buches anlangt, so meint Bietenhard — wie von katholischen Auslegern auch die von ihm zitierten Wikenhauser, Sickenberger und Rohling (übrigens auch Straubinger in El Nuevo Testamento, Buenos Aires 1948, S. 383 f.; vgl. Nr. 12/15, S. 17 ff.!) — exgetisch folge der Millenarismus unwiderlegbar aus dem 20. Kapitel der Apokalypse; aus Gehorsam gegen Gottes Wort dürfe man ihn darum nicht dogmatisch wegdekretieren wollen. Was er dann von diesem Millenarismus, also von der Auffassung, *nach* Jesu Christi Wiederkehr würden die Menschen noch „tausend Jahre“ unter Seiner Herrschaft auf der alten Erde leben, um erst dann den letzten Kampf zu bestehen und dem Jüngsten Gericht entgegenzugehen, als reale Erwartung übrigbehält, das ist so vorsichtig formuliert (vor allem dank den Generalvorbehalten über die Ununterscheidbarkeit von Verheißungen fürs Millennium und für das eigentliche ‚Reich‘ jenseits des Jüngsten Tages, S. 134 und 143!), daß man wenig dagegen zu sagen vermag, weil so gut wie nichts von den grobflächlichen Erwartungen der eigentlichen ‚Chiliasten‘ — im Stil etwa der ‚Ersten Bibelforscher‘ — übernommen ist, auch jene judaisierende Richtung abgelehnt wird, die aus den ‚bekehrten Juden‘ ein christliches ‚Missions-Volk‘, werden sieht, weil sie verkennt, daß nach Paulus die Juden Jesus erst anerkennen, „wenn die *Fülle* der Heiden eingetreten sein wird“ (Röm 11, 25), wenn wir endlich *Vollchristen* geworden sind und auch unsre *Vollzahl* erreicht haben.

Nur entleert sich eben damit auch das kommende Millennium von so gut wie jedem faßbaren Inhalt. Und, was die Hauptsache ist: Mit Allo, Gry, Karrer und schließlich sogar dem dogmatischer Blicktrübung unverdächtigen protestantischen Exegeten Lohmeyer in seinem Apokalypsenkommentar, vermögen wir uns eben auch durch Bietenhard keineswegs davon überzeugen zu lassen, daß Ap 20 unzweifelhaft ein tausendjähriges Reich Jesu Christi nach seiner Parusie noch auf dieser Erde ankündige, glauben vielmehr nach wie vor, daß hier wie auch im Evangelium (5. 21 ff) Johannes selbst mit dem ‚Leben‘ der ‚ersten Auferstehung‘ jenes geistliche meint, kraft dessen Märtyrer und Konfessoren schon jetzt vom Himmel aus mit Christus „über die Erde *regieren*“ (Apk 5, 10 nach A; nicht „regieren *werden*“ nach andern Manuskripten), also auch nach der Apokalypse Christi Wiederkehr mit dem Jüngsten Tage zusammenfällt, nicht durch ein Jahrtausend von ihm getrennt ist.

Unter denen, die der neuzeitlichen Menschheit den Chiliasmus in einem weiteren Sinn (sei’s als biblischen, sei’s als säkularisierten) vermittelt haben, tritt als der wichtigste immer deutlicher der Calabreser Abt aus dem 12. Jahrhundert, Joachim von Fiore, hervor, wie seit Dempfs ‚Sacrum Impe-

rium' (München 1929) und noch in den neusten einschlägigen Publikationen von W. Nigg (Das ewige Reich, Zürich 1944) und J. Taubes (Abendländische Eschatologie, Bern 1947) vollkommen klar wird. Schon darum muß als verdienstvoll anerkannt werden, daß nach so vielem über *Joachim* durch A. Rosenberg auch einmal wenigstens eine Auswahl von ihm selbst verfaßter Schriften vorgelegt wird, wenn man auch nach der klaren biblischen Luft, die bei Bietenhard weht, sich schwer mit dem schwülen, sogar mit astrologischen Miasmen erfüllten Klima abfindet, das in der Einleitung weht; so wenig die gute Absicht zu verkennen ist, gewissermaßen den Gnostizisten ein Gnostizist zu werden, ohne doch der gnostizistischen Menschenvergottung zu verfallen (S. 65).

Inhaltlich stellt sich — nach den hier entscheidenden Texten aus Joachims 'Figurenbuch' (ed. Tondelli, Turin 1940) über das siebente oder Sabbat-Zeitalter der Heilsgeschichte (S. 98 ff.) — seine Lehre als ein Mittelding heraus zwischen dem eigentlichen judaisierenden Chiliasmus im engeren und hergebrachten Sinne des Wortes und einer 'Ver-Zeit-lichung' (wenn man so sagen darf) des platonisch-gnostizistischen Schemas von den *Pneumatikern* über den Psychikern und den Somatikern: Jene folgen auf diese in der Zeit, deren drei Hauptepochen nacheinander ein jeder dieser drei 'Naturstände' bestimmt, statt ihnen übergeordnet zu sein in der räumlich verstandenen (falschen) 'Ewigkeit' des unendlichen Kreislaufs eines ziellosen Kosmos. Einen Schritt weiter, und aus dem kommenden Zeitalter einer Weltregierung des in den kontemplativen Mönchen inkarnierten Heiligen Geistes wird das eines revolutionären Triumphes des (sich materialisierenden) 'Geistes' aktivistischer Intellektueller. (Näher dargelegt in meinem Artikel 'Chiliasmus', für die Neuaufgabe des Staatslexikons der Görres-Gesellschaft.) Es geht immer wieder um das Ganze des Menschseins, wo es geht um das rechte oder das verkehrte Verständnis der Verheißungen Gottes an Sein Volk.

Hans Asmussen: Der Römerbrief. Stuttgart 1952. Evangelisches Verlagswerk. 371 Seiten.

Karl H. Schelkle: Paulus, Lehrer der Väter. Die altkirchliche Auslegung von Römer 1—11. Düsseldorf 1956. Patmos-Verlag. 458 Seiten.

Georg Eichholz: Jakobus und Paulus. Ein Beitrag zum Problem des Kanons. München 1953. Chr. Kaiser Verlag. 51 Seiten.

Mit der Parole vom 'Glauben ohne Gesetzes-Werke' hat sich Paulus aus der Synagoge, mit der vom 'Glauben ohne Werke' Luther aus der Römischen Kirche herausentwickelt. Jenes ist die Parole des Römerbriefs; dieses die Parole eines 'Paulinismus', gegen welchen der Jakobusbrief nachdrücklich polemisiert; eben darum von Martin Luther als „stroherne Epistel“ verächtlich gemacht; in unsern Augen, wie hier schon früher ausgeführt wurde, die bergpredignächste, die jüdischste, die unmittelbar den Geist Jesu Christi in dem seines Veters Jakobus Alphaei am reinsten gespiegelt zeigende aller Episteln.

Indem Eichholz zeigt, daß dieser Jakobusbrief nicht gegen den wirklichen Paulus kämpft, sondern gegen einen diesen mißverstehenden 'Paulinismus' (wie der 1. Korintherbrief!) setzt er zur Überwindung von Luthers Mißverständnis der Epistel an. (Ohne daß er im übrigen versuchte, ihren überreichen Verkündigungsgehalt auszuschöpfen, der den des paulinischen Evangeliums urkirchlich fundiert; ausspricht, was es voraussetzt.)

Asmussen seinerseits kämpft in Auseinandersetzung mit dem Römerbrief gegen das 'lutherische' Mißverständnis an, „als müsse man sich im Raum der Gnade vor jeder Aktivität hüten“.

Schelkle aber zeigt in seiner sehr verdienstvollen Auslegungsgeschichte des Römerbriefs in der patristischen Periode, mit welcher Selbstverständlichkeit für die Väter „aus dem Indikativ des Gerechtfertigtseins der Imperativ des Wandels im Geist“ folgt (S. 439), der die gnadenhaft wiederhergestellte „Freiheit der Kinder Gottes“ voraussetzt.

Bedenklicher als die dabei gelegentlich vorkommende Verfehlung der vollen Tiefe paulinischer Rechtfertigungsspekulation erscheint uns, daß auch schon in der Väterzeit Pauli (offenbar für noch nicht von allem angestammten Heidentum geläuterte Ohren harte) Worte über die Unumstößlichkeit der göttlichen Erwählung der Juden und das ihnen vorbehaltene schließliche vollkommene Heil immer wieder verdröht und abgeschwächt wurden, vor allem von den antiochenischen Auslegern und ganz allgemein den zeitlich späteren. Im ganzen erweist Schelkle treffend als durch die Einzelheiten der Auslegungsgeschichte bestätigt, „was Ignaz von Döllinger einmal so zusammenfaßt: 'Von der aus dem Neuen Testament geschöpften Anschauung ausgehend, mahn-ten die weisesten und angesehensten unter den Kirchenlehrern, das jüdische Volk sei ein zeitweilig verirrtter Bruder, der früher oder später ins Vaterhaus zurückkehren werde, immer aber der Träger unwiderruflicher Verheißungen sei und bleibe... Der gelehrteste und geistvollste der älteren Väter, *Origenes*, erklärte: Sie sind und bleiben unsere Brüder, die nur später mit uns sich vereinigen werden, dann nämlich, wenn wir durch unsern Glauben und unser Leben sie zum Wettstreit mit uns werden erweckt haben. Selbst noch *Augustin* sprach es öfters aus: In den Herzen der Christen lebe die Zuversicht..., daß die Söhne der heutigen Juden einmal mit den Christen in einem Glauben verschmelzen werden. Diese Sinnesweise der ältesten Kirche schwand jedoch, als das Christentum römische Staatsreligion geworden war...'“ (S. 423).

Seit zum ersten Mal wieder ein neu-heidnischer Staat alles Christentum und Judentum — in richtiger Erkenntnis ihrer wurzelhaften Zusammengehörigkeit — blutig zu verfolgen begann, ist die paulinische Einsicht des Eingepfropftseins von uns Heidenchristen in den edlen Ölbaum Israel wieder bei uns erwacht; oder, wie Asmussen zu Römer 11, 17—24 schreibt, „in dem Augenblick, als die Welt damit Ernst machen wollte, die Verpflanzung in den guten Ölbaum zu verbieten“ (bzw. rückgängig zu machen), „als die Welt daran ging, den wilden Ölbaum aus sich selbst zu veredeln, da fühlte sich die Kirche im Mark getroffen. Da widersetzte sie sich“ (S. 240). Und seitdem hat sie wieder zu ahnen begonnen: Ihr ist die „fast erdrückende Verpflichtung auferlegt, das Heil so darzustellen, daß Israel den Vorrang dieses Heiles gegenüber seinem eigenen geistlichen Besitzstande willig und ungezwungen anerkennt“ (S. 233). „Wir kommen schwer daran vorbei, daß der Apostel... der Meinung ist, die Welt werde ihre Erfüllung erreichen in dem Augenblick und dadurch, daß Israel angenommen ist“ (S. 238). Dann aber wird der Glaube die Werke gehabt haben, die das Gesetz erfüllen.

Bernhard Haering: Das Gesetz Christi. Moraltheologie, dargestellt für Priester und Laien. Freiburg 1956. Erichewel Verlag. 1447 Seiten.

Schon der Titel dieses Werkes läßt erfreut aufhören, u. a. weil hier wieder einmal ein christlicher Theologe mutig vom 'Gesetz' in positivem Sinne zu sprechen wagt. So auch gleich in der Einleitung: „Das Gesetz soll aufgezeigt werden als Ausdruck der Schöpfungs- und Erlösungswirklichkeit, als die andere Seite der schenkenden Liebe Gottes, als Grenze, die nicht nur vor dem gähnenden Abgrund des Todes warnt, sondern... hindrängt zur goldenen Mitte stets wachsender Liebe.“ — Treffend sodann zu Beginn des Überblicks über die Geschichte der Moraltheologie: „Wie Christus den Alten Bund im Bunde Seiner Liebe erfüllt, so auch das alte Gesetz... von dem im Alten Testament ausgedrückten Gottes-

willen hebt Er kein Jota auf, sondern zeigt dessen letzte Erfüllung“ (Mt 5, 17 f.). Nur: „Das ist das Neue am alten Gebot der Liebe, daß wir in ganz neuer Form die Liebe ‚von Gott selbst gelernt haben‘“ (1 Thess 4, 9). Auch: „Die Beobachtung des Ritualgesetzes wird“ bei Paulus „vor allem vom neuen Bundesgesetz der Liebe her für die verschiedenen Fälle geprüft“ (Röm 14 u. 15). (S. 47 ff.; vgl. S. 271 ff.!) Wie der Auftakt, so der Fortgang. Die Betonung des ‚responsorisch-dialogischen‘ Wesens, nicht nur des Gebots, auch des Gesetzes als „ganz persönlicher Anruf Gottes an jeden einzelnen Menschen“ (S. 91); die Mahnung, daß „der neue Himmel und die neue Erde“ auch von uns Christen erst noch erwartet werden: „Geschichtliches Handeln ist nur recht, wenn es ausgerichtet ist auf diese ‚letzten Dinge‘, die *Eschata*“ (S. 135). Und dann beim Betrachten von Fehllhaltung, Bekehrung (ein selbständiges Kapitel!) und Voranschreiten zur und in der Nachfolge Jesu Christi welche reiche, dichte und doch immer klare ‚Weisung‘, auch zu sonst so häufig ungeschickt behandelten Gesichtspunkten wie dem ‚sechsten Gebot‘ (S. 386 f.) und der ‚Kollektivschuld‘, über deren Komponenten zwar Menschen nicht richten können; aber: „Auch das Volk als Ganzes muß sich vor der Gefahr hüten, sich vor Gott zu verteidigen, wenn es die Kompetenz der menschlichen Ankläger zurückweist.“ Und jedem einzelnen gilt die Mahnung: „Dabei müssen wir auch an das Unterlassen von guten, ja heroischen Akten denken, zu denen der einzelne vielleicht nicht nach allgemeinen Gesetzen, wohl aber kraft der ihm verliehenen Gnadengaben gehalten wäre“ (S. 127 ff.). So haben wir nun endlich eine Laien-Moral, die sich neben den Höchstleistungen der Laien-Dogmatik (wie der katholischen Glaubenslehre von D. Feuling OSB) sehen lassen und die man auch dem Andersgläubigen getrost in die Hand geben kann, der wissen will, wie Gottes Tora von dem Neuen Gottesvolk unter der Lehrautorität der Amtsnachfolger des Simon Bar Jona, genannt Kephais, verstanden und den Suchenden ausgelegt wird. *K. Th.*

Herbert Preisker: Das Ethos des Urchristentums. Gütersloh 1949. C. Bertelsmann. 264 Seiten.

Im Unterschied zur jüdischen Ethik läßt sich die Ethik des Urchristentums in ein mehr oder weniger einheitliches System bringen. Eine solche Aufgabe hatte sich Preisker gestellt, und er bewältigt sie mit großer Sachkenntnis. Im ersten Kapitel wird die Lebenshaltung des Urchristentums in ihrer Bestimmtheit von der Eschatologie des Reiches Gottes behandelt; im zweiten Kapitel die Wandlungen in der Lebensauffassung des Urchristentums; im dritten Kapitel faßt Preisker das bis dahin Erarbeitete zusammen und stellt das urchristliche Lebensideal der Ethik des Judentums und des hellenistischen Heidentums gegenüber. Schließlich folgt eine Schilderung, in welcher Weise das urchristliche Ethos sich in der damaligen Welt durchgesetzt hat.

In einer Darstellung der Ethik des Urchristentums muß notwendigerweise auch die Ethik des Judentums behandelt werden, dieser Aufgabe wird Preisker jedoch nur selten gerecht. Bei der Behandlung und Erfassung der jüdischen Quellen ergibt sich freilich die Schwierigkeit, daß es sich hier nicht um Material aus wenig mehr als einem Jahrhundert handelt, wie bei den von Preisker zugrundegelegten urchristlichen Schriften, sondern man hat das Alte Testament sowie das Traditionsgut des Talmud und Midrasch zu berücksichtigen. Allein die talmudische Literatur umfaßt einen Zeitraum von acht Jahrhunderten. Eine Lektüre des verdienstvollen Werkes von (Strack)-Billerbeck kann die Kenntnis der jüdischen Quellen nicht ersetzen, und eine solche ist die Voraussetzung für eine Abhandlung über die jüdische Ethik. Preisker bietet zwar einige Parallelen aus dem jüdischen Schrifttum, die er in Übereinstimmung und Abgrenzung gegenüber dem Urchristentum auszuwerten versucht, dem Judentum wird er damit jedoch nicht gerecht. Das zeigt sich z. B. da, wo Preisker behauptet, auch im Talmud werde die

Lehre entwickelt, daß das Gute ohne jeden Vergeltungsgedanken getan werden müsse, dann aber fortfährt: „durch solche gelegentlichen Erwägungen ist der Vergeltungsgedanke, der immer mit der Vergeltung im Jenseits rechnet, nicht zu erschüttern“ (S. 35). In diesem Zusammenhang wäre an Talmud Ab. zara 19a zu erinnern: „Heil dem Manne, der den Herrn fürchtet, an seinen Geboten Gefallen findet (Ps 112, 1). An seinen Geboten, aber nicht am Lohne seiner Gebote.“ Oder Sifre zu Deut. 11, 21: „Die Liebe zu Gott schließt jeden selbstsüchtigen Zweck und sogar den Gedanken an den Lohn der kommenden Welt aus.“ Vergleiche auch Aboth I, 3; II, 12. (Vgl. dazu die einleitenden acht Kapitel im Mischnakommentar des Maimonides zum Traktat Aboth.) Preisker erkennt völlig richtig, daß im Judentum die Beweggründe zum sittlichen Handeln verschiedenartig sind, und daß man nicht behaupten kann, daß ein Motiv beherrschend über allen stünde (S. 36). Diese Tatsache berechtigt aber dann nicht zu Werturteilen, wie etwa dem, daß die jüdische Ethik etwas „Selbstgerechtes, Gequältes, Verkrampftes“ bekommen habe, weil das Judentum in seinem Rechnen auf Lohn beim großen Gericht unsicher geblieben sei (S. 39). Vergleiche etwa Mechilta zu Ex. 14, 31: „Abraham bekam Anteil an dieser und an der kommenden Welt allein durch seinen Glauben“ (vgl. Gen 15, 6). Oder: Makkot 24a: „Der Fromme wird durch seinen Glauben leben“ (vgl. Hab 2, 4).

Sehr deutlich kennzeichnet Preisker dann das Gebot der Nächstenliebe im Judentum. „Das Judentum spricht von der Liebe eben nicht als Beziehung von Mensch zu Gott oder von Mensch zu Mensch, sondern in der Liebe sind alle drei zueinander geordnet: Gott, Mensch, Mitmensch. In der Liebe erfüllt der Mensch Gottes Willen“ (S. 72). Dem gegenüber stellt Preisker die Liebe im Urchristentum: „Weil alles sittliche Handeln *einen* Ursprung hat, darum ist die gesamte Lebensrichtung einheitlich, und deswegen gibt es nur die eine Haltung: Liebe“ (S. 76). Einen entscheidenden Unterschied zwischen der jüdischen Haltung und der urchristlichen vermag ich auf Grund von Preiskers Argumenten nicht zu sehen, denn die Liebeshaltung entspringt im Judentum dem Gebote Gottes: Liebe Deinen Nächsten etc., denn ich bin Gott (Lev 19, 18); hier wird nun deutlich, daß die Liebe im Alten Testament und im Judentum nicht „aus weitverbreiteten menschlichen Erörterungen hergeleitet“ wird (S. 76). Vergleiche etwa Michä 6, 8.

Auch die Urteile über die Auffassung der Natur im Judentum sind in Preiskers Darstellung recht oberflächlich, wenn er behauptet, daß im Judentum die Versuche durch äußere Reinigung sich Reinheit vor Gott zu verschaffen üblich (!) seien (S. 112). Reinigung und Reinheit werden in der jüdischen Tradition im Zusammenhang des Bildes von der Gotesehenbildlichkeit des Menschen gesehen (vgl. etwa Lev r. 34).

So könnte man noch manche einseitigen und halbbrichtigen Urteile in Preiskers Buch finden. Uns scheint, daß ein Vergleich zwischen urchristlicher und jüdischer Ethik vom christlichen Standpunkt aus nur dann fruchtbar ist, wenn man als das wesentlichste Merkmal der Unterscheidung von Judentum und Christentum die Christologie des Christentums sieht und nicht die angebliche Höherwertigkeit der einen oder der anderen Ethik. Denn nur dann wird man wohl sehen können, daß die Ethik des Urchristentums aus jüdischen Quellen fließt, und man hat es nicht mehr nötig, sein Christentum dadurch zu behaupten, daß man die Ethik des Judentums abwertet. *E. L. Ehrlich*

Schubert, Kurt: Die Religion des nachbiblischen Judentums. Verlag Herder, Freiburg-Wien 1955. 244 Seiten.

Das vorliegende Werk des Wiener Professors für Hebraistik füllt eine seit langem empfundene Lücke in der wissenschaftlichen Literatur aus. In knappem Überblick bietet Schubert eine wohlfundierte religions- und geistesgeschichtliche Darstellung des Judentums von der Spätantike bis zur Neuzeit. Besonders wichtig, weil sein Thema selten sachgerecht be-

handelt ward, ist der erste Abschnitt des Buches, in dem Schubert sich mit den Grundvorstellungen des nachbiblischen Judentums beschäftigt: Gottes- und Auserwählungsbegriff, Sündenbegriff, Jenseitsvorstellungen und Eschatologie. In einem weiteren Kapitel beschreibt Schubert die jüdische Gnosis, deren Verwandtschaft mit dem mandäisch-manichäischen Erlösungsmysterium allerdings vielleicht noch klarer hätte herausgearbeitet werden können. Dann wären wohl auch die gnostischen Motive „Welten“, „das Abgeschnitten-sein“, „die Pflanzung“, „das Verborgensein“ u. a. berücksichtigt worden. (Vgl. dazu die wichtige Arbeit von A. Altman: Gnostische Motive im rabbinischen Schrifttum, MGWJ, N. F. 47, 1939, S. 369 ff.) Hinsichtlich der Vorstellung von einem gefallenem weiblichen Prinzip wäre vielleicht zu fragen, inwieweit dabei die Gestalt der „Lilith“ eine Rolle gespielt hat.

Im zweiten Hauptteil behandelt Schubert das Judentum im Mittelalter, vor allem die Religionsphilosophie des Saadia Gabirol, Jehuda Halevi, Maimonides, des weiteren schließlich auch die Kabbala. Für eine Erörterung des Sefer Chassidim (Buch der Frommen; ausführlich darüber Scholem im FR 12/15, S. 22 ff. angezeigten Werke) fehlte wohl der Raum. Hierbei handelt es sich um das Grundwerk jüdischer Glaubensfrömmigkeit der Juden Deutschlands im Mittelalter. Im Abschnitt über die Neuzeit handelt Schubert von den mystischen Bewegungen (Iurianisches System, Sabbatianismus, Frankismus, Chassidismus). Hiermit hätte das Buch ohne Schaden sein Ende finden können, denn die beiden letzten Kapitel: „Aufklärung und Emanzipation“ und „Zionismus“ (zusammen 17 Seiten) sind nur andeutend und allzu kurz geraten, als daß der sonst nichtorientierte Leser viel damit anfangen kann. Gestalten gleich Abraham Geiger, dem großen Reform-Theologen, und Samson Raphael Hirsch, seinem neo-orthodoxen Gegenspieler, werden ebensowenig erwähnt wie die jüdischen Philosophen Hermann Cohen und Franz Rosenzweig (von einmaliger Zitierung des letzteren abgesehen). Vielleicht wäre Schubert die Bedeutung des 19. Jahrhunderts für das Judentum klarer geworden, wenn er das Buch von *Max Wiener*, Jüdische Religion im Zeitalter der Emanzipation (Berlin 1933) gekannt hätte.

Bei der Lektüre fielen im einzelnen die folgenden Kleinigkeiten auf: die Pharisäer wurden erst allmählich zu einer politischen Bewegung (nicht: „Partei“), als sie nämlich begannen, die Überlieferungen der Vergangenheit den Erfordernissen der Gegenwart anzupassen (zu S. 11). Die Übersetzung von Damaskusschr. 8, 12 f. muß lauten: „bis daß erstehet, der Gerechtigkeit lehrt, am Ende der Tage“. Von einem „Wiederaufstehen“ ist nicht die Rede (zu S. 67 und 78 f.). Sektenkanon II, 19 sodann bedeutet nicht, daß der Novize seinen Eintrittseid alljährlich erneuern muß, denn sonst würden schließlich alle Mitglieder des Bundes als Novizen zu bezeichnen sein; gemeint ist: das gesamte Aufnahme-ritual soll nur während der Herrschaft Belials Geltung haben, d. h. bis daß ein neuer Äon kommt (zu S. 74). Sektenkanon XI, 10 kann nur übersetzt werden: „denn der Mensch geht zwar seinen Weg, aber er setzt nicht fest seinen Schritt, denn bei Gott ist das Recht, und aus Seiner Hand kommt die Vollkommenheit des Wandels“ (S. 77). Unverständlich ist Schuberts Behauptung, daß laut Git. 56b, R. Jochanan b. Zakkai seine Zustimmung zur Zerstörung des Tempels gegeben hätte! In der hier angeführten Talmudstelle (S. 218, Anm. 8) findet sich davon gar nichts. Im Literaturhinweis (S. 226) fehlt das zweibändige Werk von *L. Finkelstein*, The Pharisees, 1946³, man vermißt ferner die Angabe des nützlichen Werkes von *S. W. Baron*, A Social and Religious History of the Jews, 1952² (2 Bde.).

Trotz den erwähnten Einwänden kann aber Schuberts Buch allen denen, die nach Kenntnissen über das nachbiblische Judentum streben, warm empfohlen werden. Es dürfte die erste völlig sachliche und unpolemische Darstellung seines Gegenstandes sein, die je bisher in einem christlichen Verlage des deutschen Sprachgebiets erschienen ist. *E. L. Ehrlich*

Shin Shalom: „Galiläisches Tagebuch“. Aus dem Hebräischen übersetzt von Anna Nussbaum. Heidelberg 1954. Drei Brücken Verlag. 163 Seiten.

Mit freundlicher Erlaubnis der Redaktion entnehmen wir die folgende Besprechung aus den „Frankfurter Hefen“, Mai 1956 (11, 5), S. 362 ff

So fabelhaft und lyrisch beginnt ein Buch, das Ereignisse festhält, die kaum ein Jahrzehnt zurückliegen.

Ein Mann war im Lande, der aufhorte ein Fremder zu sein und einer der unseren ward. Seine Kleider sind die Kleider aller Menschen, und die Jahre seines Lebens sind dreißig und zwanzig. Er fährt, wohn ihn das Auto fährt und wenn es die Geschwindigkeit vergrößert, ergreift ihn beklemmende Angst. Aber das Herz, das in seiner Brust dumpf schlägt, ist unser Herz, und wir sind es, die er mit sich trägt in die flutende Fülle der Tage. Ich lache in meinem Herzen. Ein Lehrer bin ich in Israel, der die Ferien im Lande verbrachte und der jetzt zu Tafel und Kreide zurückkehrt. . . .

Den geschichtlichen Rahmen bildet der israelisch-arabische Krieg, oder besser: seine Vorstufe, das Grenzgeplänkel, [d. h. es handelt sich um Ereignisse vor 1948, vor der Staatsgründung, was auch zum folgenden Text beachtet werden muß. Anmerkung der Red. des Rundbriefs]. Nur an wenigen Stellen wird das politische Geschehen direkt vermerkt. Vielmehr zeichnet ein Lehrer auf, was ihm in einem jüdischen Dorf an der Grenze widerfuhr: das eintönige und doch befriedigende Leben als Erzieher, die wenigen Begegnungen mit anderen Gebildeten (so einem Biologen und einem Arzt), die Gefahren des Grenzkampfes, vor allem aber die Liebe zu dem Arabermädchen Lejna. Den beiden jungen Menschen ist kein Zusammenleben gegönnt, die Barriere der Feindschaft bleibt unüberwindlich. Flüchtige Liebkosungen, gestohlene Augenblicke (ängstlich vor den Augen der Mitbürger verborgen), eine halbe Nacht — das ist alles. Aber es genügt, um ein Dorf zu retten, denn Lejna, die in den relativ friedlichen Zeiten gegenseitigen Mißtrauens als Magd im jüdischen Dorf arbeitete, die verschwand, als man zu schießen begann, sie kommt noch einmal wieder, um die Juden vor einem Überfall durch die Männer des eigenen Stammes zu warnen. Der Angriff wird abgewehrt, der Lehrer dabei verwundet und später ins Spital der nächsten Stadt gebracht. Das Ende des Buches entspricht dem Anfang: wieder fährt der Held ins Galil zurück, um in seinem Dorf Unterricht zu erteilen. Lejna aber ist einem Hirten versprochen, der Vater hat sie wegen ihrer Warnung nicht ganz zu Tode geprügelt.

Es läßt sich kaum eine banalere Konstruktion denken als diese. Und doch ist Shin Shaloms Tagebuch eigentümlich ergreifend. Die lyrische Prosa mit ihrem gleichsam naiven Pathos wird das ganze Buch über durchgehalten, die Reflexionen und Gefühle des Lehrers, meist in aktives Präsens gesetzt, sind wichtiger als das Geschehen selbst. Anklänge an alttestamentarische Klagelieder werden im Leser wach. Mit solcher Melodie im Ohr verwandelt sich harmlos Beschriebenes in bedeutendes Geraune. Die Prosa glüht auf, wenn Gefühl und Ereignis sich decken, so bei der Beschreibung jener jüdischen Frauen, die dem arabischen Ansturm auf das Dorf ausgesetzt sind:

. . . Jüdische Frauen, die teuren Töchter Zions, braun das Gesicht und weiß die Zähne, von denen wir unser Heil erwarten, auf die wir unsere Zukunft bauten — sie laufen mit wirren Haaren und stieren Blicken herum, wie dort in der Ukraine und an den Ufern der Weichsel, verzehrt von Angst, preisgegeben dem Schicksal: lebendiges Fleisch, das auf seine Schächter wartet. Und wenn es auch einzelne unter ihnen gibt, deren Stimme metallener widerhallt und in deren Worten eine höchste Freude klingt, die Freude derer, die jubelnd der Krone des Märtyrertods entgegengehen: das Herz findet sich nicht damit ab, das Herz will nicht, daß diese Frauen kämpfen, daß sie sterben, daß sie von Händen Fremder entweiht werden. . . .

Shin Shalom, Jahrgang 1904, stammt aus Polen, sein Großvater war Rabbi chassidischer Observanz. 1922 gelingt der Familie die Flucht nach Jerusalem, nachdem einige Jahre lang Wien flüchtiges Quartier gab. Shin Shalom schreibt Hebräisch, er erhielt für seine Lyrik mehrere Literaturpreise, sein „Galiläisches Tagebuch“ erreichte bisher vier Auflagen.

Wir dürfen also annehmen, daß diese Art von Prosa die jüdischen Leser anspricht, daß sie sich mit ihr identifizieren, selbst wenn so schwierige Probleme wie das der Liebe zwischen Jude und Araberin behandelt werden. Wir wissen nicht genug von neuer israelischer Literatur, können nicht beurteilen, ob das „Galiläische Tagebuch“ in einer literarischen Tradition steht (einer sehr jungen Tradition). Aber der Erfolg des Buches in Israel erlaubt doch einige Hinweise. Es wird klar, wie heftig die Einrichtungen des israelischen Staates und sein Schicksal die Juden bewegen, wie selbstverständlich ihnen die Organisation der Wehrsiedlung, des Bauerndorfes der Pioniere geworden ist. Shin Shaloms Werk ist in diesem Sinn, trotz seiner privaten Atmosphäre, trotz seiner lyrischen Form ein Tendenzbuch, im Einklang mit den herrschenden Maximen. Es macht zugleich deutlich, wie wenig der Staat Israel mit anderen säkularen Institutionen zu vergleichen ist, wie stark sich Hoffnung nach zweitausend Jahren Verbannung an ihn heftet, wie sehr er als Erfüllung eines Traums erscheint. Die Sehnsucht des ausgewählten Volkes hat sich irdisch manifestiert und ein israelischer Dichter wird des Liedes fähig, ihn zu besingen.

Folgerichtig werden Traditionen originär jüdischer Art, wie sie sich innerhalb Europas am reinsten in Galizien bewahrt haben, aufgegriffen. Shin Shalom verwandelt sich alte Vorbilder so an, daß sie auch das Neue mitnehmen: die Gewehre der Araber, die Traktoren der Landbestellung, Kibbutzim und Kriegsgefahr. Es ist hier nichts zu finden von den Experimenten europäischer und amerikanischer Literatur, nichts von dem hochdifferenzierten — und meist unglücklichen — Bewußtsein, das die Dichtungen unserer Zeit bestimmt. Am ehesten findet man Verwandtschaft zu gewissen expressionistischen Erzählungen, aber es muß fraglich bleiben, ob das eine Abhängigkeit bezeichnet. Das Buch ist in einer bestimmten Art jung, unbelastet von jener Fragwürdigkeit, der sich der Schrei nach Jugend bei den Expressionisten entrang. Diese Jugend entspringt Uraltem, den Büchern Ruth, Hiob und Esther, dem Hohen Liede Salomons. Sie hat die Traditionen der europäischen Literaturgeschichte mit deren Problemen verworfen, damit auch die Erinnerung an deren christliche Prägung (die sich in These und Antithese durch unsere Dichtung zieht). Aber das Gedenken an abendländische Literatur (so sehr sie vergessen werden soll, in der Form vergessen wird), kann nicht ganz getilgt werden, es äußert sich in dem unverhohlenen Ressentiment gegen die „Intellektuellen“, deren kritische und zugleich resignierende Haltung einem Farmer- und Soldatenvolk unangemessen sei. Der Lehrer im Galil hat für die Intelligenzler aus dem Café von Tel Aviv nur Verachtung:

... Wie glücklich bin ich, daß ich mich jeden Tag einige Stunden von unseren „jüdischen Intellektuellen“ entfernen kann, die eher Europäer als Juden und Menschen sind! Wie befriedigt es mich, an dieser Welt teilzunehmen, die ganz Natur, Frische und klare Rede ist...

Was hierzulande als Zeugnis fataler Reaktion zu gelten hätte, die Berufung aufs Natürliche und seine ungeistige Lebendigkeit, das erklärt sich in Israel als Forderung der Selbstbehauptung, als Ergebnis eines Regenerationsprozesses, der jeden Tag durch die umwohnenden Völker gestört und vernichtet werden kann. Zugleich zeigt es die Gefahr, in der sich die Ideologie von der eigenen Heimstatt befindet, eine Gefahr, die wahrscheinlich am sichersten durch die Mischung von undogmatischem Sozialismus und dem wiedererstandenen Heldenstum der Großen des Alten Testaments gebannt wird. Doch entgeht auch Shin Shalom nicht dem Zwiespalt, der sich aus der doppelten Frontstellung gegen Europas Ge-

schichte (an der doch auch die Juden teilhaben) und Arabiens Geschichtslosigkeit ergibt.

Der Dichter notiert: er läßt die Bedenken stehen, ohne Widerlegung, ohne Rechtfertigung: der Kampf ist im Moment wichtiger als die Skrupel des Reinen.

Dies ist eine fremde Welt. Man pürt sich an sie heran, man tut einen Blick über ein neues Land und ist dann aufs Warten verwiesen, was es noch bringen möge. Der Rang dieses Buches bestimmt sich eben nicht nach literarischen Kategorien, die hier nur beschränkt tauglich sind, sondern nach der Auskunft, die es über ein Volk gibt, dem wir viel schulden und das selbst in seiner Staatlichkeit das Stigma der furchtbaren und glücklichen Auserwählung nicht verlor.

Roland H. Wiegstein

Elly Jannes: Palästina zwischen Krieg und Frieden. Die aufpeitschende Gegenwart eines gevierteilten Landes. Übersetzt aus dem Schwedischen. Wien-Stuttgart 1956. Eduard Wancura Verlag. 207 Seiten.

Das vorliegende in deutscher Sprache bisher beste Palästina-buch. Die skandinavische Reiseschriftstellerin vermittelt ein getreues Bild sowohl über die arabischen Staaten: Libanon, Syrien, Jordanien — wozu auch die Altstadt von Jerusalem gehört — wie auch über „die andere Seite“ — Israel.

Die „andere Seite“, von der man jenseits von Israel meint, daß „eben alles schlecht ist... das meiste ist erdichtet — es ist angenehm, konstatieren zu können, daß alles auf der anderen Seite schlechter ist!“ — S. 152) —. In Israel hingegen redet man „von allem, was ihnen dort nicht mehr zugänglich ist: von den Streifzügen in den Basaren der Alten Stadt, von der Weihnacht in Bethlehem und der Höhle unten am Jordan, wo man die Isaiasrollen, die ältesten in der Welt, gefunden hat... — und dann wieder und wieder von der Alten Stadt...“ S. 158).

„Vereint und in freundschaftlicher Zusammenarbeit könnten die Länder des Vorderen Orients ihre kahlen Berge und von der Sonne ausgedörrten Gefilde in einen blühenden Garten Eden verwandeln. Aber bis dahin ist ein unendlich langer Weg. Vielleicht schien das Ziel noch nie so fern zu liegen wie jetzt. Ja, es ist wahrlich vonnöten, daß einer Gebete singt...“ (S. 10).

Man sollte eine solches Buch lesen, schon um nicht etwa noch den Haß aus Unkenntnis zu schüren, sondern vielmehr um Brücken schlagen zu helfen.

Die Verfasserin läßt die Ereignisse und Eindrücke sprechen. Der Text wird durch gute Illustrationen ergänzt.

Israel-Informationsdienst: Herausgegeben von der Informationsabteilung der Israel-Mission, Köln (kann daselbst gratis bezogen werden: Köln-Ehrenfeld, Subbelratherstr. 15). Wir weisen auch diesmal auf diese Möglichkeit hin, sich über die aktuellen Fragen, auch die des Mittleren Ostens, informieren zu können. Das Blatt bringt jeweils Dokumente, diverse Mitteilungen über Industrie, Wirtschaft und Kultur sowie zahlreiche internationale Pressestimmen zu den einschlägigen Problemen. G. L.

Bibliographische Notizen

Angermair, Rupert: Unsere Verantwortung dem andersgläubigen Bruder gegenüber, in: Religion und Weltanschauung, Mai/Juni 1956 (11/3), Seite 84—87. Aus diesen kompetenten Darlegungen in dem Sonderheft, das ganz einschlägigen Beiträgen gewidmet ist (u. a. auch Mchl, Johann: „Synagoge und Kirche“) sei hier wiedergegeben: „Fassen wir die Aufgaben aller Christen dem Judentum gegenüber zusammen:

1. Wir müssen *daran glauben*, daß Gottes Wort uns die künftige Einung mit den Juden im gemeinsamen Gottesreich verbürgt.

2. Wir müssen *darauf eingehen*, daß jüdischerseits eine Missionierung abgelehnt, ein achtungsvolles Gegenüber in Frage und Antwort, ein ehrliches Gespräch also gewünscht und angenommen wird.

3. Wir müssen *„flehen zu Gott“* (Röm 10, 1), müssen einander zu gegenseitigem Wetteifer *anregen* (Röm 11, 12, 13 f.) und in Gerechtigkeit und Nächstenliebe unsere *Dankbarkeit* für die Teilhabe am geistlichen Erbe Alt-Israels beweisen (Röm 15, 26 f.).

4. Am gemeinsamen Gespräch der gesamten Christenheit mit dem Judentum müssen wir *Christen einander* verstehen lernen, wenn die Juden erfahren sollen, daß der eine Messias, der das Reich errichten will, bereits gekommen ist.

5. Durch *Gemeinsamkeit* des *Leidens* müssen alle vor Gott das zu sühnen bereit sein, was die Kinder des einen Gottes aneinander gefehlt haben. In den *gemeinsamen* Verfolgungen sodann, die wir alle zusammen durch *„diese Welt“* erleiden, müssen wir den Beweis dafür zu sehen bereit sein, daß der gemeinsame Gott uns alle nicht aufgegeben hat, sondern uns eine gemeinsame Zukunft zugewiesen hat. Wer die Juden oder den Papst oder die evangelische Kirche angreift, meint damit heutzutage stets die *Religion überhaupt*. Wie wir Christen den Juden gegenüber eins sein müssen, so müssen Christen und Juden den „Mächten dieser Welt“ gegenüber eins sein, damit aus der Schicksalsgemeinschaft die Gemeinschaft und aus ihr die Glaubensgemeinschaft Schritt für Schritt wachse.

Es wäre eine gemeinsame Schuld unser aller, wenn wir aus dem Grund unserer Glaubensüberzeugungen nicht das eine lernten, was allein uns schließlich zusammenführen kann: die ehrfürchtige, achtungsgebietende *Liebe*. Denn „so vollzieht sich das Wachstum des Leibes Christi: er baut sich auf in Liebe“ (Eph 4, 16). Diese Liebe aber hat ihre Stufen und Grade. Ihre erste Voraussetzung ist: unsere Bereitschaft zum bewußten Gegenüber in Wort und Antwort, in gemeinsamer Verantwortung aller dem gemeinsamen Vater im Himmel gegenüber.“

Bader, Karl S.: In memoriam Erica Sinauer. In: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. 1956 (73. Bd.; 86. Bd. der Zeitschrift für Rechtsgeschichte), S. 556 f. (als Sonderdruck vorliegend). Ein erschütterndes Denkmal für die am 22. Oktober 1940 — dem Unglückstag der badischen und Pfälzer Juden — nach Gurs, und von dort nach Auschwitz deportierten, begabten Rechtshistorikerin, die „am Aufbau des Freiburger Rechtsgeschichtlichen Instituts lebhaften Anteil nahm“. — Wir sind dankbar für diesen Nachruf und möchten wünschen, daß er von vielen gelesen werden möge.

Ben-Gavriël, M. Y.: „Grundursachen der israelisch-ägyptischen Spannung“, in: „Deutsche Rundschau“, Januar 1956 (82, 1), Seite 5—8.

Eine knappe Analyse der sozialen Spannung in den arabischen Ländern, die deren Führungsschicht dazu veranlaßt, den aufkommenden Haß der von ihr ausgebeuteten arabischen Massen gegen Israel „abzuleiten“.

Ben-Gavriël, M. Y.: „Die Frage der Religion in Ysrael“, in: „Neue Deutsche Hefte“, Februar 1956 (23), Seite 873—878. Ernsthafte Analyse einer menschlich kaum lösbaren Problematik.

Buchheim, Hans: „Die Chiffren des ‚Dritten Reiches‘“, in: „Wort und Wahrheit“, Oktober 1955 (X, 10), Seite 747—754. Sehr berechtigter Appell zur ernsthaften historischen Ergründung des Geschehens der Hitler-Zeit, wie sie erst ganz allmählich in Deutschland anläuft.

Buchheim, Karl: Über die Natur totaler Herrschaft; in: „Merkur“ August 1956 (X, 8), S. 821—825. Eine bemerkens-

werte kritische Gegenüberstellung von Adlers Theresienstadt-Analyse mit H. Arendts „Wesen und Formen totaler Herrschaft“, einem Buche, auf das wir noch eingehend zu sprechen kommen wollen.

Démann, Paul: Le nouveau catéchisme allemand. In: Cahiers Sioniens, September 1955 (IX, 3), S. 266—275; eine wohlwollend-kritische Untersuchung des neuen katholischen Einheitskatechismus, die wir im nächsten Rundbrief wiederzugeben beabsichtigen.

Geis, Robert Raphael: Das jüdische Jahr im jüdischen Haus, in: „Judaica“, September 1955 (11, 3), Seite 129—134. Eine knappe Einführung in die wichtigsten Elemente der — für das Überdauern des Judentums so entscheidenden — häuslichen Begehung des jüdischen „Kirchenjahrs“.

Geis, Robert Raphael: „Geschichte einer Sehnsucht: Israel“, in: „Sonntagsblatt“, 5. 8. 1956 (32), Seite 12 f. Überblick über die Vorgeschichte des jungen Staates. Unter den themaverwandten übrigen Beiträgen der verdienstvoll auf das Evangelium des 9. Sonntags nach Pfingsten (prot. 10. n. Trin.), d. h. Luk 19, 41 ff. ausgerichteten Nummer findet sich noch der besonders bemerkenswert radikale „Wer ist erbberechtigt? Die Kirche und das Judentum“, von **Hans-Joachim Kraus**.

Goldberg, Arnold M.: „Israels Berufung und der Zionismus“, in: „Wort und Wahrheit“, November 1955 (X, 11), Seite 807 bis 817.

Der Artikel bietet grundsätzliche Erwägungen über die neue Situation des Judentums nach der Gründung des von Herzl erteilten Judenstaats im Heiligen Lande. Mit Recht wird die Entstehung einer neuen israelischen Staatsnation noch nicht als eine Erneuerung des Volkes Israel selbst aufgefaßt, wie sie noch ganz der Zukunft vorbehalten bliebe.

Goldschmidt, Hermann Levin: Die Reich-Gottes-Botschaft des Judentums, in: „Für ein Jüdisches Lehrhaus Zürich“, Oktober 1954 (IV), S. 3—16 und ebda September 1956 (VI), S. 1—24: „Grundriß eines neuzeitlichen jüdischen Lehrprogramms“; materialreiche Dokumente unermüdlicher Weiterarbeit in der Nachfolge und im Geiste Franz Rosenzweigs.

Goldschmidt, Hermann Levin: „Die Frage der jüdischen Zukunft“, in: Deutsche Universitätszeitung 12 (28. 6. 1956), Seite 8 f. Ein trotz allem zuversichtlicher Ausblick, der uns freilich in Gestalt der Leugnung wesenhafter Kontinuität zwischen früherer und zeitgenössischer Judenfeindschaft zu weit zu gehen scheint.

Jasper, Gerhard: Versuch einer Sinndeutung des Staates Israel, in: „Judaica“, September 1956 (12, 3), Seite 132—156. Eine Auseinandersetzung mit Ben-Chorin aus Kreisen der evangelischen Judenmission, worin leider wieder mit dem „Schatten des Kreuzes“, der „nach evangelischer Auffassung“ (?) das Heilige Land entweiht haben soll, operiert wird (unsere Stellungnahme dazu Nr. 29/32, S. 63) und so denn auch im Neuen Testament keinerlei Anhalt gefunden, „in der Wiederaufrichtung des Staates Israel ein Heilsgeschehen zu entdecken, das eine neue Stufe im Ablauf des endgeschichtlichen Geschehens darstellt“, — während erfreulicherweise im gleichen Heft, Seite 168, als Befund einer Tagung des Arbeitskreises für Dienst an Israel in Hessen und Nassau unvergleichlich schriftgemäßer zu lesen steht: „... so wie wir die zur Erfüllung aller Gottesverheißungen strebende Herrschaft des Herrn in allen Völkern anerkennen, so wissen wir uns zu besonderer Aufmerksamkeit, Wachsamkeit und Bereitschaft aufgerufen, wenn sich in unseren Tagen so tiefgreifende Veränderungen im Heiligen Land und dem Leben des Alten Bundesvolkes ereignen. Wir bemerken, daß die Vorgänge im Heiligen Land und die neu belebten Hoff-

nungen vieler Juden der Hoffnung zahlreicher Christen in allen Ländern auf die baldige Wiederkunft Christi neue Nahrung geben.“

Jordan, P. Placidus OSB.: Israels Glaube in christlicher Sicht, in: ‚Benediktinische Monatsschrift‘, Sept./Okt. 1956 (XXXII, 9/10), Seite 373–381.

Diese Studie, die vor allem von Katecheten gründlich beherrigt werden möge, erwartet, daß dank dem neuen Katechismus mit seiner stärker biblischen Fundierung „das christliche Volk mit dem religiösen Leben des alttestamentlichen Gottesvolkes und mit dem . . . des jüdischen Volkes von heute besser vertraut“ werde und trägt dazu bei durch quellenmäßige Herausarbeitung der — vor allem moraltheologischen — Gemeinsamkeiten mit dem Christentum, ausmündend — trotz allem dogmatisch noch Trennenden — in die Frage: „Ob hier nicht im Sinne der Apokalypse die alte mit der neuen Synagoge schon weitgehend identisch ist? Die 24 ‚Ältesten‘, die als die Vertreter der 12 Stämme Israels in“ (durch die 12 Apostel) „verdoppelter Zahl rings um den Himmels-thron versammelt sind, sind ja symbolisch für das Alte und das Neue Testament. Vereint stehen sie vor dem Throne Gottes, vereint in *Jirat Elohim* und *Ahabat Beriot*, in der Ehrfurcht vor Gott und der Liebe zu den Geschöpfen, gemäß den Grundprinzipien der jüdischen Glaubenslehre“...

Küppers, Erika: Wider den christlichen Antisemitismus, in: ‚Friede mit Israel‘, Januar 1956 (26), S. 1 f. Ein beherzigenswertes Wort gegen unberechtigte christliche Überhebung, wie sie schon Paulus (Röm 11, 17 ff.) streng untersagte; wir würden allerdings von Judenfeindschaft sprechen statt von ‚Antisemitismus‘, was nun einmal der scheinwissenschaftlich drapierte Ausdruck für die — offen oder latent stets auch antichristliche — besondere moderne Form jener Judenfeindschaft ist und bleiben sollte.

Schneider, Reinhold: Jochen Klepper in: MERKUR, September 1956. (X, 9), S. 856 ff.: „Das Tagebuch“ . . . so schreibt R. Schneider, „stellt einen uns fast fremd gewordenen Ernst in unsere Tage; es ist die Loslösung von aller literarischen Geschäftigkeit und Unverbindlichkeit und von jeglicher Eitelkeit der künstlerischen Existenz: hier bleiben allein Fügung, Gottes Wort und Auftrag und der Mensch in der Tiefe der Zeit, der das Wort zu enträtseln und zu befolgen sucht.“ — Dasselbe gilt auch von diesem erschütternden Denkmal, das Reinhold Schneider seinem Freund, Jochen Klepper, in diesem Beitrag setzt. Es sollte von vielen gelesen werden.

Jochen Klepper, der, als die Tochter aus der ersten Ehe seiner Frau, rein jüdischen Blutes, deportiert zu werden drohte, „die Seinen an der Hand genommen, als es kein Recht und keinen Schutz mehr gab, als furchtbaren Vorwurf — und doch vorwurfslos — endete dieses Leben, durch Selbstmord im Glauben . . . dieser Tod, der „von ihm her gesehen, zu einem Glaubenszeugnis und einem Zeichen der

Treue geworden; . . . es war ein Ja, der glaubensstarke Schritt über die Schwelle des Ewigen Hauses — für uns bleibt er aufwühlende Anklage . . . Uns geht nur an, was vor diesem Geheimnis liegt, dem letzten Ich und Du zwischen dem Menschen, und dem furchtbaren Vater —: diese unsere schlimme Wirklichkeit, unsere Schuld, die Verhärtung der Herzen . . .“

Klepper, Jochen¹: Aus den Tagebüchern daselbst S. 861 ff. bringt einige wesentliche Eintragungen aus diesem Tagebuch, so auch den letzten vom „10. Dezember 1942 . . . Nachmittags die Verhandlung auf dem Sicherheitsdienst. Wir sterben nun — ach, auch das steht bei Gott — Wir gehen heute nacht gemeinsam in den Tod. Über uns steht in den letzten Stunden das Bild des Segnenden Christus, der um uns ringt. In dessen Anblick endet unser Leben . . .“ (S. 872)

Schoeps, Hans Joachim: Franz Rosenzweig und das jüdische Gesetz in: Deutsche Universitätszeitung 17/18 (20. 9. 1956), S. 7–9. R. s. ‚Religiöse Erfahrung jenseits von Orthodoxie und Liberalismus‘ wird hier in ihrer grundlegenden Bedeutung für die jüdische Zukunft dargestellt; seine Rolle als Erneuerer des christlich-jüdischen Gesprächs ist in dem unten erwähnten Heidelberger Vortrag K. Thiemes behandelt, welcher demnächst im ‚Hochland‘ erscheinen soll.

Tavard, P. George H.: Christianity and Israel: Is the Church schismatic? In: ‚Downside Review‘, Oktober 1955, Seite 347 bis 358. Eine — z. T. zutreffende — kritische Auseinandersetzung mit den von Dom Oehmen OSB (Irénikon 1948), P. Démann (Cahiers Sioniens 1953) und K. Thieme (u. a. Nr. 21/24) vorgetragenen Thesen zum ökumenischen Gegenüber zwischen Kirche und Israel, worauf wir in einem der nächsten Rundbriefe ausführlich einzugehen beabsichtigen.

Wolf, Siegmund A.: Jiddisch und Rotwelsch, in: ‚Mitteilungen aus dem Arbeitskreis für Jiddistik. Herausgegeben von Dr. habil. Franz J. Beranek, Butzbach‘, Juli 1956 (4), S. 47 bis 49. Als Nebenfrucht seiner Bearbeitung eines ‚Wörterbuch des Rotwelschen‘ macht Wolf darauf aufmerksam, daß die Sprache des fahrenden Volkes ganz naturgemäß von allem angereichert wurde, was auf den Landstraßen zu hören war; wie später von Zigeunersprache, Französisch und Holländisch, so schon früh — dank dem jüdischen Fernhandel — vom Hebräischen. Der Anlaß sei benutzt, um dankbar auf das Wiedererstandensein der Arbeit an einem besonders wichtigen und reizvollen Zweig der deutschen Sprachfamilie hinzuweisen, worin bekanntlich eine bedeutende osteuropäische Literatur abgefaßt ist, aber z. B. auch das Gudrun-Lied schon 1382 — mit hebräischen Buchstaben — variiert wurde, wie Beranek beschreibt.

¹ Das Tagebuch von Jochen Klepper: „Unter dem Schatten deiner Flügel“ erscheint Ende Oktober bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart. Eine Besprechung wird im nächsten Heft des ‚Freiburger Rundbriefs‘ folgen

12. Aus unserer Arbeit

In Memoriam Dr. Benno Ostertag und

Dr. Herbert Schoenfeldt

Nachrufe von Rechtsanwalt Otto Küster, Stuttgart

Mit dem Hinscheiden dieser beiden — für die Wiedergutmachung — so prägnanten, bedeutenden Persönlichkeiten — deren es ohnehin viel zu Wenigen sind — haben auch wir zwei unserer besten Ratgeber verloren. Dankbar, daß Rechtsanwalt Küster uns diese beiden Nachrufe zum Abdruck zur Verfügung stellt, möchten wir damit zugleich unseren Dank verbinden, den wir diesen beiden hoch verdienten Männern in so großem Maße schulden, für ihre immer bereite, unersetzliche und unvergeßliche Hilfe, und was sie uns, unzähligen Hilfsbedürftigen und dem Anliegen der Wiedergutmachung waren und bleiben. (Die Red. des Rundbriefs)

Am 7. April 1956 starb in Stuttgart einer der tatkräftigsten Kämpfer für eine gerechte deutsche Wiedergutmachung, Rechtsanwalt Dr. Benno Ostertag. Er war nur 63 Jahre alt geworden; sein Herz, das im Zentrum der Stöße der Verfolgungszeit gestanden hatte, hielt einem kurzen Fieberstoß nicht mehr stand. In der deutschen Judenschaft, unter den führenden deutschen Anwälten, in den Reihen derer, die es mit der Wiederaufrichtung des Rechtsstaates in Deutschland ernst nehmen, klafft eine Lücke. Ein lebens- und leidens- erfahrener Charakterkopf, den zu sehen eine Freude war, eine Stimme, in der die gebändigte Leidenschaft gerechten

Wollens schwang, ein kluger, entschlußkräftiger Geist und ein umsichtig sorgender, um nicht zu sagen witternder guter Wille: alles das gehört jäh nur noch der Erinnerung an. Aber in vielen Herzen wird es eine Erinnerung für immer sein.

Ostertag ist 1892 in Göppingen, Württemberg, geboren, wo sein Vater Fabrikant war. Er machte mit dem späteren Marschall Rommel zusammen das Abitur. Das Studium in München, Berlin, Genf und im heimatlichen Tübingen unterbrach der erste Weltkrieg, den er vier Jahre als Soldat mitmachte. Von 1921—1938 war er dann, das erste Mal, Rechtsanwalt in Stuttgart. Daß er 1933 als Frontkämpfer die Zulassung erhielt, bestimmte seinen weiteren Lebensweg. So tief es ihn traf, daß der Kulturstaat, dem er anzugehören glaubte und den er liebte, über Nacht ein Mordstaat geworden war, hielt er es doch für seine persönliche Aufgabe, zu bleiben und mit den Unholden in der Höhle selbst zu kämpfen. Zwölf Jahre hat er den Kampf um das Recht mit den Feinden des Rechts geführt. Er ging mit den Gepeinigten oder statt der Gepeinigten zu den Peinigern, zog ihr Gebrüll, ihren Hohn, den Unflat ihres Machtrausches auf die eigene Person und sagte ihnen dann, was sie von einem Rechtsvertreter noch anhören mußten. Seit 1938 konnte er es nur noch in der demütigenden Stellung eines Rechtskonsulenten; aber er blieb der Halt seiner Leidensgenossen, als die sogenannte Arisierung im biedereren Württemberg in die Hand eines besonders teuflischen Untermenschen geriet, dem zu widersprechen von Mal zu Mal das eigene Ende bedeuten konnte. Zuletzt, als nur noch die Juden in sog. privilegierter Mischehe übrig waren, wurde er deren Sachwalter, bis ihm in den letzten Monaten doch nur noch das Untertauchen übrigblieb.

1945 hätte er dann, nun wieder Rechtsanwalt, viel mehr als zwei Hände, mehr als den einen guten Kopf nötig gehabt, so sehr wurde er von allen Seiten gebraucht. Er baute an führender Stelle auf: die deutsche Anwaltschaft, die Israelitische Kultusvereinigung Württemberg, den Zentralrat der Juden in Deutschland, die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Die amerikanische Militärregierung hatte an ihm einen unbestechlichen Gewährsmann; er war streng, nach Gebühr, aber er drang auf Unterscheidung und die relative Unschuld hatte einen Fürsprecher an ihm, dessen Wort galt. Seine Hauptsorge aber galt den Verfolgten. Der Süddeutsche Länderrat dankte es seiner einzigartigen Kenntnis der Verfolgungsgeschichte, daß trotz dem heute unvorstellbaren Durcheinander der Kräfte die für ihre Zeit vernünftigen Pioniergesetze der Wiedergutmachung zustandekamen, die eine spätere, besser gestellte Zeit leider erstarren ließ, statt sie mit gleich ernstem Einsatz umzuschaffen. Privat und aus eigener Kraft baute Ostertag für seine Leidensgenossen ein Anwaltsbüro auf, das zwar gegen seinen Wunsch und sein Behagen die Größe eines ganzen Betriebes annahm, das aber auf diese Weise so etwas geworden ist wie eine Schutzmacht für die Verfolgten. So hat er, namentlich nachdem er sich seit 1949 aus den öffentlichen Verpflichtungen zurückgezogen hatte, der eindrucksvollen Reihe schwäbisch-jüdischer Betriebsführer eine neue, denkwürdige Figur hinzugefügt. Seine Kraft freilich hat gerade diese Arbeit für den einzelnen Rechtssuchenden aufgezehrt, kein Wunder für den, der weiß, daß es in der deutschen Wiedergutmachung, der Teufel weiß warum, nahezu eines Wunders bedarf, damit auch nur das Selbstverständliche geschieht.

Lebensgang und Lebensleistung kennzeichnen nur unvollkommen einen Mann. Es bedarf der Geschichten von ihm. Zwei Erinnerungen mögen hier noch stehen. Im Ausschuß des Länderrats, einer recht grimmigen Versammlung mit viel amerikanischen Uniformträgern, viel Pathos und rollender Rede, wurde das Rückerstattungsgesetz beraten. Ein wohlbekanntes Gefühl hatte dem Verfasser des Entwurfs verboten, Jude zu sagen. So las der Referent eine lange, lange Umschreibung. „Es hat Krallen, frißt Mäuse und macht Miau. Ich würde sagen: Katze.“ So Ostertag. Am Nachmit-

tag waren neue wichtige Personen eingetroffen, und eine davon las wieder eine lange, lange Umschreibung. Plötzlich war alles munter: „Miau“, hatte es sich aus der Mitte der Württemberger vernehmen lassen. Grimm und Pathos legten sich von Stund an merklich.

Ein alter Jude muß sich in der Spruchweisheit auskennen. Als in Ostertags letztem Lebensjahr im Allparteienstaat Württemberg eine Sache begraben wurde, die vor Gott und den Menschen nicht hätte begraben werden dürfen, und als sich auch die letzte Instanz Ostertags leidenschaftlichen Appellen versagt hatte, da sagte er, und aller Zorn wich einem wirklich letztinstanzlichen Lächeln: „Es gibt noch Krähen in Württemberg.“

Württemberg und Deutschland, nicht die offiziellen Länder, wie sie im Augenblick sind, aber ihr lebendiges Grundgewebe, an dem sich die Zukunft entscheidet, trauern um einen Mann, und mit ihnen jenes Land über den Ländern, das die Heimat des Rechts ist.

*

Nachruf für Dr. Schoenfeldt bei der Trauerfeier in Bonn am 3. Juli 1956

Von Rechtsanwalt Otto Küster

Als jemand von der deutschen Seite, wie man das oberflächlich nennen mag, grüße ich Herbert Schoenfeldt, den Repräsentanten jüdischer Verbände angelsächsischen Rechts in Deutschland, und beklage seinen Tod, den Tod eines Mannes, den Deutschland sich verloren gehen ließ, soweit das menschenmöglich war; es war bei diesem wurzelechten Menschen, wie alle wissen, nicht wirklich möglich. Er war mein Gegner, mein Verhandlungsgegner, mein Verhandlungspartner, er wurde und ist schon seit langem nur noch mein Freund. Wer ihn rühmen will, muß den Mann in seiner würdigen Einsamkeit zuerst als Freund rühmen, diese ganze stille, zähe, wache Sorgsamkeit seiner Freundschaft. Aber mit dem Menschenfreund fiel der Rechtsfreund fast zusammen. Auf den ersten Blick, was für ein sonderbarer Anblick, diesen feinen, unparteiischen Mann als Haupt einer pressure group zu sehen. Die ihn dazu beriefen, wußten doch, was sie taten; er paßte zum Interessenvertreter, weil es ein hohes Interesse des Rechts war, dem es Gehör zu schaffen, auf dessen Beachtung es zu dringen galt. Zwei ehrwürdige Menschheitsprüche haben sich mir mit der Person des Rechtsfreunds Herbert Schoenfeldt verbunden. Der eine ist der 78. Spruch des Taoteking, der die alles überwindende Art und Kraft des Wassers zu bedenken gibt. In Herbert Schoenfeldt hatte das lebendige Recht die Art und Kraft des Wassers, weich, unablässig, das Starre zu überwinden. Der andere Spruch stammt aus dem Schatz seines eigenen Glaubens, er lautet lateinisch: *justitiae opus pax*.

In Herbert Schoenfeldt war jedem anschaulich, daß das Ziel des Rechts der Friede, sinnvoll erwirkter Friede ist. Wir wurden Freunde über einen merkwürdigen Rechtshandel, den Verträgen der IRSO mit den süddeutschen Ländern. Meine Vollmachtgeber konnte ich nicht überzeugen, daß der ihnen von Schoenfeldt namens der IRSO pflichtgemäß angesehene Vertrag kein Werkzeug des Friedens sein werde. Aber meinen Gegner Schoenfeldt konnte ich überzeugen, und der Vertragsschluß unterblieb bei uns. Unsere letzte Rechts- und Friedensarbeit galt dem düsteren Komplex IG-Auschwitz. Er hat in dieser Sache den Frieden, der aus dem Bemühen um Gerechtigkeit hervorgeht, nicht mehr erlebt, aber doch den Morgenschein gesehen, der ihn, wie wir hoffen, verkündigt. Über dem ist nun ein höherer und endgültiger Friede ihm zuteil geworden, uns und mir viel zu früh, Dir freilich, lieber Freund, soviel Du ahnen ließest, zu jeder Stunde willkommen. Er möge Dir leuchten und von Dir widerleuchten, wenn Du, Element geworden, Wasser der Gerechtigkeit, nach ihm aufblickst.

*

Liebe Freunde von Herbert Schoenfeldt!

Anlaßlich eine Gedenkstunde in New York für Dr. Herbert Schoenfeldt hielt Rechtsanwalt Dr. Fritz W. Arnold den folgenden Nachruf, den er uns liebenswürdigerweise zum Abdruck zur Verfügung gestellt hat.

Als einer von denen, die ihn schon in jüngeren Jahren kennen, bin ich gebeten worden, hier einige Worte über ihn zu sprechen.

Und in der Tat, die Eigenschaften, die ihn auszeichneten und befähigten, als „unbeglaublicher Botschafter der Judenheit in Bonn zu wirken“, wie die „Times“ von ihm gesagt hat, oder in der Ausdrucksweise Kurt Grossmanns im „Aufbau“ von den Deutschen als eine „Institution“ angesehen zu werden — diese Eigenschaften machten sich an ihm schon lange vor der arbeitsreichen Zeit nach 1945 bemerkbar, die er selbst als Krönung seines Lebenswerkes empfand.

Es handelte sich bei Herbert Schoenfeldt um das Phänomen eines einzelnen, der kraft seiner Persönlichkeit über der Sache steht und dem daher Vertrauen aus allen Lagern entgegengebracht wird. In Berlin war er hauptamtlich Justitiar der Treuhand-Gesellschaft des Bankhauses Mendelssohn und gleichzeitig der Vertrauensanwalt von Inhabern der höchsten Staatsstellungen der Weimarer Republik, von Mitgliedern des Adels und des Militärs, die er noch aus der Kaiserzeit, zum Teil von der Schulbank her kannte. In seinem Sprechzimmer in der Behrenstraße in Berlin hingen Bilder unterschiedlicher Persönlichkeiten, aber keines, dessen Vertrauen leicht zu erwerben oder ohne Hingebung an die Sache zu bewahren gewesen wäre. Als er im Sommer 1938 Berlin und Deutschland ohne Vorankündigung verließ, nahm er selbst diese Bilder von den Wänden, um keinen der Abgebildeten mit seiner Flucht zu belasten. Das Eiserne Kreuz I. Klasse, das er vom ersten Weltkrieg heimbrachte, ließ er auf seinem Schreibtisch liegen. Von seiner Sekretärin hinzugerufen, war ich zugegen, als die Schergen der Gestapo es fanden und der eine der beiden Galgenvögel zu dem anderen sagte: „Eigentlich ist es zu verstehen, daß er das nicht mitgenommen hat.“

Für die Nazis hatte er nur Verachtung, und wenn er sich nicht leicht und frühzeitig mit seiner Mutter zur Auswanderung entschloß, so deshalb, weil er lange glaubte, das Übel da bekämpfen zu müssen, wo es am schlimmsten wucherte. Aus Südfrankreich schickte er uns Zurückgebliebenen auf Postkarten zwei Bilder von sich selbst: das eine so, wie wir ihn kannten, ungebrochen, angriffsfreudig und fein; das andere zeigte nur seine Rückseite und darunter die Worte: „Für Hermann“.

Außer denen, die er verachtete, hatte er keine Feinde. Das ist nicht immer Lob für einen Mann, noch seltener für einen Mann des Rechtes. Aber in einem höheren Sinne und im Falle dieses Entschlafenen ist es eins: der nötigte einem jeden Achtung ab, und wenig weiß von Herbert Schoenfeldt und seinem Werdegang, wer ihn für weich hielt. Um sich selbst zu erheben, verletzt er niemand; um der Sache willen war ihm kein Opfer zu hoch und kein Einsatz zu schwer — auch nicht der Einsatz seines Lebens.

So groß war mit Recht der Glaube an seine Selbstlosigkeit, seine Voraussicht und seine Sachkunde, daß es keine Seltenheit war, wenn Anregungen von ihm, einem einzelnen, auf dem Höhepunkt einer Auseinandersetzung zu allseitiger Annahme und zur Lösung führten. Eben dies geschah in der Krise, die den sogenannten Arbeitskreis im Juni 1955 befahl, das Zustandekommen der Vorarbeiten zum Bundesentschädigungsgesetz in Frage stellend. Noch vorher, im März desselben Jahres, schrieb er mir: „Die Bestimmung des Paragraphen 34 der Dritten Durchführungsverordnung — das ist die wichtige Kaufkraftklausel — habe ich den Ministerialbeamten abgerungen, als sie außerhalb Bonns in einem Konklave den endgültigen Text herstellten, und ich sie dort eines Abends aufsuchte.“ Er war wirklich für die Deutschen, die sich mit der Wiedergutmachung befassen, noch mehr aber für die, an denen wiedergutzumachen ist, zu einer Institution geworden. Wollte Gott, er könnte solche Konklaven noch

besuchen, wenn die Durchführungsbestimmungen zum Bundesentschädigungsgesetz beraten werden!

Ich habe Ihnen ein Beispiel für Herbert Schoenfeldts Humor gegeben, der ihn in keiner Lebenslage je verließ. Lassen Sie mich nun auch ein Beispiel seines Freimuts anführen. Folgendes schrieb er mir aus Godesberg: „Ich höre manchmal den Verdacht oder die Vermutung, daß ich selber in einem Interessenkonflikt stünde, da ich nicht nur für die Claims Conference, sondern auch für die Nachfolgeorganisationen tätig sei. Ich kann versichern, daß ich ein solches Dilemma nie empfunden habe, da ich gar keine Interessengegensätze sehe. Es ist für mich im übrigen eine Selbstverständlichkeit, daß zuerst die Individualberechtigten kommen und danach erst die Nachfolgeorganisationen“. Und er fügte hinzu: „Die Nachfolgeorganisationen haben die gleiche Einstellung“. An dem unseligen Tage, an dem Hitler zur Macht kam, war Herbert Schoenfeldt, der nur 61 geworden ist, noch nicht ganz 38 Jahre alt. Daß er sogleich zu denen stieß, die den Verfolgten des Nationalsozialismus zu helfen suchten, zu denen er gehörte, war selbstverständlich. Seine Lauterkeit, seine liebenswerten Eigenschaften allem Leid gegenüber, seine Unbestechlichkeit im Kampf stellten ihn bald in die vorderste Reihe seiner Berufsgenossen, die Auge in Auge mit dem Unhold sahen.

Unter den Namen, die der ungeschriebenen Geschichte dieser Kampfzeit angehören, leuchtet der seinige in unsere Gegenwart hinüber. Ich nenne außer ihm nur diese:

Franz Eugen Fuchs, Richard Kann, Ernst Lenzberg, Heinrich Veit Simon. Er war unser, bis wir ihn aus den Augen verloren und sobald wir ihn wiederfanden. Die Freundschaften, früher schon begründet und in jener Zeit der Not, in der Freunde selten sind, wie wenige vertieft, dauern fort über sein zu frühes Grab hinaus. Am 29. Juni 1956 hat er die Augen geschlossen. Das Gesetz, das an diesem selben 29. Juni in Bonn verkündet wurde und das ungezählten Verfolgten der deutschen Schreckenszeit wenigstens eine bescheidene Hilfe bringen wird, die es ohne ihn so nicht gebracht hätte, sollte lex Herbert Schoenfeldt heißen.

Aber auch ohne diesen Ehrennamen wird die Erinnerung an ihn erst mit dem Letzten von uns untergehen, die Herbert Schoenfeldt, seine tiefe Wahrheitsliebe, seine Herzensfreundlichkeit, seinen goldenen Humor, seinen Stolz und seine Demut kannten, und die ihn um dieser seltenen Eigenschaften willen in ihr Herz geschlossen hatten.

Israel- und Palästina-Reise zwei — und drei!

Von Dr. Gertrud Luckner

Im Anschluß an die Benennung der ‚Kedma‘ (vgl. Rundbrief Nr. 29/32, S. 70) wurde mir von der Zim-Navigation, der israelischen Schiffahrtsgesellschaft, eine Schiffskarte für eine Fahrt nach Israel zur Verfügung gestellt. So folgte ich denn den Einladungen der zahlreichen israelischen Freunde und fuhr im Dezember 1955 zum zweiten Mal, diesmal mit der ‚Negbah‘, zu einem viermonatlichen Besuch, nach Israel.

Auf dem Schiff war eine Gruppe von etwa 60 französischen Katholiken, die zu Weihnachten ins Heilige Land fuhren. Die Teilnehmer dieser Gruppe, wie ich selber, empfanden dankbar das unauffällige Sorgen, eine große Aufmerksamkeit von seiten der gesamten Besatzung, die dem Aufenthalt eine besondere Atmosphäre verlieh. Es zeigte sich, daß in den Begegnungen, auch mit Israelis, die von einer Europareise wieder auf dem Heimweg waren, viele anregende Gespräche möglich waren. Manche Kenntnis, sei es auch nur von Einzelheiten, oder auch von theologischen Begriffen und Wortbildungen, wurden so den Gästen der ‚Negbah‘ vermittelt und boten eine gute Einstimmung und Vorbereitung auf das Kommende.

Über die seit meinem ersten Besuch im Sommer 1951 mittlerweile vorgegangene erstaunliche Veränderung des Landes drüben — was für ein Aufbau hatte sich da vollzogen — wird noch zu berichten sein.

Es vollzieht sich, wie Dr. Leo Baeck anlässlich der Loeb-Vorlesung in Frankfurt a. M. ausführte, in Israel eine Neugeburt und keine Wiederholung. Auch hierauf wird noch später einzugehen sein. Die bereits beim ersten Besuch im Sommer 1951 vorgefundene wache Bereitschaft zu einem Gespräch zwischen Juden und Christen (vgl. Nr. 12/15, Dez. 1951, S. 56) kam mit aller Intensität auf mich zu. Dies drückte sich in Einladungen in die verschiedensten Gruppen und Kreise aus. Im Vordergrund eines solchen Gesprächs steht vor allem für die ehemals aus Deutschland Gekommenen die Frage nach dem, wie nun die geistige Situation in Deutschland heute ist, ob der Ungeist wirklich endgültig verbannt und überwunden ist und was an Neuem wächst. In der *Schule von Beer Schewa*, der alten Stadt Abrahams, in der im Sommer 1956 erstmals das Abitur abgenommen wurde, (1951: 6 000 Einwohner, im Winter 1955/56: 24 000) wurde ich eingeladen, vor etwa 40 Schülern im Alter von 15–19 Jahren zu sprechen über „Deutschland seit 1933“. Dieses Gespräch war in englischer Sprache, da die Landessprache ja neuhebräisch, das Ivrit, ist. Die Schüler wollten immer noch mehr hören und eine äußerst lebhaft Diskussions schloß sich an. Interesse fand auch das, was über den damaligen deutschen Widerstand berichtet werden konnte, ebenfalls aber auch über solche Zeugnisse, wie das Tagebuch von Pater Delp: „Im Angesicht des Todes“, „Widerstand und Ergebung“ von Dietrich Bonhöffer; Annedore Leber, „Das Gewissen steht auf“ u. a. Schließlich wurde ich gefragt, ob etwa aus Kreisen *deutscher Jugend ein Briefwechsel* mit den Teilnehmern dieses Gesprächs zustandekommen könne.

Das Thema „Deutschland gestern und heute“ kehrte des öfteren wieder. Eine andere Frage, die gestellt wurde: Was wissen die Deutschen von Israel? Die Warenlieferungen an Israel, die nach dem Deutschland-Israel-Vertrag abgewickelt werden (s. o. S. 48) sind zwar ein gewisser Ausdruck einer Wiedergutmachungsverpflichtung der Deutschen, wie aber steht es wohl mit der moralischen Seite? In Nacharia, in einem größeren Kreis, hieß mein Thema „Von der Untergrundbewegung zur Freundschaft mit Israel“. U. a. war ich ferner eingeladen von der Wizo (der zionistischen Frauenorganisation), in Altersheime, in denen für geistige Anregung seiner Bewohner besondere Abende vorgesehen sind, vom Internationalen Akademikerinnenverband, in verschiedene Kibbuzim, bei Studenten, in zahlreichen privaten Circeln. Bei vielen dieser Gespräche im engeren oder weiteren Kreis bewegte sich die Auseinandersetzung um das Thema der Sühne. Ein Briefwechsel im nächsten Rundbrief soll hierauf näher eingehen.

Msrgr. Antonio Vergani, der Apostolische Delegat in Israel und der Vertreter des Lateinischen Patriarchen, sprach im März 1956 erstmals öffentlich, im Journalistenklub in Jerusalem, und zwar zum Thema: Die katholische Kirche in Israel.

Unter den zahlreichen christlichen Gemeinschaften der vielen verschiedenen Bekenntnisse, wie sie gerade im Heiligen Lande vertreten sind, nehmen besonders aktiv am Leben Israels teil die *kleinen Brüder und Schwestern von Foucauld* (vgl. Rundbrief Nr. 16, S. 28).

Charles Foucauld, der besonders unter den Bewohnern des Islams wirkte, (vgl. Voillaume, *Mitten in der Welt*) hat seine Anhänger auch in den beiden getrennten Teilen des Heiligen Landes, in den arabischen Staaten und in Israel. Sie wollen der „Amitié“, der Freundschaft von Mensch zu Mensch, dienen.

Wie beim ersten Besuch im Sommer 1951 war es mir auch das zweite Mal ermöglicht worden, den sonst verschlossenen Übergang in die Altstadt von Jerusalem und nach Jordanien zu erhalten und anlässlich der Osterfeiertage diese auf der „anderen Seite“ an den Heiligen Stätten dort verleben zu können und einige Einblicke nehmen zu dürfen.

Weitere Eindrücke sollen nach der vorgesehenen dritten Israel-Fahrt folgen. Es ist eine solche in Vorbereitung, die mit ganz wenigen andern deutschen Geladenen zusammen den aufgenommenen Kontakt vertiefen möchte.

Um einen solchen Kontakt auch auf wissenschaftlicher Ebene vorzubereiten, befindet sich am Schluß dieser Darlegungen eine Liste von *Publikationen wissenschaftlicher Zeitschriften, die in Israel erscheinen*. Wir möchten anregen, daß sich vielleicht ein *Briefwechsel zwischen deutschen und israelischen Wissenschaftlern und Gelehrten* anbahnt und bieten an, die im folgenden genannten Schriften leihweise zur Verfügung zu stellen und gegebenenfalls sich stellende Fragen an die für diese Frage in Israel maßgeblich orientierte Persönlichkeit weiterzuleiten.

Es sei darauf hingewiesen, daß die in hebräischer Sprache erscheinenden Zeitschriften meist eine inhaltliche Zusammenfassung in englischer Sprache enthalten.

Ein solcher Austausch könnte gewiß für beide Teile fruchtbar werden und von der Isolierung befreien, die weithin besteht und auch durch die Sprachschwierigkeit gegeben ist.

Bibliographie in Israel erscheinender wissenschaftlicher Schriften, die leihweise und kostenlos zur Verfügung stehen (über *Freiburger Rundbrief* zu erhalten):

Iyyun, herausgegeben von M. Buber, H. Bergmann, S. Ucko, N. Rotenstreich. Philosophische Gesellschaft der Hebräischen Universität, Jerusalem.

Erscheint vierteljährlich, in hebräischer Sprache, mit einer Inhaltsangabe in englischer Sprache. Bringt Besprechungen philosophischer Publikationen aus der ganzen Welt. Sehr viele Rezensionen deutscher philosophischer Bücher.

Israel Almanach: Hrsg. Département de Jeunesse et du Héchalouts de l'Organisation du Sionisme Mondiale (Jugend- und Hechalutz-Abteilung der Zionistischen Weltorganisation; Jerusalem; erscheint seit 1951 jährlich einmal, französisch).

Israel Exploration Journal: Hrsg. Prof. M. Avi-Yonah, Prof. D. H. K. Amiran; veröffentlicht vom israelischen Forschungsinstitut, mit Unterstützung der hebräischen Universität; Verleger: The Israel Exploration Society, Jerusalem. — Die Zeitschrift veröffentlicht Originalbeiträge in Englisch oder Französisch, oder Übersetzungen aus dem Hebräischen von Mitarbeitern in Israel und aus dem Ausland über folgende Themen: Altertum, insbesondere Biblische Geschichte, Archäologie, Geschichte und Archäologie späterer Epochen; Geographie, Geologie, Bodenkunde und Naturgeschichte Israels und des Nahen Ostens; erscheint vierteljährlich.

The Jewish Agency's Digest of Press and Events, herausgegeben von der Informationsabteilung des Jüdischen Weltkongresses und der Zionistischen Weltorganisation Jerusalem. Monatlich erscheinende Korrespondenz.

Kirjath Sepher: Hrsg. Dr. I. Joel; Verlag Magnes Press, Jerusalem. Inhalt: Bibliographien aller israelischen Druckschriften, Hebraika und Judaika im weitesten Sinne (soweit man ihrer habhaft wird), die in und außerhalb Israels erscheinen (welchen Inhalts und welcher Sprache sie auch sind); Bibliographische Angaben von wissenschaftlichen Aufsätzen über jüdische Geschichte und Literatur aus aller Welt; Arbeiten über jüdische Bibliographien und Hebräische Bücher und Druckschriften; Mitteilungen über Manuskripte aus dem Besitz der Universitätsbibliothek. Alle Anzeigen erscheinen in der Originalsprache: Vierteljahrszeitschrift¹.

Laws of the State of Israel (Gesetze des Staates Israel). Erscheint in englischer Sprache. Hrsg. Justizministerium, Jerusalem; erscheint jährlich einmal.

Oriental Notes and Studies: Hrsg. Prof. S. D. Goitein, Prof. L. A. Mayer, Prof. H. J. Polotsky; seit 1951 sind die folgenden Monographien erschienen: 1. Ayalon, D.: L'Esclavage du Mamelouk. 2. Polotsky, H. J.: Notes on Gurage Gram-

¹ Der Leiter der Bibliographie war K. S. Schodetman, der eines der Opfer der arabischen Angriffe auf dem versammelten Archäologen-Kongreß in Ramat Rachel am 23. 9. 1956 geworden ist. Ein stiller und friedliebender Gelehrter.

mar. 3. Lewis, B.: Notes and Documents from the Turkish Archives. 4. Heyd, U.: Language Reform in Modern Turkey. 5. Blau, H.: Studies in North Palestinian Arabic. 1953. 6. Kitab Adab as-Suhbah; ed. Kister.

Renaissance, Herausgegeben von *Pascal Thémanlys* u. a. Jewish Agency, Jerusalem. Quartalschrift. In französischer Sprache. — Das Augustheft 1956 (2/6) bringt u. a.: Nahoum Goldmann: La situation d'Israel, des juifs et du Sionisme. — Mizra Kahn: Les Réfugiés Arabes - Etude critique. — Ya'Acov Ben Tor: Les Ressources minières d'Israël.

Scopus, Herausgegeben von der Informationsabteilung der Hebräischen Universität, Jerusalem. Monatszeitschrift über Geschehnisse an der Universität von Jerusalem.

Scripta Hierosolymitana: Publikation der Hebräischen Universität, Verlag: Magnes Press, Jerusalem; erscheint jährlich. Vol. 1: Studies in Classic and Jewish Hellenism. 1954. Vol. 2: Mittelalterliches und Modernes Denken und Schrifttum (Studies in Medieval and Modern Thought and Literature).

Tarbiz: Hrsg. Prof. *Schirmann*; Organ des Judaistischen Institutes der Hebräischen Universität, herausgegeben vom Universitätsverlag „J. L. Magnes-Press“, Jerusalem; Vierteljahrszeitschrift für jüdische Studien. Erscheint Hebräisch mit einem Resumé der Arbeiten in Englisch.

Zion; Vierteljahrszeitschrift für Jüdische Geschichtsforschung; Hrsg. Prof. *I. F. Baer*, Prof. *B. Dinur*, Prof. *I. Halperin*; Verleger: Jüdische Historische Gesellschaft in Israel, Jerusalem. — Hebräisch mit englischem Resumé.

Bücher

Aus Neuer Hebräischer Dichtung übersetzt und eingeleitet von *Mirjam Scheuer* und *Uera Lewin*; Verlag: Zionist Education Department der WIZO Executive, Jerusalem.

Forum für die Probleme des Zionismus, des Weltjudentums und des Staates Israel; Verlag: Zionistische Weltorganisation, Informationsabteilung der Jewish Agency, Jerusalem; einmalig erschienen.

Yehezkel Kaufmann, The Biblical Account of the Conquest of Palestine. The Hebrew University, Jerusalem 1953, 98 p. In englischer Sprache, aus dem Hebräischen von M. Dagut.

Medical School: Zusammenfassung aller wissenschaftlichen Arbeiten, die von den Mitgliedern des wissenschaftlichen Stabs der Hadassah in den Jahren 1945—1951 verfaßt wurden. Hrsg.: Hebräische Universität und Hadassah Medical Association, Jerusalem. 162 p. In englischer und hebräischer Sprache.

A List of Publications: Zusammenfassung aller nicht medizinischen Arbeiten, die vom Akademischen Lehrkörper der Hebräischen Universität in Jerusalem in den Jahren 1946 bis 1952 veröffentlicht wurden. 162 p. Hrsg.: Hebräische Universität, Jerusalem. In englischer und hebräischer Sprache. Das Verzeichnis enthält Veröffentlichungen von Mitgliedern der Philosophischen, der Rechtswissenschaftlichen, der Naturwissenschaftlichen und der Agrarwissenschaftlichen Fakultät.

Werden und Sein des Staates Israel

Auf Einladung der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und des Colloquium politicum des Studium generale der Universität Freiburg gab *Hermann Sternberg* von der Einkaufsdelegation des Staates Israel in einem Referat einen Überblick über die heutige Gestalt Israels. Für das Weltbewußtsein verbinde sich mit dem Begriff Israel die Vorstellung von einer Zentrale des Judentums; für die

christliche Vorstellung seien das biblische Palästina und das moderne Israel zwei untrennbare Begriffe. In Wirklichkeit aber, so betonte der Referent, treffe beides nur bedingt zu. Das schicksalhafte Aufbauwerk in Israel sei nur aus der Diasporastellung des Judentums zu erklären, aus der zeitigen Erkenntnis, daß eine völlige Verschmelzung der Juden mit ihren Gastvölkern nie eintreten werde. Die Sehnsucht nach einer wirklichen Heimat wurde unter dem Einfluß liberaler Ideen des endenden 19. Jahrhunderts in die Tat der Einwanderung umgesetzt. Die erste Einwanderungswelle kam aus Osteuropa und brachte Juden ins Land, die nur aus idealistischen Motiven nach Israel strebten. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts seien dann vorwiegend junge, vom Erlebnis des Sozialismus geprägte Menschen eingewandert, und aus diesen rekrutierten sich auch heute noch die führenden politischen Kräfte des modernen Staates. Unter dem britischen Mandat habe sich das Siedlungswerk räumlich ausgedehnt, zugleich seien aber auch die Widerstände gegen die Engländer als Mandatsmacht und auf der anderen Seite die Ablehnung der Araber gegen die Juden gewachsen. In diese Situation hinein kam die dritte große Einwanderungswelle, die nun nicht mehr aus Idealismus, sondern aus Not nach Israel drängte. Im Jahre 1948 sei nach Erlöschen des britischen Mandats der junge Staat Israel ausgerufen worden, was zu den blutigen Auseinandersetzungen mit den Arabern geführt habe [vgl. Rundbrief Nr. 25/28, S. 59].

Nach dem international garantierten Waffenstillstand habe das immense Aufbauwerk Israels begonnen, und heute sei es bereits soweit gediehen, daß Besucher nach längerer Abwesenheit überwältigt seien von den gewaltigen Fortschritten der Zwischenzeit. Zu den Aufgaben seien aber auch neue Probleme gekommen: durch die Masseneinwanderung der orientalischen Juden in den letzten Jahren beginne der Einfluß der europäischen Juden zu schwinden. Trotzdem könne Israel auch heute noch als Exponent des Westens gelten, als Exponent, der trotz aller gegenteiligen Aussagen dem Kommunismus in keiner Weise verfallen, sondern gemäßigt sozialistisch eingestellt sei. In Arbeit, Kultur und Sprache, allerdings nicht immer in der Politik, fühlten sich heute Juden verschiedenster Abstammung und Berufe geeint in dem Bewußtsein, daß sie aufgerufen seien, eine große Aufgabe zu vollbringen.

In der Diskussion beantwortete der Redner weitere Fragen über das Schulwesen, die Sprache und religiöse Haltung, über die wirtschaftliche und industrielle Situation, die Stellung der Arbeiter. Er betonte auch den großen Wert der deutschen Wiedergutmachungsleistungen für den wirtschaftlichen Aufbau Israels. cw.
(Aus: Badische Zeitung [Freiburg i. Br., 7./8. 7. 1956], Nr. 155.)

*

In der ‚Jüdisch-christlichen studentischen Arbeitsgemeinschaft‘, die an der Universität Heidelberg von der Evangelischen, der Jüdischen und der Katholischen Studentengemeinde gebildet worden ist, sprach Prof. Dr. *Karl Thieme* im WS 1955/56 am 16. Februar über das Thema: ‚Der religiöse Aspekt des Antisemitismus‘ und im SS 1956 am 17. Mai über das Thema: ‚Franz Rosenzweig, der Wiedereröffner des christlich-jüdischen Gesprächs‘.

Voraussichtlich in Nr. 37: „Zur Frage des Rechtsschutzes gegen Antisemitismus“ — Israel im heutigen deutschen Geschichtsunterricht. Das Bild der alttestamentlichen Heilsgeschichte in der heutigen Katechese.
